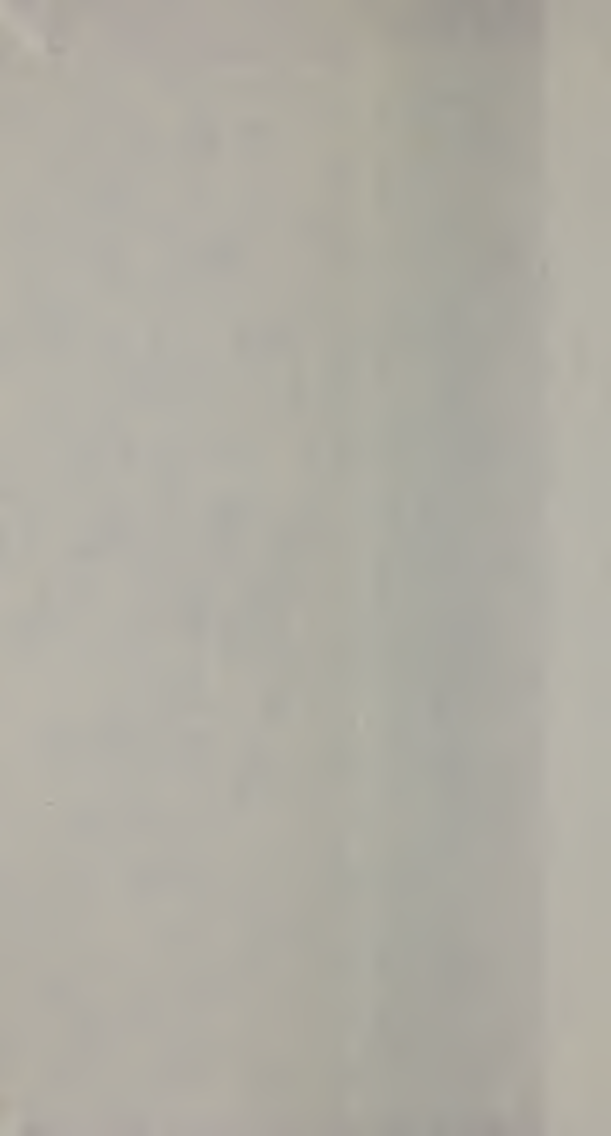
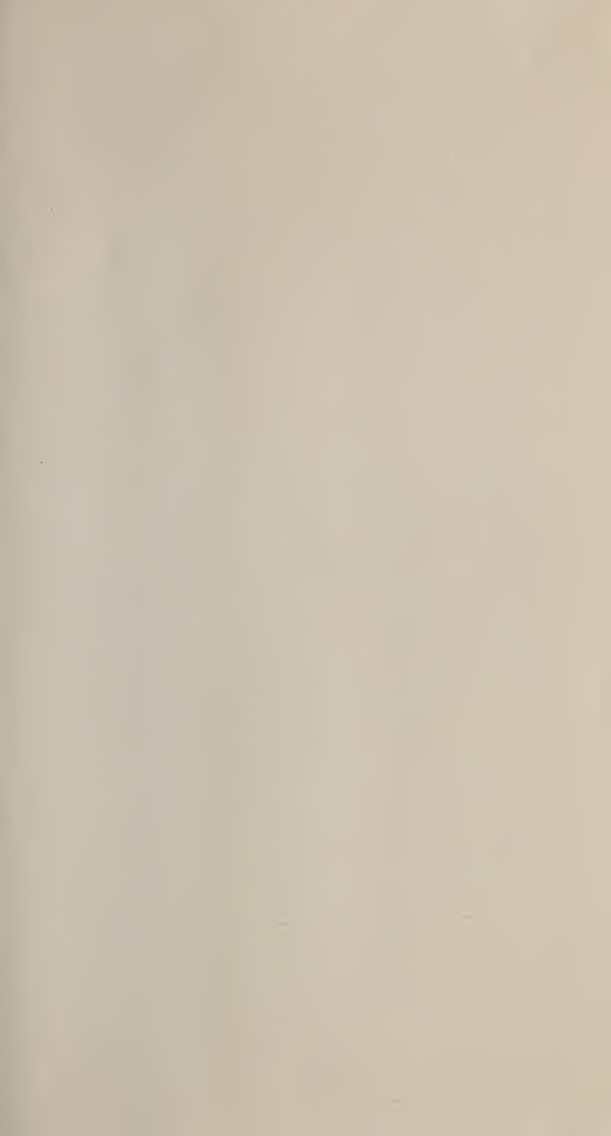
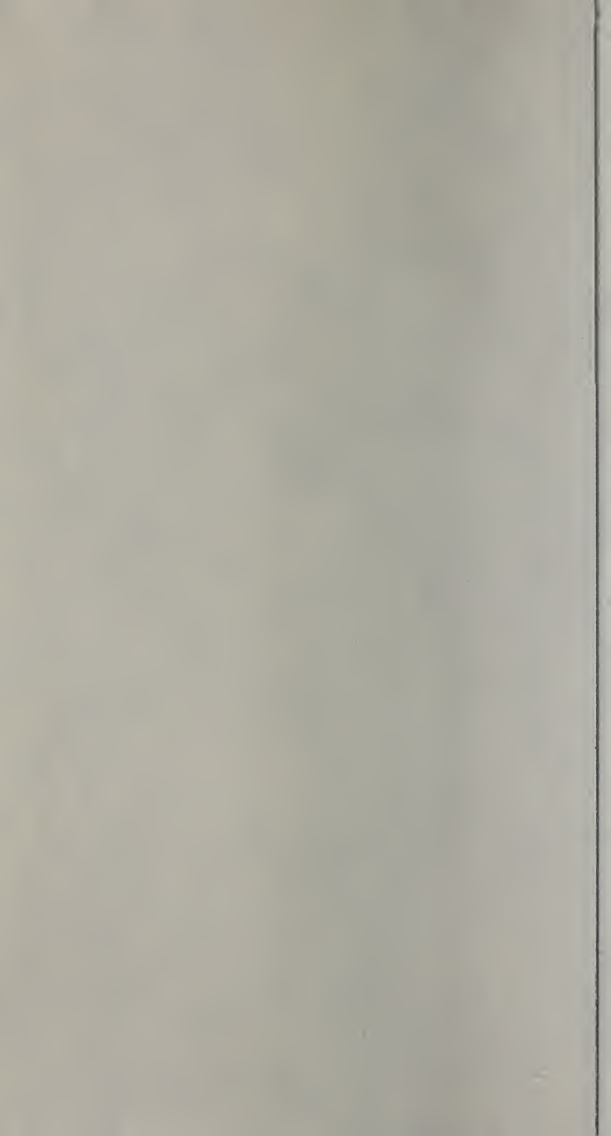
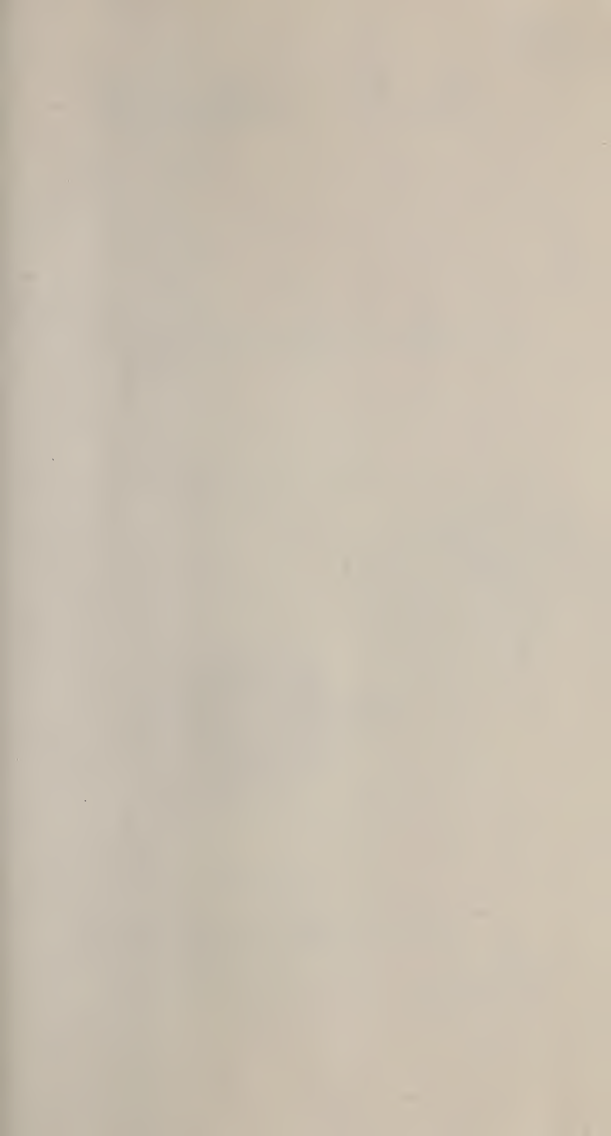












41
309

rientalische Briefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.



Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlich. Hofbuchhändler.

1844.

Zur Großherzogl.
Doberaner Bibliothek



Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Zweiter Band.

Dritter Band.

An meine Mutter.

Dresden, im Junius 1844.

Meine liebe Herzensmutter, da sind nun meine sämmtlichen Briefe bei einander, und ich bringe sie Dir jetzt alle, weil sie Dir das größte Vergnügen machen werden. Ferner bist Du so daran gewöhnt, Nachsicht mit mir haben zu müssen, daß Dir die mannigfachen Unvollkommenheiten, Widersprüche und Inconsequenzen, die untrennbar von einer solchen Briefsammlung sind, nicht störend auffallen werden; und dieser Gedanke ist mir sehr angenehm. Denn wenn ich auch bereit bin meinen Briefen tausend Unvollkommenheiten anzuerkennen, so muß ich doch die scheinbaren Widersprüche und Inconsequenzen ein wenig in Schutz nehmen, weil sie wirklich nur scheinbar sind. Am Montag sah ich ein Ding von der einen Seite an, und schrieb es Dir; am Mittwoch betrachtete ich es von der andern, und schrieb es

Dir auch. Erklärungen, Ergänzungen, die Du auf der Stelle haben mögtest, findest Du vielleicht erst zehn Briefe weiter; — vielleicht gar nicht, wenn ich nicht wieder an den Gegenstand gedacht habe, was auf einer an fremden und neuen Eindrücken reichen Reise ziemlich natürlich ist. Wiederholungen kommen denn auch vor, z. B. spreche ich ein bischen oft von den Sternen und von der Luft; aber die sind nun einmal meine Liebe und machen mich glücklich — Gnade für sie! — Dafür, daß ich meinen Glauben, meine Ansicht, meine Meinung mit der vollkommensten Unbefangenheit, ohne Hehl und ohne Rücksicht bei jeder Gelegenheit ausspreche, bitte ich Dich nicht um Gnade; denn obwol Du auf der weiten Gotteswelt die einzige Person bist, die mir imponirt, hast Du mich dennoch immer meine eigenen Wege gehen lassen, so fern und fremd sie den Deinen sein mögen, und mir eine selbständige Entwickelung gegönnt, deren Resultat mein Glaube und meine Meinungen sind.

Daß Du aus Griechenland so gar nichts findest, thut mir leid. Aber ich hatte keinen Animo in dem unglückseligen Lande, ich fühlte die Zwangsjacke, die ihm in der neuen Verfassung angepreßt wurde. Es ist ja ein Unsinn die Form zu haben und nicht das Wesen! In einem Lande, wo feudalistisch-aristo-

kratische — man kann nicht sagen Institutionen, aber Gesinnungen herrschen, wo die Klephten dem Kolocotroni, Euböa dem Griziotti, die Mainotten dem Mauromichali blind anhängen, folgen, vertrauen und gehorchen, und nur ihm: da sind folglich nur sie die Volksrepräsentanten.

Wie ganz unter meiner Erwartung die Beschwerden, Gefahren, Drang- und Mühsale dieser Reise gewesen sind, kann ich Dir gar nicht genug wiederholen. Ich muß immer lachen, wenn man mich jetzt überall wie eine von den Todten Erstandene empfängt, mitleidvoll nach großen Fährlichkeiten fragt, die mir nicht widerfahren sind, und den Muth bewundert, den ich nicht Gelegenheit gehabt habe, zu zeigen. Weder Unfälle, noch Störungen, noch Krankheiten haben uns getroffen; zuweilen Verdrießlichkeiten und Unbequemlichkeiten, nämlich träge Leute, Ungeziefer und die Kameelreiterei durch die Wüste; aber Verdrießlichkeiten giebts überall. Furcht habe ich nicht einen Augenblick empfunden, und ebensowenig die momentane Desperation gekannt, die uns ausrufen läßt: „Hätte ichs doch nie unternommen!" Bei der ganzen Sache ist nur Eines mir schwer geworden: zum Entschluß zur Reise zu kommen. Meine gute Gesundheit hat mir später Alles leicht gemacht; sie ist das Haupterforderniß. Die Wahl der guten

Jahreszeit ist das zweite: Oktober und November für Syrien, zwischen der Sommerhitze und dem Winterregen; und die Wintermonate für Egypten, bevor Pest und Wüstenwind (Chamsin) ausbrechen. — Das muß ich denn aber doch sagen: wer das Reisen wie eine oberflächliche Zerstreuung betrachtet, der gehe nicht in den Orient. Vergnügungen bietet er nicht, nur Lehren und Offenbarungen. Das habe ich vorausgesetzt, sie gesucht und gefunden, und darum bin ich vollkommen mit meiner Reise zufrieden, nur freilich wieder in meiner Art und Weise: ohne Extase und Uebertreibung.

Herzensmutter, wenn Dir die Briefe ein Paar angenehme Stunden machten — wie froh wär ich! Tausendmal küsse ich Deine Hand.

I

Wien, August 8, 1843.

Man ist nicht gleich mit drei Schritten in Constantinopel, herzliebe Mutter. Man muß viele tausend machen und, hat man sich einmal dieser plauderhaften Neigung hingegeben, so muß man auch von ihnen erzählen. Wie ein Vorspiel vor dem eigentlichen Drama mußt Du die vor-orientalischen Briefe betrachten; sie leiten die interessanteren ein, und scheinen sie Dir durch den Gegenstand zu alltäglich, so warte nur ein wenig; sie werden hoffendlich fremdländisch genug werden. Wie ich nun einmal bin, immer in die Gegenwart versunken, wenn sie nicht allzu reizlos ist, so habe ich denn auch mit großem Vergnügen die kleine Reise durch Schlesien gemacht, und mir dessen blaue Berge mit solchem Wohlgefallen angesehen, als lägen keine Alpen und Sierren in meiner Erinnerung, und kein Olymp und Libanon in meiner Hoffnung. Vor sechs Jahren schritt ich wie mit Siebenmeilenstiefeln dermaßen über

Schlesien hinweg, daß ich nur eine Nacht in Breslau schlief und mir dort das Rathhaus ansah. Dies Rathhaus gefiel mir so außerordentlich, halb phantastisch und halb schwerfällig wie es ist, mit Erkern und Thürmchen umbaut, mit Steinmetzarbeit und mit wilden Weinreben umrankt, daß die ganze Stadt in meiner Vorstellung das nämliche Gepräge erhielt, und daß ich mir einbildete es müsse Wunder was! wenn auch nicht in ihr, doch an ihr zu sehen sein — wie Prag etwa, oder wie Nürnberg, wo man durch die Straßen wandelt, und rechts und links schaut, und sich herrlich unterhält. Dergleichen Städte kommen mir wirklich wie organische Gebilde vor, die wie eine Blume von einem Samenkorn ausgegangen sind, das grade auf diesem Erdreich gedeihen mußte. Breslau ist nun weniger so; es macht sich allmälig modern, die Häuser glätten sich, die Straßen strecken sich; aus den alten Zeiten hat es nicht genug des Eigenthümlichen mit hinüber gebracht um der neuen Zeit zu imponiren. Es sieht sehr handeltreibend aus, und über den Magazinen findet man auf den Aushängeschilden das Polnische neben dem Deutschen. Auch auf der Straße hörten wir polnisch sprechen, und in den Gasthöfen wimmelte es von Polen, die in die Bäder reisten. Sonst sollen wenig Fremde nach Breslau kommen; der große Zug der

Reisenden des In- und Auslandes geht nach Süden und Westen; da liegt Breslau nicht zur Hand. Stattliche ernste Kirchen hat es, wie es sich schickt für die Residenz eines Fürstbischofs, und in der Augustinerkirche zu Unsrer lieben Frau am Sand — der Name ist doch lang wie der eines spanischen Granden! — befinden sich in den Seitenschiffen höchst seltsame Gewölbe, die eben so kunstvoll sind, als sie unvollständig aussehen. Doch kein Albrecht Dürer, kein Peter Vischer schmückten die ernsten Räume mit den lieblichen Gebilden ihrer Kunst — jener alten treuherzigen Kunst, die mir wie ein Freund tief in die Augen sieht, so daß mir dabei ganz warm ums Herz wird. Die moderne Kunst hat ihr Plätzchen gefunden, wo sie, wie das heutzutag geschieht, mit der Industrie vermischt erscheint: das Karsch'sche Museum: Gemälde, Buchbinderarbeiten, Kupferstiche, Kinkerlitzchen von Bronce, Lithographien befinden sich da neben einander, und ich muß gestehen, daß mir von all den Sachen die Buchbindereien am Besten gefallen haben. Die Lithographie der Madonna Sistina ist eine wahre Schmach für die Kunst, und doppelt auffallend in diesem Museum, weil es einen schönen Müllerschen Kupferstich desselben Gemäldes besitzt — diesen Kupferstich, den ich nie ohne Wehmuth betrachten kann, denn als die Platte fertig

war — da war die geistige Kraft des armen Künstlers erschöpft und die Nebel des Wahnsinns umhüllten ihm die Seele, die sich so lange, so tief, so innig in die heiligste, höchste Schönheit versenkt hatte. Ein herbes Loos für eine so herrliche Fähigkeit! Ach! ich muß doch immer wieder sagen, daß die köstlichsten Gaben allzuoft vergifteten Hostien gleichen, an denen man sich zugleich Verderben und ewiges Leben ißt. Nun, jener Lithograph hat von der Versenkung in die Schönheit des Urbildes keine Ahnung gehabt, und nicht daran gedacht, seine ganze Seele auf den einen Punkt zu conzentriren, wo sie zu jenem bononischen Stein wird, der so viel Licht einsaugt, bis er selbst Licht ausstralt. Aber in der Kunst müßte es nie anders sein, und nur das was Stralen wirft, entweder auf den Gegenstand oder auf den Darsteller, müßte in ihre Reihen aufgenommen werden; und alles Uebrige nicht.

Mehre schlesische Standesherrn haben Häuser in Breslau, die sich aber äußerlich durch keine besondre Schönheit auszeichnen. Auch von Kunstgegenständen, die ich in ihnen voraussetzte, wußte der Lohnlakay nichts. Es ist auch schon besser nichts der Art zu haben, als etwas Mittelmäßiges, und es ist für Privatpersonen schwer über dasselbe hinauszukommen, da den Fürsten größere Mittel zu Gebot

stehen, um das Vorzügliche in ihre Museen zu sammeln. In einem älteren Privathause befindet sich an der Decke eines großen Zimmers ein merkwürdiges Hautrelief, die Reiterstatue Gustav Adolfs, des Schwedenkönigs, von Stein oder von einer steinartigen Masse, in welche Eisenstäbe gelassen sind, sehr schön gearbeitet und obgleich über 200 Jahr alt, ganz wol erhalten. Basreliefs mit kriegerischen Darstellungen laufen am Fries hin, sind aber nicht so ausgezeichnet wie jene merkwürdige Arbeit. Dies Gemach soll früher eine protestantische Kapelle gewesen sein. Jetzt gehören von den vielen Kirchen Breslaus nur zwei den Protestanten, von denen ich die hohen Thürme der Elisabethkirche, der schönen Aussicht wegen, gern bestiegen hätte; aber es windete zu heftig. Ueberhaupt habe ich während der drei Wochen meines Aufenthaltes in Schlesien höchstens drei windstille Stunden gehabt, was doch jetzt, im hohen Sommer und fern vom Meer recht auffallend ist. Ich glaube dies ist die einzige Weise in der sich Rübezahl noch kund giebt. An seine anderen Spukereien glaubt man nicht mehr; das ärgert ihn, er tobt in seinen Bergen umher, und das giebt Sturm und Gewitter. Ich hätte gern eine andere Bekanntschaft mit dem alten launenvollen Herrn gemacht, aber er hielt mich dessen unwürdig. Obgleich

ich nun meine Reise bei ausgezeichnet schlechtem Wetter gemacht habe, so daß kein Tag ohne einige Regengüsse verging, und ein Paar Tage in Warmbrunn gründlich verregneten: so hat dennoch das Land einen freundlichen Eindruck auf mich gemacht, weil es so bevölkert und munter ist. Wie abgeschnitten ist Schlesien von der Neumark, nicht durch Ströme, Berge, Sprache, sondern durch seinen Character, seine Natur. Ganz anders bebaut und bebaumt ist es, hat Weinberge — der famöse Grünberger! — Wallnußbäume, und alle Wege mit Fruchtbäumen, besonders mit Kirschen eingefaßt, so daß die tristen Pappelalleen verschwinden. Pappeln sind hübsch, in Gärten, Gruppen von andern Bäumen überragend wie Thürme Häuser; aber zum Schmuck einer Landschaft ist ihre hagere Schönheit zu dürftig. Da macht der Kirschbaum eine andre Figur, so recht strotzend von Frische, Fülle und Ueppigkeit. Für mich, die ich die Kirschen schön wie Rubinen finde, war es ein prächtiger Anblick; da ich sie aber eben so wenig esse, als ich Rubinen essen würde, so schwer und kalt find' ich sie — war der Gedanke förmlich beängstigend, wer all diese Kirschen verzehren solle. Indessen, daß sich mehr als zu viel Liebhaber für sie finden dürften, bewiesen die kleinen Bretterzelte, hie und da an der Chaussee, in denen bestellte

Wächter den Näschern so eifrig aufpassen, wie in den Weinbergen vor der Traubenlese der Flurschütz. Die Felder waren goldgelb, und wogten in breiten Wellen ihre schweren Aehren, die allmälig geschnitten wurden. Die Ernte begann, und die Schnitter trugen bunte Bänder und Blumensträuße an den Hüten, und dengelten lustig ihre Sensen. Zwischen die Felder gestreut und so zahlreich, daß die Gegend nie einfarbig wird, sind große Dörfer, zuweilen mit hübschen Landhäusern und Schlössern der Besitzer, wobei dann niemals ein großer Garten fehlt, und eine Menge von Städten. Kreuz- und Querwege laufen von all diesen Orten zu einander, und ebenfalls zwischen Fruchtbaumalleen. Die Städte sind freundlicher und besser gebaut, als es sonst kleine Landstädte zu sein pflegen, und die Dörfer haben einen Blumenschmuck, den ich noch nirgends in diesem Maß auf dem Lande gesehen: Lilien und Rosen in der größten Fülle, und zwar Rosenbäume, die in Norddeutschland für etwas Seltenes gelten, stehen vor dem dürftigsten Häuschen, Geisblatt und Convolvel umranken die Fenster, die meistens grün oder blau angestrichene Rahmen haben, und Hecken von Spireen schließen den Garten ein, dem, so klein er auch sein möge, eine Masse von buntfarbigem Mohn, von brennender Liebe, und wie all diese

flammenden Blumen des hohen Sommers heißen, nicht fehlen. Dank dem häufigen Regen war nirgends ein welkes Blatt, ein verdorrter Halm, und machte sich die Sonne Platz zwischen den Wolken, so glänzte, blühte und duftete ihr Alles frisch und kräftig entgegen. So ist das Land in der Ebene zwischen Breslau und den Bergen; und je näher an diese, desto reicher, bunter und abwechselnder, denn da laufen die Thäler zwischen Hügelrücken von den Bergen herab und ins Land hinein, und ein Flüßchen windet sich durch sie, das die Oder zu erreichen strebt, und längs den Windungen des Flüßchens ziehen sich die Dörfer hin, und wo das eine aufhört, fängt schon wieder das andre an. Oder die Hügel greifen wie mit langen Armen ins Land hinein, und schneiden sich dadurch ein größeres weiteres Thal ab, das dann wieder in verschiedene Abtheilungen zerfällt; so ist das reizende Thal von Hirschberg oder von Warmbrunn, eins der lieblichsten in Deutschland, am Fuß des Riesengebirges, ein Paar Meilen lang und breit, ein wahrer Park — aber dermaßen, daß es den wirklichen Parks, die darin angelegt sind, Schaden thut, doch der Gegend nicht. Dies Thal ist aber auch der Kronjuwel, wie ich denn überhaupt das eigentliche Riesengebirge, von Schmiedeberg bis Hirschberg, nur eigentlich ge-

birgisch finde: überall ist dort das blaue lang hingestreckte Gebirg der schöne feste Hintergrund, zu dem sich der Blick allmälig, von der Ebene, über Hügel, über Vorberge, wie auf unregelmäßigen Terrassen erhebt, und die Schneekoppe sucht, deren Spitze häufig in Wolken gehüllt ist. Wir waren zuerst in den Sudeten, in den kleinen Bädern Charlottenbrunn, Altwasser, und dem größeren und bekannteren Salzbrunn. Zu den Reichthümern und Merkwürdigkeiten jener Gegend gehören ganz besonders die Kohlengruben; doch sie verschönern sie nicht. Es sind meistens Hochebnen, ganz von Minen untergraben, ziemlich kahl, zu denen man durch irgend eine ganz hübsche Schlucht emporsteigt, und in welche ein kleiner Fluß plötzlich, überraschend, einen tiefen schmalen Grund reißt, einen Spalt möcht ichs nennen, wie jene Liebethaler und Ottowalder Gründe, durch die man in die sächsische Schweiz hineinkommt. So ungefähr ist der Höllengrund bei Fürstenstein, eine halbe Meile von Salzbrunn. Dies Schloß erhebt sich auf der einen Seite schroff über dem Felsenabhang, während es auf der andern vollkommen in der Ebene liegt, die hier aber, eben durch die Kohlengruben, ein gewisses ödes und unbebautes Ansehen hat. Mir däucht, daß man dem Schloß Fürstenstein eine zu hohe Reputation gemacht. Mich

hat es weder durch malerische noch durch originelle Schönheit überrascht. Und sage nur nicht, ich bitte Dich, ich sei verwöhnt oder gar blasirt; denn ich bin es nicht, obgleich ich gar viel Schönes und Merkwürdiges gesehen habe. Erstens glaube ich, daß man nur in Bezug auf materielle Genüsse, auf Luxus, Wolleben, Vergnügen 2c. blasirt werden könne; denn die Sinne werden es, nicht der Geist. Der Geist wird durch die Bekanntschaft mit dem Schönsten nicht gegen das Schöne gleichgültig, sondern nur gegen das was es nicht ist. Und zweitens habe ich das Glück, daß mein Kopf eine Art von Spiegel beherbergt, der immer ganz blank ist um den äußern Eindruck zu empfangen, so daß darauf nicht das Kleine von dem Großen erdrückt, nicht das Einfarbige von dem Buntfarbigen verdunkelt wird. Vergleiche steigen nur dann in mir auf, wenn mir irgend etwas nicht so ganz gefällt; dann wäge ich es mit Anderem. Gefällt es mir, so vergleiche ich es mit nichts. Es ist da, das genügt mir. Gott! nun mache ich eine Art von Entschuldigung, weil ich Fürstenstein nicht so bewundernswerth finde, wie es den Ruf hat; — dafür habe ich etwas Andres ganz über meiner Erwartung gefunden: die Felsen von Adersbach. Sie liegen jenseits der schlesischen Grenze, in Böhmen, vier Meilen von Salzbrunn, und ein sehr

schlechter Weg führt zu ihnen. Es regnete in Strömen, und ich besann mich sehr ob ich die Partie nicht lieber aufgeben sollte, denn ich hatte von den Adersbacher Felsen so viel gehört, daß mir war als kenne ich sie. Zum Glück siegte meine Schaulust, und da ergab sich denn, daß diesen merkwürdigen Felsen das schlechte Wetter nicht schadet. Bei allen andern Bergpartien kommt es mehr oder weniger auf gute Beleuchtung an; hier gar nicht. Hier geht man in einem so engen Labyrinth von Straßen und Schluchten, hier treten die wunderlichen Formationen so nahe an einen heran, daß Regen oder Sonnenschein keinen Unterschied bewirken. All diese Felsen, von denen einige eine Höhe von drittehalb hundert Fuß erreichen, alle stehen auf ihrer kleinsten Basis, bald einzeln, bald in Klumpen, auf einem morastigen Wiesengrund, durch eine Laune der Natur hinausgeschoben und abgerissen von dem übrigen Berggeripp. Denn es liegen zwar Berge genug rund umher; aber immer sind deren Felsblöcke auf einander geschichtet. Hier siehts aus, als hätten gewaltige Berggeister sich bemüht mit rohen Händen Gestalt und Werke der Menschen nachzubilden, und darauf mißvergnügt ihre plumpen und kolossalen Nachahmungen neben einander, und zur Hälfte vergraben, in den Sumpf geschmettert. So phantastisch und

dennoch auf gewisse Weise so ähnlich sind diese Formen, daß man's dem Führer glaubt, wenn er mit der ernsthaftesten Miene von der Welt hier die Zwillinge zeigt, da die Mumie, dort die verschleierte Nonne, dort den Johannes in der Wüste — „das klein Mandl da oben zwischen den Steinen," setzte er erläuternd hinzu. Auf die Benennungen Festung, Marktplatz, Domkirche 2c. verfällt man von selbst; aber ganz beschämt gestehe ich, daß es mir unmöglich war den „Breslauer Wollmarkt" zu erkennen. Zuweilen ist der Weg ganz schmal zwischen dieser Felsenwelt, dann öffnet er sich wieder zu einem freieren Raum; an einigen Stellen treten die Wände so nahe zusammen, daß man sich hindurch winden und bücken muß. Stufen von Holz erleichtern das Steigen wo es nöthig wird. Der Glanzpunkt des Labyrinthes ist die Höle mit dem Wasserfall. Das hübsche fröhliche bewegliche Wasser fällt da auf einmal ganz erschrocken in die dunkle kellerhafte Grotte hinein, und schlängelt sich von dort in tausend mühseligen Windungen um den Fuß der Felsen in's Freie hinein. Ein Paar hundert Schritt vom Eingang, an dem der „umgestürzte Zuckerhut" Wache hält, liegt auf der ebenen Fläche das Gasthaus, dessen Wirth die Felsenwege in Ordnung hält, und der sich dafür eine Kleinigkeit bezahlen läßt. Bedeutend

mehr für das Diner, das man bei ihm einzunehmen pflegt, und das ziemlich ungenießbar sein mag, sobald man versäumt hat Forellen zu bestellen. Das vergesse ich aber nie in den Bergen, und in Schlesien ist dringend dazu zu rathen, denn die Verfeinerungen der Kochkunst sind noch nicht in die schlesischen Küchen gedrungen; ja ihre Vorläuferin, die Reinlichkeit, ist es nicht überall, und daher sind die einfachsten Speisen, wie Forellen, Eier, Kartoffeln, mir die willkommensten gewesen.

Hat man Adersbach und Fürstenstein gesehen, so ist man recht froh Salzbrunn verlassen zu können. Die Gartenanlagen um die Trinkhalle sind zwar recht niedlich, besonders durch ihren Reichthum an Rosen, aber man hat sie in einer Viertelstunde durchwandert, und der Ort selbst ist nicht anmuthig, — ein langes, langes Dorf, ganz schlecht und recht dörflich, und in dessen Mitte, als Kern etwa, jene säulengetragene Halle, welche den Brunnen, die Trinkenden und auch die Kaufläden überwölbt. Einige Gasthöfe und Logirhäuser umgeben diese Halle, so daß es grade auf diesem Fleck einigermaßen pretentiös aussieht — was den ländlichen Schönen nicht wol steht. Gebadet wird wenig, so wenig, daß die Bademeisterin mich ganz verblüft ansah, als ich am Abend um acht Uhr etwa, ein Bad zu nehmen wünschte.

Ich stand natürlich ab von meinem unerhörten Begehren, als sie mir alle dessen Schwierigkeiten vorrechnete; aber der Gedanke in einem Badeorte zu sein machte mich lächeln.

Wo es mir nun nie einfallen würde weder früh noch spät zu baden, das ist Warmbrunn; das schwefelhaltige Wasser riecht zu widerlich. Die beiden Hauptquellen sind beide mit runden kuppelgeschlossenen Gebäuden überwölbt, und in diesen Bassins wird gemeinschaftlich gebadet, ganz früh am Morgen die Herrn, dann die Damen, und später Dienstboten, Juden, Arme. Da die Quellen nicht sehr reichlich fließen, so ist der Zulauf frischen Wassers nur spärlich, und die Vorstellung etwas beunruhigend, daß nur alle acht Tage die Bassins abgelassen werden, und das Wasser gründlich erneuert wird. Uebrigens giebt es auch große Badehäuser mit einzelnen Bädern für die Personen, die an der Gemeinschaft kein Behagen finden. Der gräuliche Schwefelgeruch macht sie aber alle zusammen nur den Leidenden erträglich. Warmbrunn ist indessen so reizend, daß man dahin geht auch ohne der Bäder zu bedürfen, des lieblichen ländlichen Aufenthalts wegen. Der Stamm der Gäste besteht aus Schlesiern, wenig Ausländer kommen dahin; es ist kein europäisches Bad, wie die böhmischen Bäder sind;

kein Weltbad, wie die rheinischen und namentlich Baden-Baden; es ist für die Provinz oder für das Land Schlesien — denn man mag nicht unter dem untergeordneten Begriff von Provinz zusammengefaßt werden, und wie man seine eigene Hauptstadt Breslau hat, wohin man sich im Winter begiebt, so hat man im Sommer seinen Badeaufenthalt ebenfalls in der Heimat, an welcher der Schlesier mit großer Liebe hängt. Da nun der Kern der Gesellschaft aus schlesischen Familien besteht, die sich alle untereinander kennen, meistens mit einander befreundet oder verwandt sind, und daher ganz von selbst eine zusammenhängende Coterie bilden, so würden Fremde es schwer haben in diesen Kreis zu dringen, wenn man nicht sehr freundlich und zuvorkommend für sie wäre. In Berlin hatte mir eine liebenswürdige Freundin gesagt, die übrigens selbst zu einer der ersten schlesischen Familien gehört: „In Schlesien spricht man erst dann mit Ihnen, wenn man Ihren Stammbaum kennt.“ Ich kann freilich nur nach eigener Erfahrung urtheilen: ich habe eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, eine gastliche Zuvorkommenheit, die dem Fremden Theilnahme erweist und ihm doch vollkommen seine Freiheit läßt. Da ich aber zu der „Kaste“ gehöre — wie man jetzt sagt — und außerdem grade in der Mode bin — wie

ich mir selbst sage — so kann dennoch jene Behauptung ihre richtige Seite haben. Adlige und Nichtadlige sollen streng in der Gesellschaft geschieden sein, was allerdings nicht ohne einen starken Kastengeist durchzuführen ist — nämlich in Preußen, wo die ungeheuer große und verzweigte Beamtenwelt einen sehr zahlreichen und angesehenen Stand bildet, in welcher man ohne Rücksicht auf Herkunft aufgenommen wird und zu den ersten Stellen im Staat gelangt, also unmöglich von der ersten Gesellschaft ausgeschlossen werden kann. Da muß man sich in der That recht kunstvoll benehmen, um dennoch die „Kaste" rein zu erhalten! — Ich glaube es wird bald nur noch einen Dienstadel geben, ungefähr wie in Rußland: wer diese oder jene Stelle bekleidet, ist von Adel, und wäre er eines Bauern Sohn. Die Periode der Geschichte, welche mit der Reformation vor ungefähr dreihundert und fünfzig Jahren begann, und Adel und Kirche, wie sie jetzt bestehen, befestigte, geht ihrem Ende zu — das ist unleugbar; denn die Formen in denen beide Institutionen jetzt noch fortdauern genügen Keinem mehr! sie krachen, brechen und wanken überall, und nur noch die Minderzahl hängt unbeugsam an ihnen. Vermittlung der Gegenwart mit der Vergangenheit, mit den Ueberbleibseln, welche aus dieser in jene noch

hineinragen, kommt mir nutzlos vor. Mit der Zukunft sollte man die Gegenwart zu vermitteln suchen. Das müßte die Aufgabe der hohen Geister sein, die den prophetischen Blick über ihre Zeit hinweg und zugleich in eine kommende haben, und die den Völkern nie so nothwendig sind, als wie eben jetzt in dem Momente einer untergehenden Periode.

Auf welcher Basis die Gesellschaft in Warmbrunn sich nach hundert Jahren organisiren werde, sei dahin gestellt. Jetzt unterhält man sich dort sehr gut mit Bällen, Reünions, Spazierfahrten in die nähere und fernere Umgegend, und bei schlechtem Wetter hat man den Gesellschaftssaal und ein kleines niedliches Theater. Schauspiel scheint eine große Liebhaberei in Schlesien zu sein. Nicht nur in Warmbrunn und Salzbrunn, wo man es zur Unterhaltung der Badegäste eingerichtet hat, sondern auch in ganz kleinen Städten mit einigen tausend Einwohnern, gab es Schauspiele. Gewiß, das Volk bedarf der Unterhaltung, des Vergnügens, so gut als wir, und hat von je her seine Schauspiele gehabt und leidenschaftlich geliebt, seine Kirchweih- und Schützenfeste, seine religiösen und profanen Feste, bei denen es genug zu schauen fand; aber diese Vorliebe für's Theater kommt mir ganz besonders unerfreulich vor, so gewiß marklos. Die Kunst verirrt sich nicht zu

jenen Bühnen, und thäte sie es, so würde sie kaum auf den ungeübten Geschmack Eindruck machen, der hauptsächlich nach dem verlangt, was hübsch aussieht und bunt hergeht. Die Vorliebe für's Theater zeugt für eine gewisse schlaffe Vergnügungslust und für einen Durst nach sinnlichen Erregungen, die mir in dieser Sphäre um so trauriger scheinen, als sie schwerer zu befriedigen sind. In der Schweiz gab es bis vor nicht gar langer Zeit nirgends ein Theater, weil die kleinen Republiken fürchteten, Eitelkeit und Hang zum Vergnügen und zur Verschwendung möchten dadurch zu einer Höhe gesteigert werden, für die es in den dortigen beschränkten Verhältnissen keinen Spielraum geben dürfte. Solche patriarchalische Vorsichtsmaßregeln sind freilich nicht mehr an der Zeit, und vielleicht würden die Menschen sich tüchtiger beweisen, wenn man eine Menge Verbote aufhöbe, und zu ihnen spräche: „Redet, seht, hört, schreibt, lest, was Ihr wollt, und zeigt dadurch, daß Ihr vernünftige Menschen seid."

Acht Tage war ich in Warmbrunn, durch meinen Hauptzweck festgehalten, die Schneekoppe zu besteigen, diesen höchsten Berg in Deutschland, die Alpen abgerechnet. Es wollte gar nicht dazu kommen! immer ging die Sonne in einer ungeheuern Stratuswolke unter; immer schlug der Finke den Regenschlag;

immer riß die Kreuzspinne Löcher in ihr Netz, damit sie nicht den Kummer habe, es vom bevorstehenden Sturm zerrissen zu sehen; und immer stand der Barometer auf veränderlich. Kleinere Exkursionen machte ich inzwischen nach Orten, die weniger eines hellen Himmels bedürfen als die Koppe, nach den berühmten Parks im Thal von Hirschberg z. B., und nach Brückenberg, einer Gemeinde in den Bergen, wo der König von Preußen eine altnorwegische Kirche aufbauen läßt, die in ihrer Heimat abgebrochen und von ihm gekauft worden ist. Sie besteht ganz und gar aus Holz, und da dies durch die Zeit grau und unansehnlich geworden ist, so hat man es sauber abgehobelt, und die Kirche, die freilich noch nicht fertig ist, sieht nicht viel anders aus, als eine hölzerne Scheuer. Vier Pfeiler, die im Innern das Gebälk der flachen Decke tragen, haben rohes Schnitzwerk am Knauf. Das Ganze kommt mir vor wie die Arbeit von Wilden, und dabei in so kleinem Maßstab, daß man ihn spielerisch nennen möchte. Doppelt erscheint er so durch den schweren Glockenthurm, den man in Quadern neben diesem hölzernen Hüttchen errichtet. Schade, daß man es nicht in einem katholischen Lande zu einer kleinen Kapelle gemacht hat, die auf einsamer Bergesspitze oder in einsamer Felsschlucht ab und an den Wan=

derer zum Ausruhen von irdischen Sorgen lockt; dazu wäre es grade recht gewesen, so klein, wild und verloren ist es. Jetzt, nach protestantischer Weise allsonntäglich geöffnet, und mit Orgel und Kanzel versehen, wird es sich nicht besonders gut ausnehmen.

Hübscher finde ich die hölzernen Häuser im Park von Erdmannsdorf, welche jene protestantischen Tiroler bewohnen, die vor einigen Jahren ihrer Religion wegen aus dem Zillerthal auswanderten und hier eine kleine Colonie bilden. Das Schloß zu Erdmannsdorf wird umgebaut und der Park ist eine ganz neue, baumlose Anlage. Auch der zu Fischbach mag nicht viel älter sein, und nur der Park von Buchwald hat jenen Schmuck und Reichthum majestätischer alter Bäume, in deren Schatten einem so wol wird, und die einen so glücklichen Rahmen zu Durchsichten aufs Gebirge — oder einen Vorgrund zu dessen Ansichten bilden. Fischbach hat etwas Melancholisches, von der Welt Abgeschnittenes, wenig Wechsel in der Landschaft, und auch wenige Aussichten auf's Gebirg. Ich kann mir vorstellen, welch eine wünschenswerthe Einsiedelei es zu Zeiten für Fürsten sein muß, die zur Abwechselung einmal nichts von dem Treiben da draußen in der Welt hören und sehen mögen. Eines der Gartenhäuschen

enthält ein wahres Kleinod, so recht eins von denen um die ich die Fürsten beneiden könnte, nämlich ein altes kleines Altarbild, das ein Erzbischof von Cöln an die Prinzessin geschenkt hat. Du weißt von dem berühmten großen Altarbilde im Cölner Dome von einem unbekannten altdeutschen Meister, Herzensmama: eine Epiphania in der Mitte, und auf den Flügeln die Schutzpatrone der Stadt, Sta. Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen, St. Gereon mit seinen 11000 Jünglingen. (Beiläufig weiß ich nicht, vor welchen Barbaren diese heiligen Schaaren geflohen sind; ich glaube vor den Hunnen; aber ich meine sie waren zahlreich genug um sich zu vertheidigen, statt sich martyrisiren zu lassen.) Nun, den gleichen Gegenstand, jedoch im Kleinen, behandelt dies Bildchen, hat aber dafür zwei Seitenflügel mehr, mit der Jungfrau und dem Engel der Verkündigung. Das ist gemalt, ach! mit welcher seligen — soll ich sagen Befangenheit oder Unbefangenheit? man kann Beides sagen, denn die Wissenschaft lag in Fesseln und von Anatomie hat der Maler nichts, und von Perspektive wenig gewußt. Dafür war sein Geist, der beste Theil seiner Intelligenz, frei und rücksichtslos bei seinem Gegenstand, und unbefangen von dem Wust des Studiums malte er wie sein kindlicher Genius ihm den Pinsel führte. Das ist der unge-

heure Unterschied zwischen den alten Malern, und den neuen, die in jener alten Weise zu malen suchen: die alten wußten wirklich nicht, die neuen thun als ob sie nicht wüßten. So ein Fiesole z. B., ein frommer Klosterbruder, der sein ganzes Leben im Dienst des Altars hingebracht — was konnte der von der Schönheit einer Frauengestalt wissen? sie war ihm fremd, und so malte er sie mit jener eckigen trocknen Dürftigkeit der Formen, die allerdings sehr störend und unschön bei ihm und seines Gleichen in unser Auge fällt. Indem er das that, verstieß er freilich gegen die Wahrheit, jedoch ganz absichtslos, und die individuelle Wahrheit, daß er die Frauengestalt nicht anders malen konnte, spricht sich einfach aus. Jetzt hingegen giebt es keinen Maler, der seine Kunst abgeschlossen zwischen vier Klostermauern triebe. Er studirt auf Akademien und Kunstschulen, auf Reisen, in Museen, in Gallerien, im Atelier der Meister, im bunten Leben der Welt, im reichen Leben der Natur; da giebts Modelle aller Art, von Marmor wie von Fleisch und Blut; — warum denn diese Studien in den eigenen Productionen verleugnen, und bei heiligen Gegenständen in diese dürftige Steifheit und Magerkeit verfallen, die weder in der Wirklichkeit noch in der Phantasie des Malers existiren, folglich eine absichtliche Unwahrheit sind. Das frage ich

vor gar manchen Gemälden, welche die Jungfrau, und Engel, und heilige Frauen darstellen, und die zum Glück immer seltener und seltener gemalt werden. Ja, zum Glück! denn man versteht nicht mehr sie zu malen; und wie sollte man auch? Die Kunst kann nur das verklärt darstellen, wozu sie eine Andacht hat, woran sie glaubt. Darum malt man jetzt nach meiner Meinung nichts so gut, als Landschaften, und die — ganz meisterhaft. Eine inbrünstige Liebe, ein Glaube an göttliche Offenbarung in der Natur, eine Andacht zu ihr, die sich in tiefer Auffassung kund zu geben sucht, scheinen mir unverkennbar darin ausgesprochen. Sollte ich eine Sammlung von modernen Gemälden machen; so würde ich mit zwei oder drei Ausnahmen nur Landschaften wählen. Die alten Maler sahen in der ganzen irdischen Welt etwas von Gott Abgefallenes, und behandelten sie daher mit einiger Verachtung; für uns hingegen ist sie eine wundervolle Revelation, deren tiefsinnige Geheimnisse uns die Seele mit mystischem Schauer erfüllen, und die uns mit jeder neuen Morgenröthe neuen Stoff zur Bewunderung bringt. Diese verschiedene Anschauungsweise, die mit Character und Gang der verschiedenen Epochen zusammenhängt, spricht sich in Behandlung der Landschaft aus: den alten Malern war sie todt; uns ist

die Natur lebendig. Diese Erkenntniß ist nicht blos eine fortschreitende Bewegung — was jetzt so Manches ist, das sich einmal in Marsch gesetzt hat — sondern ein wirklicher Fortschritt, eine Durchgeistung materieller Erscheinungen; und je mehr Geist, desto mehr Leben in der Welt. —

Die Ruine des sagenreichen Schlosses Kynast dominirt die ganze Gegend von Warmbrunn, so hoch, frei und malerisch auf einem abgerissenen Felsen liegt sie; und so schön ist sie. Das ganze Thal schmiegt sich um ihren Fuß, wie um den Thron einer Königin, und Wiesen, Gärten, Dörfer, Städtchen, Flüßchen, baumreiche Hügel fügen sich zu einem bunten Teppich zusammen. Ich hatte gehört man vermisse im schlesischen Gebirge das Wasser; aber das find ich nicht. Die Schweiz abgerechnet, dies gottgeliebte durch jede Schönheit gesegnete Land, wo die Seen wie Perlen zwischen die Diamanten der Berge gestreut sind und mit ihnen an Schönheit rivalisiren: kenne ich kein Gebirg, weder die Pyrenäen noch die Tiroler Alpen, in dessen Landschaft das Wasser vorherrschend wäre. So lange die Flüsse in den Bergen sind, sind sie nicht fern vom Ursprung, folglich klein; auch die Thäler zwängen sie noch ein, und erst in der Ebene werden sie breit und groß. In einer reichen Berggegend, z. B. in

dem pyrenäischen Thal von Argelès, einem der schönsten die ich kenne: macht sich der Fluß nicht anders, als wie eine Silberstickerei am Saum eines Gewandes. Und so habe ich denn auch den Zacken, der oben einen Wasserfall bildet, hinreichend groß für das Riesengebirge gefunden.

Endlich kam denn doch der Tag, der einen schönen Sonnenuntergang versprach. Die Wolken lichteten sich um Mittag, schmolzen vor den Sonnenstralen zusammen, und die Kreuzspinne wob ihr Netz fertig. Also geschwind nach dem Essen auf die Koppe, und zwar über die Annakapelle, die Schlingelbaude und die Hampelbaude. Eine Baude ist, was in der Schweiz eine Sennhütte: ein hölzernes Haus; worin die Milchwirthschaft besorgt wird, die man hier wie dort eifrig in den Bergen treibt. Hier aber ist die Baude zugleich eine Art von Wirthshaus, was in der Schweiz, wo es der Wirthshäuser genug giebt, höchstens einmal gelegentlich die Sennhütte wird. Der anhaltende Regen hatte die Wege sehr verdorben; daher ließ ich mich tragen. Es würde mich auch sehr ermüdet haben vier und eine halbe Stunde zu steigen, besonders da die letzte Partie, die Ersteigung des Kegels, die immer zu Fuß gemacht werden muß, durch ihre Steilheit ziemlich anstrengend ist. Also bis Seidorf fuhren

wir, und dann ging es aufwärts, meistens durch Nadelholz, zuweilen über sumpfige Wiesenflächen, und hie und da mit sehr schönen Aussichten ins Thal hinein, das von den glänzenden Strahlen der Nachmittagssonne herrlich beleuchtet wurde. Wir erreichten die Hampelbaude in drei Stunden. Von ihr ist die Aussicht wirklich wunderschön, so frei und ungestört gleitet der Blick über die vielen Stätten der Menschen da unten hinweg, und findet im Grunde keinen andern Punkt zum ausruhen — als oben, den blauen, stillen Himmel, der sich wie ein schirmendes Zeltdach über all das Leben und Weben spannt. Schön für's Auge ist der Blick eigentlich nicht von solcher Höhe herab, allein er ist herzstärkend, weil er nichts Einzelnes zeigt, sondern ein Ganzes, worin alle Theile verschmelzen und keiner vor dem andern hervortritt. Da macht sich nichts breit, nicht Eitelkeit, noch Hochmuth, noch Neid und Mißgunst, noch Trotz, noch Alles was den Menschen das Leben verkümmert. Da fühlt man sich von einem erquickenden Frieden umweht, und hör ich hernach die Leute von Freiheit schwatzen, so rathe ich ihnen: „Geht auf die Berge, lebt dort einsam als Jäger, als Hirt; das ist denn doch eine wirkliche Freiheit, eine Unabhängigkeit von allen äußeren Einflüssen, von allen fremden Einwirkungen.

Freiheit muß absolut sein; jede modifizirte Freiheit ist keine, beschränkt sich auf Freiheiten, d. h. auf gewisse Vorzüge, Vorrechte, Rechte, Gesetze — nennt es wie Ihr wollt — genug, auf Concessionen die man den Einzelnen macht, und die sie erst gebrauchen, dann mißbrauchen. Das ist der Gang von Allem, was man da unten Freiheit zu nennen beliebt. Ach, ich freue mich recht zu den Beduinen zu kommen, da werde ich das finden was ich Freiheit nenne! die Civilisation macht den Menschen zum Sclaven, nicht einen, sondern Alle."

Nun, auf der Hampelbaude gab's wenig genug Civilisation, sondern so eine Art von patriarchalischem Zustand. Ein großer Raum, mit Tischen, Bänken, Schemeln, und mit einem mächtigen grünen Kachelofen, war Allerweltszimmer. Da saßen die Reisenden, die Führer, die Sesselträger; da saßen die Knechte und verzehrten ihre Abendsuppe; da trieben die Mägde ihre Geschäfte, kochten Milch auf, reinigten Küchengeräth; da kamen endlich gar junge Leute und Musikanten aus den nächstgelegenen Dorfschaften, um dieses Zimmer in einen Ballsaal zu verwandeln, und die Nacht in der Hampelbaude zu vertanzen; denn es war Sonnabend — Julius 29 — und die Träger hatten uns schon gesagt, daß der Tanz ein gewöhnliches Feierabendsvergnügen

dort sei. Als wir sahen, daß es Ernst wurde, gingen wir weiter, und auf dem Sattel des Berges fort bis zum Kegel. Die Hampelbaude liegt auf einer geschützten Ebene, die reichliche Viehweide bietet. Kaum hat man aber die sogenannte Seifenlehne erstiegen, so nimmt der Berg einen ganz unwirthbaren Charakter an, und in einer Höhe, wo in der Schweiz die herrlichsten Alpen grünen, gedeiht hier nur noch niedriges Gestrüpp von Nadelholz. Der Kegel selbst ist aber ganz und gar mit Geröll von Steinen und Felsblöcken überschüttet, und doch ist der höchste Punkt der Schneekoppe nur 5000 Fuß.

Licht und frei war noch die Aussicht von der Hampelbaude gewesen, obgleich der Wind sich schon stark und kalt erhub. Je mehr die Sonne sank, desto stärker wurde er, und mit großer Geschwindigkeit trieb er ein Heer von Wolken zusammen, das sich anfänglich jagte und tummelte, aber sich nach und nach zu einer festen dunkelgrauen Masse zusammenballte, die sich wie eine undurchsichtige Glocke rings um die Koppe legte, so daß wir sehr bald weder Ebene noch Gebirg, weder Himmel noch Erde sahen. Inzwischen war aus dem Wind ein Sturm geworden, der sich sehr fühlbar machte, als die Ersteigung des Kegels begann, welcher ganz kahl und frei, allen Winden preisgegeben, und dabei sehr steil

ist. Es wurde mir schwer genug mich auf den Füßen zu erhalten, und nun gar die rohen Stege zu erklimmen. In einer halben Stunde waren wir oben, und als der eine Träger, der mir zum Führer gedient hatte, freundselig sagte: „Sie können gut laufen"; — fühlte ich mich geschmeichelt und für meine Anstrengung belohnt. Es blieb auch mein einziger Lohn, denn Finsterniß umgab uns so dicht, daß wir nur die nächsten Gegenstände gewahr werden konnten, obgleich es erst halb 9 Uhr war. Die Kapelle empfing uns gastlich. So heißt die Herberge, die Graf Schaffgotsch, der Besitzer dieser ganzen Gegend, für die Reisenden hat bereiten lassen; ein kleines, rundes, thurmähnliches Gebäude, mit sehr starken Mauern, und winzigen Fenstern, hoch oben unter der Decke, um gehörig dem Sturm zu widerstehen, der es sieben Achtel des Jahres umbraust. Wenn ich sage gastlich, so meine ich, daß sie gab was sie hatte: Obdach und frugale Kost von Eiern und Schinken, Brot und Butter. Da oben gedeiht nichts, ist nichts zu haben, nicht einmal Wasser; Alles muß hinauf getragen werden: da beschränkt man sich denn auf das Nothwendigste. Freilich, in der Schweiz auf dem Rigi ist es anders! Da speis't man wie in jedem andern Schweizer Gasthof, da giebts eine lange Reihe von kleinen

Schlafzimmern mit bequemen Betten, da findet man einen Salon mit einem Piano und einer kleinen Bibliothek; — und er ist höher als die Schneekoppe. Dafür trifft man aber auch auf ihm die ganze Welt der Reisenden, und auf ihr eine winzige Fraction derselben. Wir trafen zum Glück sehr wenig Gesellschaft: einen Vater mit drei kleinen Söhnen, die tapfer den ganzen Weg zu Fuß gemacht hatten, und noch ein Paar Herren. Das war wol ein Glück, denn der Raum ist höchst beschränkt. Das Innere der Kapelle ist ein Gemach; ein großer eiserner Ofen erwärmt es, und genügt zugleich den Erfordernissen der Küche; seitwärts ist ein Abschlag gemacht, worin Geschirr, Wäsche, auch Vorräthe aufbewahrt werden. Lange Tische und Bänke bilden das Meuble des Gastzimmers. Eine kleine Treppe führt zu einer Art von Balkon oder von Loge empor, in welcher etwa ein halbes Dutzend Lagerstätten, d. h. Matratzen sich befinden. Mehr Comfort giebts nun einmal nicht dort oben. Ich legte mich fein ruhig auf eine Matratze, und fand diese Situation eine gute Vorbereitung zu einer Reise im Orient. Den untern Raum hatten die Wirthsleute, die Sesselträger und Führer auch für die Nacht inne. Anfangs ergötzten sie sich noch mit Kartenspiel, und die unendliche Redseligkeit des

gemeinen Mannes hielt sie bis gegen Mitternacht wach. Dann wurde die allgemeine Streu, durch einige Federbetten versüßt, unten bereitet, die Gespräche verstummten, und bald schnarchten die beneidenswerthen Schläfer aus Leibeskräften. Leider war ich nicht ermüdet genug um schlafen zu können. Der unerhörteste Sturm durchtobte die Nacht, und ich zählte sehnsüchtig jeden Stundenschlag der großen Wanduhr. Als es dämmerte ertönten laute Stimmen vor der äußern Thür, die Einlaß begehrten. Die Wirthsleute waren sogleich munter, räumten aber zuvor die Streu 2c. hinweg, so daß die Leute draußen sehr unwillig über die Verzögerung wurden. Es gab einen tüchtigen Zank; und endlich drang in die geöffnete Pforte ein ganzer Menschenstrom hinein: ein Theil der Ballgesellschaft von der Hampelbaude; welche den Sonnenaufgang auf der Koppe genießen wollte. Ich, froh die Nacht überstanden zu haben, war schnell auf den Füßen, ungemein schnell, da ich nicht einmal meine Haarnadeln, nicht einmal meine Schuhe ausgezogen hatte. Aber es half mir nichts! der Sonnenaufgang geschah in undurchdringlichem Nebel, der sich zuweilen in eisigen Tropfen herabließ, und von wüthendem Sturm umbraust. Die Kapelle war nun gedrängt voll Menschen, die Atmosphäre erstickend schwer, und doch

zog man die Mäntel an, denn man konnte kein Feuer haben, weil der Sturm den Rauch in die Esse zurücktrieb. Der volle Tag änderte nichts an diesem unbehaglichen Zustand; man sah nun erst recht ein, daß man umsonst heraufgekommen. Ein kleiner Kanarienvogel, dessen Käfig oben an einem Fenster hing, versuchte ein Morgenlied anzustimmen, und schmetterte ein Paar Töne hervor. Doch er mußte wol seine kleine Kehle wie von feindlichen Elementen zugeschnürt fühlen; er verstummte schnell, ballte sich unter seinen Federn zusammen, und saß niedergeschlagen und lautlos auf seinem Stäbchen. So saßen wir Alle. Ab und an ging Einer hinaus um sich von dem Wetter zu überzeugen, und brachte schlechte Nachrichten zurück. Gar der Wasserträger der Wirthsleute, der doch ziemlich an jedes Wetter gewöhnt war, mußte seinen Morgengang aufgeben, der Sturm hatte ihn umgerissen, und seine Wassergefäße hierhin — seine Pfeife dorthin geschleudert. Endlich, nach 7 Uhr, hieß es jetzt sei ein wenig Stillstand eingetreten, und man könne versuchen hinabzusteigen. Alles brach auf; aber Einige kehrten wieder um, als sie in das Sturmgerase hinaus kamen. Ich wollte nicht. Es konnte mir ja weiter nichts geschehen als zu Boden geworfen zu werden, und um das zu vermeiden brauchte ich mich ja nur

zu ducken, wenn so recht ein arger Windstoß kam. Wir gingen, ein Träger faßte mich unter den Arm, der andre ging mit dem leichten Sessel auf dem Rücken voran. Jeder Schritt war ein Kampf. Plötzlich sagte mein Führer: „Donnerwetter"! — Ich bitte um Verzeihung für ihn, Mamachen, aber er brauchte diesen Kraftausdruck. Fängt ein italienischer Ruderer an zu beten, so ist die Sache bedenklich, desgleichen wenn ein deutscher Führer, Lastträger 2c. bei solcher Gelegenheit zu fluchen anfängt. Ich fragte einigermaßen erschreckt, was es gebe. Er wies auf seinen Kameraden mit dem Sessel. An einer Wendung des Pfades, wo man dem Sturm so recht entgegen treten mußte, stand der baumstarke Mensch baumstill; denn wenn er vorwärts wollte, so taumelte er ein Paar Schritte rückwärts. Mein Führer erklärte er könne nicht übernehmen allein mich herunter zu geleiten, und zwar — der weiten Kleider wegen! er wolle erst mit seinem Kameraden den Sessel vom Kegel herabtragen. Das geschah; dann kamen Beide zurück, hingen sich mit aller Kraft an meine Arme, und so gelangten wir ungefährdet, wenn auch etwas wankend und taumelnd hinab. Aber gefällt Dir nicht das Bild, daß ich wie ein zu leichtes Schiff mit zu mächtigen Segeln den Ballast von einem Sesselträger an jeden Arm hängen mußte? — Am Fuß des Kegels war es schon besser,

weil man auf dem breiten Sattel nicht mehr zu fürchten brauchte in Abgründe geschleudert zu werden. Ob diese Abgründe auf dem Kegel wirklich so nah und so schroff sind, wie die Sesselträger mir jetzt sagten, nachdem die Gefahr vorüber war, kann ich nicht entscheiden, denn in dichtem Nebel erstieg ich ihn, und verließ ich ihn. Zu Mittag waren wir wieder in Warmbrunn, bei recht schönem Wetter, während Wolken noch immer auf den Bergen lagen. Dies ist die trübselige und wahrhafte Historie von meiner Koppenreise. Uebrigens habe ich es auf den hohen Bergen selten anders gefunden, und daher ist mir der wunderfreundliche Eindruck von Warmbrunn auch nicht dadurch getrübt worden. Was mir dort übrigens am Allerbesten gefallen hat, und wodurch Ruinen, Berge und Wasserfälle sich nicht beeinträchtigt fühlen dürfen, das ist eine Person: die liebenswürdige Herrin von Warmbrunn.

Am nächsten Morgen fuhren wir über Hirschberg, Schweidnitz, Frankenstein nach der Grafschaft Glatz, einem kleinen aus Böhmen wie mit einem Griff herausgerissenen Ländchen, das der siebenjährige Krieg mit Schlesien vereinigt hat. Es sieht viel mehr böhmisch als schlesisch aus. Es hat nicht mehr Schlesiens weite lachende Thäler von einem Höhenzug umgrenzt; nicht mehr die reichen frischen Fruchtbaum=

alleen am Wege; nicht mehr die hübschen dörflichen Dörfer, wo die Häuser von Gärtchen umgeben kreuz und quer herum liegen; nicht mehr die kleinen saubern Städte von überraschend wolhabendem Ansehen mit neuen stattlichen Häusern. Die Grafschaft — wie man kurzweg spricht — ist ein gewelltes Hügelland von ziemlich einförmigem und einfarbigem Ansehen, Felder und nichts als Felder, hügelauf, hügelab, und hie und da einmal ein waldbewachsner Bergabhang, über dem sich ein Wallfahrtsort erhebt — eine Annakapelle bei Glatz, eine Maria zum Schnee bei Habelschwert — auch zuweilen ein herrschaftliches Schloß. Die Bevölkerung ist streng katholisch. Herren aus der östreichischen Monarchie, Fürstenberg, Waldstein, Althann, Herberstein sind meistens die Besitzer des Bodens, der vortrefflich — und ergiebiger noch als der schlesische sein soll; haben auch Schlösser mit schönen Parks, die den Fremden zuvorkommend geöffnet sind: so Kunzendorf bei Landeck; so Graf Herbersteins Grafenort, dessen lieblicher Park, von herrlichen Bäumen überschattet und mit einer prächtigen Blumenfülle überschüttet, mir als der reizendste Punkt der ganzen Grafschaft erschien. Das Klima ist bedeutend rauher als in Schlesien. Während die Ernte bei Breslau um die Mitte des Julius begann, sollte sie in den mildern Gegenden der Grafschaft, um Glatz

herum, mit dem August beginnen, und höher in den Bergen, bei Cudowa, erst Ende August. Die Grafschaft sieht bei Weitem nicht so benutzt, so gepflegt, so wolgehalten aus, als Schlesien; sie kam mir schon etwas slavisch vor, wie Mähren, wie Böhmen. Es ist als begnügten sich die slavischen Völkerstämme damit, dem Boden das Nothwendige abzugewinnen. Die kleinen Bauerhäuser liegen kahl da, kein Blumengarten umgiebt, kein Rosengesträuch schmückt sie. Doch zuweilen schmiegt irgend eine Schlingpflanze ihre grünen Ranken um das Madonnenbild in einer kleinen Nische neben der Hausthür. Für sich selbst bedürfen sie nicht des geringen Luxus, den sie dem Heiligen zuwenden. Indessen soll der Wolstand in jenen schönen großen schlesischen Dörfern, die oft einige tausend Einwohner zählen, bedeutend gesunken sein, seitdem die Leinwandwebereien, ihre Hauptindustrie, nicht mehr so blühen, wie vormals. Von bitterer, trostloser Armuth, von erbarmenswerthem Elend ist mir erzählt worden. Die schlesische Leinwand ist nie durch ihre Vortrefflichkeit, sondern durch ihre Billigkeit berühmt und gesucht gewesen; das aber in einem so hohen Grade, daß die Fabrikherrn mit ihr Handel bis nach Spanien getrieben haben. Daher kommen die fremdländischen Benennungen für die schlesische Leinwand, z. B. Creas. Seitdem man

angefangen hat Baumwolle in das Gewebe zu mischen, ja, durch baumwollne Stoffe überhaupt leinene zu ersetzen; seitdem England mit seinen Spinnmaschinen alle Leinweber in Deutschland zermalmt und die Waaren viel billiger liefert — seitdem kann sich die schlesische Leinwand nicht mehr gegen die ungeheure Concurrenz erhalten. Auch sollen einige Fabrikherrn durch Mißbrauch des Chlors beim Bleichen undauerhafte Waare geliefert, und ihr dadurch geschadet haben. Von den Leinwebern sind jetzt manche Baumwollweber geworden; aber dies Handwerk ist so enorm verbreitet, daß es sehr wenig einträglich ist: der Arbeitslohn einer ganzen Woche soll sich ungefähr auf einen halben Thaler belaufen, macht jährlich 26 Thaler! davon soll der Mann leben mit Frau und Kindern! Andre Leinweber sind auch eigensinnig, wollen bleiben beim Handwerk, das Vater und Großvater getrieben haben und finden es entehrend Baumwolle zu weben. Kurz, im schlesischen Gebirg wie im sächsischen, überall wo nicht Ackerbau der Hauptnahrungszweig des gemeinen Mannes ist, giebt es ein bittres Elend und eine Noth, die einem das Herz zusammenschnürt — besonders wenn man reden und erzählen hört, wie es früher so ganz anders, so sicher blühend gewesen sei, während jezt eine Blüte des Wolstandes nach der andern abfalle.

Doch wie schon gesagt, bemerklich macht es sich noch nicht in der äußern Erscheinung. Es ist wie bei Kaufleuten, die in Wolstand und Glanz leben, und deren Fallissement dann kund macht, daß sie schon vor zehn, zwölf Jahren ruinirende Verluste erlitten haben. In der Grafschaft sind nicht die großen Fabrikdörfer wie in Schlesien, daher ist sie auch nicht so bevölkert und belebt, und dies, so wie auch die ewigen Undulationen des Bodens, schneidet sie scharf von dem Lande ab, dem sie einverleibt ist. Nach meinem Geschmack ist Schlesien viel schöner, und zwar deshalb, weil es mehr den bestimmten Gebirgscharacter ausgeprägt hat: große Thäler begrenzt oder umschlossen von hohen Bergen; während in der Grafschaft die hohen Berge, wie z. B. die Heuscheuer und der Schneeberg nicht groß genug neben dem stark gewellten Terrain erscheinen, es nicht genug dominiren. Doch hat sie einzelne schöne und interessante Punkte, namentlich jene Heuscheuer, die wir von Cudowa bestiegen. Die Badeorte in der Grafschaft — ja, die sind merkwürdig, liebe Mutter! nämlich merkwürdig schlecht. Eine so gänzliche Entblößung von Allem was Comfort ist kann man sich in unsrer Zeit schwer vorstellen; sie grenzt ans Komische, besonders was die Betten betrifft, die aus hauswirthlicher Sparsamkeit so kurz und schmal ein-

gerichtet sind, daß nur ein Pygmäengeschlecht sich darin behaglich befinden kann. Dies winzige Gestell ist überfüllt mit wulstigen Federbetten, die immer, und hier besonders, einen gewissen qualmenden Dunst verbreiten; und läßt Du sie voll Abscheu fortschaffen: so bekommst Du keine andre als eine Heumatraƶe, die auch nicht eben lieblich duftet. Dann breitet man Betttücher darüber, die nicht viel größer als ein Taschentuch, und nur auf Dein ausdrückliches Begehren frisch sind. Wirst Du es glauben? an sämmtlichen Zimmerthüren in den Gasthöfen findest Du ein Preisverzeichniß angeschlagen und auf demselben liesest Du mit unbeschreiblichem Erstaunen: Ein Bett kostet so und so viel; — mit frischen Betttüchern einige Groschen mehr. Mir fielen die Dorfwirthshäuser in Spanien ein, wo im Gastzimmer stets ein Waschbecken und Handtuch als Allgemeingut sich befindet. Nach den kleinen Städten der Grafschaft, nach Glatz, nach Habelschwert, mögen wol hauptsächlich nur solche Reisende kommen, welche in diesem Punkt der Gütergemeinschaft nicht schwierig sind; und nach den Badeorten, die nur von Schlesiern und einigen Polen besucht werden, reist man mit Sack und Pack und mit einer ganzen Haushaltung. Dann nimmt man eine Wohnung, füllt sie mit der eigenen Einrichtung, und fühlt sich sehr

behaglich — wenigstens in Landeck, wo manche Familien den Sommer zubringen. So kommt es, daß die Gasthöfe abscheulich sind. Abgesehen von diesem Mißstand ist Landeck recht niedlich, besonders wenn man sich erst ein wenig an seine äußerst eingeengte Lage gewöhnt hat. Am ersten Tage hatte ich die Empfindung überall unter der Erde zu sein. Das Thal ist so klein und dennoch so kraus gewellt, daß fast vor jedem Hause ein besondrer kleiner Berg, und zwar ganz nah, etwa jenseits des Weges liegt. Man befindet sich immer in einer Art von Schacht, jedoch nicht zwischen dunkeln Felsenwänden, sondern zwischen grünen Abhängen, und dies Grün macht es freundlich. Landecks schönster Schmuck, sein Halsband, ist die Biela, ein reizendes Flüßchen, zwischen Erlen dahinschlüpfend, so rasch, behend, geschwätzig murmelnd und silberklar, daß man nicht müde wird ihr zuzusehen und zuzuhören. Wie eine feingegliederte Zauberschlange, am Tage mit Goldflittern, Abends im Mondschein mit Silberschuppen geschmückt, bringt sie Leben und Bewegung in das enge Thal; und ihretwegen gewinnt man es lieb. Uebrigens würde mir Landeck auch ohne die Biela einen angenehmen Eindruck hinterlassen haben, weil die Gesellschaft äußerst liebenswürdig für mich war. Ich hatte gehört den Schlesiern gehe der Schlesier über

Alles, und wer kein Landeskind sei, fände schwer Beachtung. Ich kann nur das Gegentheil sagen.

Einige berühmte Punkte um Landeck, die Ruine Karpenstein und der Dreiecker, bieten allerdings Aussichten auf das Hügelgewühl, das mir aber von oben herab noch monotoner erscheint, als wenn ich dazwischen bin. Das Merkwürdigste bei Karpenstein war unstreitig, daß, als wir oben waren, der Führer die Ruine suchte, und sich höchst unzufrieden mit ihren Ueberresten erklärte; er war nie oben gewesen! Es ist nur wenig Gemäuer eines alten Schlosses vorhanden, das sich schwer von Felsgeröll unterscheidet. Zu meiner Freude und meinem Erstaunen fand ich einen Alpenrosenbusch beim Herumklettern zwischen dem Gestein; ich wußte nicht, daß diese Pflanze auf andern Bergen in Deutschland als auf den Alpen zu finden sei.

Der Wölfelsfall ist die interessanteste Partie um Landeck, und wirklich allerliebst. Imposant, grandios, wie ich ihn hatte beschreiben hören, ist er nun wirklich gar nicht, wie ich denn überhaupt nichts von einem finstern und wilden Character in der Grafschaft finde. Rauh und einsam, eine kleine nordische Idylle: so möchte ich sie bezeichnen; und die einzelnen gepflegten Punkte, die Badeörter und die Parks der Schlösser, sind wie flüchtige Sonnenstreife, die

über das Acker- und Hirtenland hinwegziehen. Zum Wölfelsfall fährt man in einem Plauwagen, das ist ein schlesisches Fuhrwerk, ein Korbwagen auf vier Rädern liegend, und mit einem runden Zeltdach von buntgestreifter Leinwand straff überspannt, so daß man gegen Sonnenschein und Regen geschützt ist. Portieren sind Ausnahmen, Luxus bei diesen Wagen; mit einem kühnen Schritt steigt man hinein. Die Bänke hängen in Riemen und schwanken, so daß man mit dem Oberleib hin und her wackelt und fliegt, während die Füße auf den Boden des Korbes, der auf den Achsen ruht, feststehen und die Bewegung nicht mitmachen. Das ermüdet ungeheuer, denn die gewöhnlichen Wege sind ausnehmend schlecht, während die Chausseen, meistens von basaltartigem Stein und vortrefflich sind. Dafür fährt man mit den leichten Wagen denn auch leicht und hoch in die Berge hinein, und geht man zum Wölfelsfall, so muß man zu ihm herabsteigen, wie er in einer schmalen Schlucht fallend erst ein kleines Bassin bildet, aus dem er dann durch eine Grotte weiterströmt. Die ganze Szenerie mit Felsen und Bäumen ist sehr malerisch, und der Anblick und das Geräusch eines Wasserfalles üben über mich einen magischen Reiz — möge es nun die kleine Wölfel oder der große Rhein sein. Ohne mir eines an-

dern Gefühls bewußt zu werden, als der Freude über diese rastlose, mächtige und gräziöse Bewegung, die doch so gar keine Unruhe ist, kann ich stundenlang sitzen und dem Sturz der Wasser zuschauen. Ob da nicht ein Geist drin wohnt, der räthselhaft zu uns spricht, und den wir nicht blos so wie jetzt nur vernehmen, sondern wirklich verstehen könnten, wenn unser Geist die Fessel des Leibes etwas lockern dürfte? nur etwas, lieber Gott! man könnte sie ja geschwind wieder anlegen, sich geschwind wieder in sie hineinwerfen, wie in den Fallschirm, der aus dem Luftballon auf die Erde zurückbringt. Ist der Mensch etwas anderes, als ein im Fallschirm des Leibes in die Endlichkeit versetztes Wesen? —

In Reinerz war ich nur eine halbe Stunde von dem kleinen Städtchen gleichen Namens aus, dessen Vorstadt Kohlhau der eigentliche Badeort ist. Ach, der ist mir traurig vorgekommen! Es war ein ganz schöner Tag, aber Alles sah mir so trübselig aus, vorzüglich die Hauptpromenade, die lange grade Allee, welche die Wiese durchschneidet und freilich für Brustkranke die bequemste Promenade ist. Da gingen und saßen auch einige Badegäste, ach, wie blaß, matt, abgezehrt? nur sie anzusehen beengt die Brust. Liebe Mutter! vier Wünsche hab' ich. Nein — nicht Wünsche, Gebete sind es. Für einen Wunsch kann

der Mensch selbst etwas thun; das kann ich nicht. Drum sind die meinen nur Gebete, aber eben deshalb um so glühender. Sie heißen: Gesundheit; ein starkes Herz; die Liebe der Meinen; und, wenns zum Sterben kommt, einen schnellen Tod. Mit Erfüllung der drei ersten ist das Leben des Lebens werth; da läßt sich viel ausdauern, viel kämpfen und viel erringen; und die Erfüllung des letzten macht den Tod zur Himmelfahrt. Wie flammte er mir in Reinerz durch die Seele! — —

Eine Sündflut überstürzte uns auf der Fahrt von dort nach Cudowa, das ziemlich hoch in den Bergen und der böhmischen Grenze ganz nah liegt. Der Name bedeutet auf böhmisch Armuth, und es ist allerdings der ärmlichste Badeort den ich kenne. Während eines feuchten Sommers müssen sich die Badegäste höchst unbehaglich in diesen dürftigen hölzernen Häusern befinden, in denen barfüßige, schmutzige Mägde den Dienst verrichten. Aber freundlich, dienstwillig, gutmüthig sind die Leute, möchten es einem gern recht behaglich machen, und haben keinen Begriff, wie es etwas Besseres auf der Welt geben könne, als Cudowa. Man kommt zuletzt so weit es ihnen auf ihr ehrliches Gesicht hin zu glauben. Hübsche Promenaden und Blumenpartien ziehen sich zu einer Kapelle auf einem Hügel hinauf, den wir

in feuchter Frühe erstiegen, die Anspannung des Plauwagens erwartend, der uns zur Heuscheuer bringen sollte. Es hatte heftig geregnet; die Wege waren grundlos, die Fahrt unbequem, zuweilen stiegen wir aus, und zuweilen stieg der Kutscher ab, und stemmte seine Schulter als Stütze gegen den Wagen; dazu war das Wetter so zweifelhaft, der Himmel so in Wolken vergraben, daß kaum eine Aussicht auf der Heuscheuer zu erwarten war. Nebel hüllten die ganze Gegend ein! man sah nichts als den Weg. Der ging hart neben einem Flüßchen oder durch dasselbe und wenn er es verließ, kletterte er halsbrecherisch über ungebahnte Hügelrücken. Ein Paar unansehnliche Dörfer mit armen barfüßigen Menschen nahmen sich recht kläglich in der nebelgrauen Umgebung aus. So fuhren wir drei Stunden meistens stark steigend, bis zum Dorf Carlsberg, das auf einer Hochebene am Fuß der Heuscheuer liegt, und wo man beim Schulzen einen Führer bekommt. Als wir uns eben marschfertig machten, kam ein heftiger Windstoß der einen Theil der Wolken in den Grund bohrte, und uns plötzlich die Heuscheuer entschleierte, die in ihrer langgedehnten, und oben dachähnlich abgeglätteten Form, allerdings entfernte Aehnlichkeit mit einem kolossalen rohen Gebäude hat. Aber wie wunderbar ist dieser Felsen,

soll man zerklüftet oder zusammengesetzt sagen? In der Art wie Adersbach, nur ganz anders. Dort wie hier einzelne Felsmassen; dort jedoch alle mehr oder weniger der pyramidalischen Form zustrebend, und hier mehr zu Klumpen geballt. Adersbach ist wol eine größere Seltenheit — obzwar es auch hier höchst wunderliche Gestaltungen, den Großvaterstuhl, den Mohrenkopf, die Kanzel 2c. giebt — doch auf den Felsenmassen der Heuscheuer steigt man auf recht bequemen Stufen bis zur Höhe von 2800 Fuß über dem Meer empor, bis zu einer schönen Aussicht in die Grafschaft und in Böhmen hinein, und auf die verschiedenen Züge des schlesischen Gebirges. O wie ist es so herrlich in dieser Felsenwelt, so fabelhaft und unerklärlich. In einem Felsen ist ein rundes Loch; der Führer schlägt mit einem Hammer hinein und es klingt wie eine Glocke, mit sonorem Metallklang; aber nur in der einen Hölung; also weshalb in ihr? — In einem ganz graden tiefen Spalt steht ein Felsenstück glatt wie eine Schiefertafel, die man, wenn man sie stark mit dem Fuß anstößt, in eine schwankende Bewegung bringt. Ich, den Felsen, stelle Dir vor! — Oben auf einer Platte findet man den deutlichen Abdruck einer zierlich gerippten Muschel, und verschiedene undeutliche. Was müssen das für Zustände auf der Erde gewesen sein, als

diese Sandsteinmasse ein Brei war, in welchem Muscheln lagen; und welche Veränderungen müssen allmälig den Brei zu Stein erhärtet haben. Diese kleine zierliche Muschelform da oben spricht recht deutlich für die Vergänglichkeit der irdischen Schöpfung: was geworden ist, muß auch untergehen; und das thut mir immer leid, wenn ich die schöne Erde betrachte. Und wie sie hübsch sind, die Contraste in der Natur. Dem Wasser giebt es ein Interesse, daß nichts seine Spur auf ihm zurückläßt; dem Felsen, wenn er eine solche Spur aufzuweisen hat! — Auch viele Ortschaften, Dörfer, Städte sieht man von oben herab. Die Festung Silberberg, die unnehmbar, ein schlesisches Gibraltar sein soll; Glatz, die Festung der Grafschaft, mit weißschimmernden Mauern; in Böhmen Braunau; Nachod, wo Wallenstein geboren sein soll, wird von einem Berge verdeckt. Man weiß es aber nicht gewiß. Um die großen Erscheinungen in der Weltgeschichte gießt der Zauber, der untrennbar von jeder Größe ist, ein magisches Licht, das himmlisch oder diabolisch für das Auge der Zeitgenossen sie deutlich umstralt, so daß die das woher und wohin nicht bedürfen. Von den Zeitgenossen erzählts der Eine seinen Kindern so, und der Andre erzählt es anders; wie sie es eben gehört hatten oder nicht besser wußten. Dann kommen nach langer,

langer Zeit die Schriftgelehrten, und prüfen, ver-
gleichen, studiren, finden die Daten nicht überein
stimmend, oder nicht die Facta — und ich hoff
nächstens tritt einer mit dem sonnenklaren Beweis
von der Nicht-Existenz des großen Feldherrn hervor
weil man nicht genau seinen Geburtsort weiß. E
ist erstaunenswerth, daß man die consequente Ent
wickelung einer einseitigen Ansicht Triumph der Wis
senschaft nennen mag.

Zu einem Besuch in dem weltberühmten Grä
fenberg, das im östreichischen Schlesien an der mäh
rischen Grenze liegt, kam es nicht. Ich wünscht
Wien zu erreichen, wo vierzehn Tage gewiß seh
schnell mit allerlei Vorkehrungen zur weiteren Rei
verstreichen würden; und um ein Ziel schnell zu er
reichen sind die Eisenbahnen excellent. Auf lange
indifferenten Wegen, wie der von Olmütz nach Wie
ist, wünsche ich mir nichts Andres. So lange d
Berge der Grafschaft in ihren immer abnehmende
Ramifikationen sich in Mähren hinein wellen, blei
der Character des Landes ungefähr derselbe, u
nur die langen, straßenweise gebauten mährische
Dörfer fallen unangenehm durch ihr dürres, baum
und wasserloses Ansehen auf. Dafür haben si
freilich nur auf der Strecke von 3 bis 4 Meile
wunderschöne Weiber. Ganz eigenthümliche Schön

eiten! die Gesichter etwas breit, auch die Nasen-
wurzeln, mächtige prächtige dunkle Augen, sanftes
laßgelbes Colorit, und um das schwarze Haar ein
untgeblümtes Tuch geschlungen, das sich turban-
hnlich um die Stirn windet, und mit zwei Zipfeln
n den Schläfen herabhängt. Dieser Kopfputz über
iesem Gesichtschnitt erinnert an egyptische Statuen.
Da es Sonntag und gutes Wetter war, hatte ich
neine Freude daran sie vor den Thüren sitzen oder
pazieren gehen zu sehen. Einige Meilen weiter ver-
ert sich Alles ins Breite, Frauengesichter und Land-
chaft; — und ich denke, daß der Abend, der sich
llmälig herabsenkte, mir keine Schönheit verborgen
at. Um 11 Uhr erreichten wir Olmütz, das in
iner weiten Ebene liegt, und Tags darauf, um
Uhr Mittags, waren wir nach einer achtstündigen
Fahrt auf der Eisenbahn hier im Gasthof zum gold-
en Lamm.

Dies war eine kleine Reise ohne alle Abentheuer.
Auf der Donau wirds auch noch keine geben. Aber
päter, herzliebe Mutter, erlaubst Du mir wol auf
inige zu hoffen. Ich küsse die Hand.

II

Wien, August 22, 1843.

Heute nur zwei Zeilen, Herzensmama, um Dir zu sagen, daß meine Abreise definitiv auf übermorgen früh um 5 Uhr angesetzt ist. Wundre Dich nicht, daß ich Dir aus dem schönen, reichen, fröhlichen, bunten Wien fast nichts sage als: ich bin angekommen und ich reise ab. Mein Hauptgedanke in diesen vierzehn Tagen war ja der an meine Abreise, und des Verkehrs mit Handwerkern und Kaufleuten war kein Ende, da man sich zu einer solchen Reise mit einer Menge von Nothwendigkeiten versehen muß, die man am Libanon und bei den Pyramiden nicht findet. Ich spreche gar nicht von Luxus oder Bequemlichkeit, sondern nur von Nothwendigkeiten. Es ist aber wirklich keine kleine Plage so lange voraus bedenken zu müssen, ob man mit Schuhen und Handschuhen reichlich versorgt sein werde. Der Hauptzweck, weshalb ich hieher kam, um mir Briefe für den Orient zu sammeln, ist erfüllt. Im civilisirten Europa, wo der Reisende Alles findet, ja, wo ihm angeboten und aufgedrungen wird, was er nur irgend bedarf, sind Empfehlungsbriefe fast immer unbequem, weil man durch sie in gege-

bene Beziehungen tritt, während man, besonders auf Reisen, die selbstgewählten vorzieht. Aber für den Orient stelle ich sie mir unerläßlich vor, weil man in den Fall kommen kann, nicht blos Gastfreiheit, sondern auch Schutz, Rath, Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen. Diesem Wunsche ist man hier mit der größten Freundlichkeit entgegen gekommen, und reich ausgestattet ziehe ich von dannen.

Indessen habe ich doch nicht ganz wie mit verbundenen Augen in Wien gesessen. Ich war in Baden und in Vöslau; ich habe Strauß im Volksgarten und in Dommeiers Casino zwischen Illumination, Feuerwerk und Tausenden von Menschen gehört; ich habe die Theater besucht, und den St. Stephan bewundert; die Gemäldegallerien betrachtet und bei Dehne Abends Gefrornes gegessen; — kurz, ich habe Alles gethan was der Fremde hier zu thun pflegt und es hat mir auch Vergnügen gemacht, nur freilich nicht so, als wie wenn Wien das Ziel meiner Reise gewesen wäre. Und doch sind das fast lauter Dinge, woran ich kaum unter Jahresfrist mich wieder erfreuen kann, und wonach ich vielleicht in den fremden Ländern Sehnsucht haben werde. Aber ich kenne sie, und was ich noch nicht kenne — grade das möchte ich kennen lernen; denn kennen ist wissen, und Wissen ist eine noch schönere Sache als

die Freude über den St. Stephan, über die bachantischen Jubelwalzer von Strauß und über die Venetianischen Meistergemälde im Belvedere. Allein ich kann nun einmal nicht anders als streben und immer streben, und daher geht mir der Drang zur Erkenntniß über das, was ich bereits erkannt habe. Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter des Occidents abspiegelt. „The tree of Knowledge is not that of life," spricht Manfred mit der tiefen Entmuthigung, die Jeden befällt, der wahr und ehrlich die Resultate seines Lebens überschaut, das vielleicht keinen andern Zweck hatte, als ihn gut und glücklich zu machen, und dennoch Beides nicht gethan hat. Daran jedoch ist nicht die eine oder die andre Richtung schuld, die das Leben genommen hat, sondern: daß der Mensch sich selbst auf ihr nicht bändigen kann. Verstände er das, so würde der Baum der Erkenntniß wie der Baum des Lebens mit gleichem Frieden ihn überschatten und Beider Früchte würden ihn laben, während jezt die des ersten seinen Durst nicht stillen, und die des zweiten ihm hausbacken nüchtern schmecken, so daß jene ihn locken ohne ihn zu befriedigen, und diese ihn übersättigen ohne ihn zu locken. Und was ist denn leben Anderes, als seine Kräfte gebrauchen und mit dem Leibe die Seele nähren? Was die

wunderschöne Fabel vom Phönix erzählt, daß er sich einen Scheiterhaufen baue aus dessen Flammen er verjüngt erstehe: paßt auf den Menschen, nur daß der nicht so selten als der Phönix ist. Der Abschnitt unsrer Existenz, welcher auf der Erde verläuft, ist ja im Grunde nichts als ein Scheiterhaufen, den wir mit Leib und Leben, mit himmlischen und irdischen Gaben nähren; aber freilich meistentheils ohne es zu wollen, bewußtlos, und erst wenn wir darüber nachdenken, fällt es uns ein wie es ist. Ein Dasein, das sich nicht in dem Gebrauch seiner Kräfte üben und verzehren kann, darf man nicht mehr ein Leben nennen. Ich war in Schönbrunn, in dem schönen Garten, der alle Arten von Gärten in sich schließt. Feierlich und majestätisch ist er mit seinen unendlichen Hecken und Alleen bis zur Gloriette, wo man einen hübschen Aussichtspunkt hat; dann nimmt er einen ungenirten, freieren, parkähnlichen Character an. Ein lieblicher Pflanzengarten, in welchem die hölzernen Etiketten an Bäumen und Blumen nicht dominiren, schließt sich an ihn, und eine Menagerie mit ausländischen und wilden Thieren liegt ganz vertraulich zwischen den Promenaden. Ich habe nun gar keine Sympathie für diese Bestien. Man sagt immer: wie klug ist der Elephant, wie majestätisch der Löwe rc., und in der Freiheit mögen

sie es sein; aber in der Haft finde ich sie nur unbehaglich, und den Elephanten wahrhaft scheußlich durch seine Unform. Aber ein Thier rührt mich ganz unsäglich, und das ist der Adler, denn er giebt im Käfig das schmerzlichste Bild von dem namenlosen Leid der Gefangenschaft. Unbeweglich sitzt er da, kein Federchen regt sich, er scheint sich versteinert zu haben gegen sein Schicksal; nichts lebt an ihm, als sein Auge, und das ist ein wunderschönes, menschenähnliches Auge, nicht kugelrund wie bei andern Vögeln, sondern das obere Augenlied etwas herabgedrückt und dadurch mehr oval. Und mit diesem melancholischen, metallisch glänzenden Auge, worin sich der Ausdruck seines Lebens conzentrirt, und das in rastloser Bewegung ist blickt er nie die Menschen, seine Peiniger an, sondern immer in einen freien Raum. Man kann nicht sagen, daß er den Blick des Menschen vermeidet; nein; er bemerkt ihn nicht. Es ist als fühle er, daß ihre Blicke nicht geschaffen sind um sich zu begegnen. Nun, dieser Adler so majestätisch und poetisch in seiner Schwermuth, wird in der Haft uralt, weit älter als in der Freiheit, und zwar deshalb — weil man ihn reichlich mit Nahrung versorgt, während es oft nur schmale Bissen in seinem Horst giebt. Aber ist diese Existenz ein Leben für den Adler? Ich mei-

nes Theils bin für die Freiheit, für schmale Kost und ein kurzes Leben. — —

Gestern habe ich wie durch einen Zauberspiegel ein Stückchen Orient gesehen, und nicht etwa in einem Panorama oder auf dem Theater, liebe Mutter, sondern in der Wirklichkeit. Wir waren in Hietzing bei dem Baron Carl Hügel, der eine orientalische Reise im großen Style gemacht hat, und nicht blos in Ostindien — Syrien, Egypten, Arabien ungerechnet — sondern auch in China, Neuholland und Neuseeland gewesen ist. Auf dieser sechsjährigen Reise hat er Sammlungen gemacht, von denen der Kaiser den größten Theil angekauft, und die ich bei meinem frühern Aufenthalt in Wien schon gesehen. Aber die Crême von Allem hat er behalten und dadurch seine reizende Campagne zu etwas gemacht, desgleichen ich noch nie gesehen, und das auch nicht zu beschreiben ist. Immer denkt man an einen botanischen Garten, wenn man von den köstlichen und fremdländischen Bäumen, Gesträuchen und Blumen hört, die hier in seltner Fülle beisammen stehen — und es ist doch ein freundlicher bequemer Lustgarten. Immer an ein Museum, wenn von Trophäen aus persischen und indischen Waffen, von chinesischen Pagoden und japanischen Gefäßen, von Fußteppichen aus Zebra- und Tiger-

fellen, von chinesischen Meubles aus Rohr geflochten die Rede ist — und es ist doch ein sehr geschmackvolles kleines Landhaus, in dem man sich ganz unbeeinträchtigt von den Ansprüchen fühlt, die ein Museum zu machen pflegt. Keine Gelehrsamkeit macht sich breit und keine chaotische Unordnung bedrückt. Ein feiner Geschmack hat sie glücklich vermieden, und aus den heterogenen Einzelheiten ein wunderliebliches Ganzes gebildet. Es war dunkler Abend als wir vom Diner aufstanden und unter die offene Halle traten, die sich an der Gartenseite des Hauses hinzieht. Amerikanische Schlingpflanzen umranken ihre Pfeiler; große glühende tropische Blumen wiegen langsam ihre schönen Häupter in der weichen Abendluft, Papagaien in allen Größen, in allen Farben, sitzen träumerisch und traulich zwischen diesen Blüten einer fremden Zone, die ihre Heimat ist; feiner starker Arom, den südlichen Pflanzen eigen, erfüllt die Atmosphäre; und die ganze duft- und farbenreiche Szenerie war in das magische Licht von großen zierlich bemalten chinesischen Lampen getaucht, die an den Bogen der Halle wie schimmernde Leuchtkugeln zwischen den grünen Ranken schwebten. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht war es; und doppelt feenhaft erschien es neben all dem Comfort europäischer Civilisation

und Bildung. Eine volle fremde wunder- und sagenreiche Welt, ging in einigen Stunden, wie ein Traum, an dem erfreuten und staunenden Auge vorüber. Mit diesem anmuthigen Eindruck entläßt mich Wien. Heute ist Schreibetag, morgen Packtag. Der ist trostlos! — denn wenn ich mich auch nicht unmittelbar um das Einpacken bekümmere, so macht es sich doch auf unbehagliche Weise bemerkbar, indem ich allmälig in einem ausgeräumten Zimmer sitze und die Sachen unter meiner Hand verschwinden sehe, die ich gewohnt bin zu brauchen.

Und nun, meine herzliebe Mutter, lebe tausend und aber tausend Mal wol, und sorge nicht um mich. Wer ungefährdet durch die Säulen des Hercules geschifft ist, wird auch wol glücklich durch den Bosporus kommen, und schlechter als das Kattegat ist das schwarze Meer auch nicht. Frisch an Leib und Geist trete ich die Reise an, und traue mir Kraft genug zu, um mir für die Zukunft einen Schatz von Erinnerungen gegen einige Mühsale und Beschwerden in der Gegenwart eintauschen zu können. Gott mit uns.

III

Pesth, August 26, 1843.

Warst Du in Ungarn, lieber Bruder? Zu Deiner Zeit gab es wol noch keine Dampfschiffe auf der Donau, oder höchstens nur bis Preßburg, und da es mit den fahrbaren Straßen hier zu Land schlecht genug bestellt sein soll, so magst Du Dich vielleicht nie bis hieher gewagt haben. Jetzt ist das sehr leicht abgemacht. Ein großes muntres Dampfschiff fuhr vorgestern um 5 Uhr früh mit uns von dannen, und war Abends um halb acht hier. Auch den Tumult der Wiener Eisenbahn nach Glognitz — am Fuße des Sömmering — kennst Du nicht und kannst ihn Dir gar nicht vorstellen. Nach Baden allein fahren an Sonn- und Festtagen zuweilen 20 bis 30,000 Menschen, und obgleich es mit nichten angenehm ist in diesen ungeheuren Trains sich zu befinden, weil man sich fast mit Lebensgefahr ein Plätzchen erringen muß; und obgleich ich finde, daß die eigentliche Annehmlichkeit der Eisenbahnen sich nur auf großen Strecken ausweist: so geht es mir mit ihnen wie jenen Vögeln, die von der Klapperschlange behext in ihren Rachen taumeln: wo es eine Eisenbahn giebt sitze ich gewiß darauf. Es

traf sich so, daß ich zwei Fahrten nach Baden an Sonntagen — und eine nach Vöslau an Mariä Himmelfahrt — Alle aber bei dem herrlichsten Wetter machte (wie denn überhaupt erst mit meiner Ankunft in Wien der Sommer eintrat). Welch ein Menschengewühl! und welch ein beängstigender Gedanke, daß diese Masse auf einen Pfiff in den Wagen sitzen muß! Es ist ein Wunder, daß nicht jedes Mal ein Unglück geschieht, bei diesem drängen, schieben, stoßen und klettern, denn die Wagen sind nicht wie in Norddeutschland in Coupés für sechs Personen zertheilt, sondern in ihrer ganzen Länge von einem Gang zerschnitten, neben dem sich rechts und links die Sitze, jeder für zwei Personen befinden, so daß oft dreißig bis vierzig in demselben Raum beisammen sind. Die Thüren schließen oben und unten den Gang, und ein Treppchen führt zu ihnen hinauf. Diese Einrichtung soll in Amerika statt finden, und mir gefällt nur das an ihr, daß die lange Fensterreihe es möglich macht zuweilen ein wenig von der Gegend gewahr zu werden, die an manchen Stellen charmant ist. Der Bahnhof mit seinen verschiedenen Gebäuden, und namentlich der Abfahrtspunkt, der auf grandiosen Terrassen liegt, sind wahrhaft majestätisch. Dieser Zweig der Architectur ist derjenige auf den man sich heutzutag mei-

sterlich versteht; denn Eisenbahnen sind das Bedürfniß der Welt, und ein solches begegnet immer dem Verständniß. Der Bahnhofstyl, mein lieber Dinand, wird bald ein eben so entschiedener, und über Häuser, Kirchen und Palläste ausgebreiteter sein, wie ehedem der korinthische, gothische oder renaissance Styl war. Er hat etwas Leichtes, Luftiges, über Nacht Aufgeschossenes an sich, das mit der hastigen, drängenden Zeit in gutem Einklang ist. Diese Glognitzer Eisenbahn soll bis Triest fortgeführt werden, und es sind immense Projecte gemacht um sie auch über den Sömmering zu bringen. Einige sprechen auch von einem Tunnel. Etwas Riesenhaftes wird in jedem Fall daraus.

Vorgestern früh um 4 Uhr fuhren wir bei grauer Morgendämmerung durch die stillen Straßen von Wien und durch den stillen Prater dem Dampfschiff zu. Das letzte Viertel des Mondes stand tief am Horizont, und schien als zarter silberner Nachen in die Donau hineingleiten zu wollen, die ich zum erstenmal dunkelbläulich gefärbt sah. Der Prater ist doch herrlich in seiner freien, weitläuftigen Anlage! er könnte freilich besser gehalten sein, denn die schönen Bäume werden nicht einmal von dürren Aesten gesäubert; und zu dieser Jahreszeit, wenn fast die ganze Gesellschaft Wien verlassen und ihre schönen

Wagen und Pferde mitgenommen hat, ist er auch sehr todt, weil Fußgänger ihn nicht füllen können, und weil Fiacre nur eine Fraction der Welt repräsentiren, die sich hier zu anderen Jahreszeiten in Massen drängt. Aber schön ist er mit seinen grünen Wildnissen, in denen die Hirsche so ungenirt spazieren gehen, wie in Neuhaus, und mit seinen frischen Wiesen auf denen das Heu gemacht wird wie in jeder andern ländlichen Umgebung. Ich finde das wirklich sehr erquickend und lieblich in der Nähe einer so großen Stadt. Jetzt schien er zu schlummern, und einzelne Fußgänger die zum Dampfboot gingen, zogen durch seine Schatten wie Träume. Nach und nach füllte sich das Schiff, die Sonne ging prächtig auf, und bald schwammen wir von dannen. Es thut mir leid, daß ich die Donau an ihren schönsten Punkten, die zwischen Linz und Wien sein sollen, nicht kenne. An ihrem Ursprung kenne ich sie; dann bei Regensburg, wo sie an freundlichen Hügeln — und bei Linz, wo sie durch eine der üppigsten, reichsten Ebenen fortfließt. Aber der Moment ihrer Verklärung, ihrer poetischen Schönheit fehlt mir in ihrer Bekanntschaft; — und grade der ist nothwendig um zu enthusiasmiren. Vielleicht kommt es noch! — Anfangs war sie breit ausgeflossen, aber von Hainburg bis Presburg steigen die

Ufer hügelig empor, und die Ruinen von Schloß Hainburg, das an die Hunnen — und von Schloß Theben, das an die Römer durch ihren Ursprung erinnern sollen, liegen recht malerisch zu beiden Seiten des Stromes, während man schon die größere und wolerhaltene Ruine des Schlosses von Presburg mächtig aber unmalerisch die Stadt dominiren sieht; denn es ist ein großes viereckiges und von vier Thürmen flankirtes Gebäude, das durch eine Feuersbrunst ausgewüstet wie ein schwerer leerer Kasten dasteht. In Presburg geht es in diesem Augenblick lebhaft genug her: es ist Landtag. Wir aber fuhren weiter auf dem inselvollen Strom, zwischen unbewohnten und auch ziemlich unbebauten Ufern. Zuweilen erblickte man einige Rinder, die bedachtsam ihre Nahrung zu suchen schienen; oder auch wol ein Dorf, das aber keinen erfreulichen Anblick gewährte, denn es sah steinig, sandig und baumlos aus, wie der Boden selbst. Die Ernte war gemacht und ihr Ertrag stand in rundlichen Haufen neben den Bauerhäusern, nicht wohlverwahrt in sicheren Scheuern. So gleichgültig geht man um mit der guten Erde und ihren Gaben. Bei Gran, wo der Primas von Ungarn residirt, erhebt sich eine enorme Kathedrale, die noch im Bau ist. Chausseen! Chausseen muß man hier zu Lande bauen!

keine Kirchen. Solch ein Dom verschlingt Unsummen, steht in gar keinem Verhältniß zu seiner Umgebung und erdrückt sie statt sie zu schirmen. Allmälig wird die Gegend hübsch, gepflegt. Zwischen Weinbergen liegt die Ruine Wissegrad, der Lieblingsaufenthalt aller ungarischen Könige. Die Hügel schieben sich terrassenartig zusammen, und der Strom windet sich so schlangenhaft, daß man nicht weiß woher man kommt, wohin man geht. Inseln sind auch hinein gestreut, aber unübersehbare, meilenlange. Der Abend erreichte uns früher, als wir Pesth; bis denn endlich die zahlreichen Lichter an beiden Ufern die Nähe der Schwesterstädte ankündigten. In Pesth trafen wir grade eine der vier großen Messen, die hier jährlich statt finden, daher ist die Stadt äußerst belebt, die Menschenmenge groß in Gasthöfen, Kaffeehäusern und Restaurants aller Grade, und auf den Straßen herrscht ein lebhafter Verkehr. Drüben in Ofen ist es still. Das ist die ältere, kleinere, am Berg aufsteigende Stadt; hoch oben zur Rechten liegt das Schloß, die Residenz des Palatin; zur Linken die Sternwarte; verschiedene Regierungsgebäude liegen umher, auch einige Klöster. Von den hohen Punkten übersieht man nicht nur den Strom und ganz Pesth, das merkwürdig niedrig und daher den Ueberschwemmungen bedenklich ausgesetzt ist, son-

dern auch das Land weit und breit, in seiner ebenen Einförmigkeit. Pesth ist übrigens eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt, mit großen Häusern, graden Straßen, 60,000 Einwohnern, denen Verkehr und Gewerbthätigkeit durch die niedrige Lage am Fluß sehr erleichtert wird, mit einem hübschen Theater, einem im Bau begriffenen Museum, und einer im Plan existirenden Drahtbrücke; folglich nähert es sich den Bedürfnissen des Jahrhunderts. Was nun die Drahtbrücke betrifft, von der außer dem Plan auch schon einiges Pfahlwerk vorhanden ist, so stößt sich ihr Fortbau, wie man mir gesagt hat, an dem Umstand, daß der ungarische Adel den Brückenzoll nicht zahlen will, der zur Bestreitung der Kosten unerläßlich ist; das Volk soll ihn allein zahlen, wie das bis jetzt gebräuchlich ist. Da sich aber der ungarische Adel liberal par excellence nennt, so wird es schwer das zu glauben, und zu seiner Ehre will ich es nicht thun. Mit dem Wort liberal verbindet man nach und nach gar keinen Sinn mehr. Mir fallen dabei immer die Grünen und Blauen aus den Zeiten der oströmischen Kaiser ein, die ursprünglich Bezeichnungen für die Kutscher des Circus, und hernach für politische Parteiungen waren. Liberal zu sein für den eigenen Vortheil, wie der ungarische Adel sein muß, wenn's wahr ist, was man von

der Bedrückung des Bauernstandes erzählt; oder wie bei dir in Holstein die Advocaten sind; oder wie die Polen, die sich gegen die russische Herrschaft sträuben, während ihr gemeiner Mann in Sclaverei liegt: das will mir nicht einleuchten. Wer Verbesserungen bezweckt im liberalen Sinn, nämlich: möglichst allgemeine und gleichmäßige Vertheilung der Rechte wie der Lasten zwischen Allen: der muß bei dieser Vertheilung keinen Vortheil haben, sondern mit persönlichen Opfern voran gehen — so wie mir hier Graf Stephan Szecheny genannt worden ist. Profitirt man aber dabei, so ist liberal sein eine Art von Nahrungszweig, von Handwerk, so gut wie Tischler oder Bäcker sein, nur mit dem Unterschied daß es nicht so ehrlich ist. Demzufolge ist es meine tiefste Meinung, die ich auch schon irgendwo ausgesprochen habe: liberal, wie ich es verstehe, ohne Vortheil, nur mit Opfern, — das kann blos der Adel sein, und zwar auch nur der alte, auf den Grundbesitz, auf Reichthum, auf ein langes Familienansehen gestützte Adel, wie er aber hier zu Lande in den Magnaten noch existirt; und mich grämt es wenn er das versäumt. Für Hofadel, Dienstadel, Finanzadel, armen brotlosen Adel, ist es keine Ehre mehr liberal zu sein; das Bedürfniß der Opposition gegen die Fürsten oder materielle Bedürftigkeit verleiben ihn als-

dann der gewöhnlichen Kathegorie der Liberalen ein. Ich sehe sehr gut ein, daß der Adel, wenn er auf seine Freiheiten, Rechte und Bevorzugungen verzichtet, aufhört das zu sein was er war. Aber wir sind beim letzten Kapitel seiner Epoche, und es wäre doch schön wenn er da mindestens ein rühmliches Ende fände, ein solches das Samen für die Zukunft ausstreut, aber keines das sich von der Gegenwart zu todtem Staub zerreiben läßt. Hiemit, lieber Bruder, habe ich meine Meinung und, ich hoffe, zugleich die Deine ausgesprochen. Jetzt wissen wir was wir von den verschiedenen Classen der Liberalen halten und ich versichere Dich es ist etwas Extraordinäres, wenn heutzutag zwei Menschen nicht in ihren Gesinnungen — ach nein! nur in ihren Worten sich verstehen. Aber wo von Einrichtungen die Rede ist, die dem allgemeinen Nutzen angehören oder allgemeine Interessen fördern, von Dampfschifffahrt, Chausseen, einem Nationalmuseum, jener Drahtbrücke — überall hört man den Namen Graf Szecheny voran, und das ist ein schöner und edler Klang für einen solchen Namen.

Ofen und Pesth haben die Sache so zwischen sich abgemacht, daß beide zusammen die Hauptstadt Ungarns abgeben, während jenes allein der Sitz des Reichs-Palatinus und der höchsten politischen

und militärischen Behörden des Königreiches — dieses der Mittelpunkt des ungarischen Handels ist; aber Merkwürdigkeiten an schönen Gebäuden, Alterthümern, Kunstsammlungen, Kirchen, haben sie ganz und gar nicht. Ja, was mir fast noch mehr aufgefallen ist, Pesth hat nicht einmal eine Promenade, und Ofen eine klägliche. Wahrscheinlich liebt man hier die italienische Sitte nur spazieren zu fahren, und wenn man gehen will in den Straßen zu wandeln. Ueberhaupt kommt mir Alles hier schon sehr südlich vor. Man geht nicht blos — man sitzt, arbeitet, schläft, ißt und trinkt auf der Straße. Das dritte Haus ist fast immer ein Kaffee mit breiter Veranda, mit Sophas und blühenden Oleanderbäumen umgeben. Eine unglaubliche Menge von Früchten, Trauben, Pflaumen, besonders Melonen, und die Wassermelone haufenweise, werden feilgeboten. Lazzaroniähnlich liegen die Leute, z. B. unbeschäftigte Arbeiter, auf den Hausthürschwellen oder auf ihren Schubkarren, und halten Mittagschlaf. Weiber sitzen plaudernd zusammen vor der Thür und nähren das Kind am Busen. Die dunkeln Augen, die lauten tiefen Stimmen, hie und dort die stechenden Blicke, — Alles das ist südlich. Der Anzug der Weiber zeichnet sich durch nichts aus als durch ein großes baumwollenes ungraziöses Kopf-

tuch, das alles Haar verbirgt und durch bloße Füße. Die Männer tragen ein Habit, das frappant wie ein Frauennachthemd aussieht. Beinkleider, Jacke, Hemd, scheinen ein und dasselbe Gewand von weißer Leinwand zu sein, das vom Halse bis zu den Fersen lang, weit, faltenreich wie ein Weiberrock herabgeht. Haben sie den breitkrämpigen Hut abgenommen und etwa eine Schürze vorgebunden, wie sie das bei manchen Arbeiten thun, so sage ich immer unwillkürlich: was das für lange Weiber sind! Plumpe Stiefel vollenden den höchst einfachen Anzug, den zuweilen eine dunkelblaue Jacke ohne Ermel mit vielen kleinen blanken Knöpfen vervollständigt. Dies ist nur die unterste Volksklasse, vielleicht großentheils Landvolk, das zur Messe hereingekommen sein mag, aber sie ist am frappantesten, denn markirte Physiognomien mit graden Nasen und scharfen Augenknochen treten daraus entgegen. Fast immer haben sie schwarzes, zuweilen krauses Haar; mit strohgelbem oder gar mit rothem, sehen sie abscheulich aus. Die Kinder kommen mir vor wie kleine wilde Thiere; der Anzug ist wirklich nicht viel mehr als eine etwas weitere Haut; nackte Füße, bloßer Kopf, struppiges Haar, unerhört schnelle Bewegungen, spähender und doch ungewisser Blick, machten mir diesen Eindruck. Mitunter, aber sehr selten,

sieht man Männer in der Tracht, die man vorzugsweise die ungarische nennt, nämlich in Jacken mit vielen Schnüren gestickt und mit doppelten Ermeln. Noch seltener ist ein Mann ohne Bart und ohne Pfeife. Bärte, zu denen ich nicht das Vertrauen habe, daß sie allmorgentlich sauber gepflegt werden, sind mir bedenklich — und diese waren es sehr; aber allerdings, die Leute haben dadurch einen gewissen martialischen Anstrich, der mir besser gefällt als der soldatische, an den man in Norddeutschland gewöhnt ist; denn der eine ist angeboren und der andere ist anexercirt. Da ich seit zwei Tagen nichts thue als in den Straßen umherzugehen und rechts und links zu blicken, so kann ich von nichts Andrem sprechen, als was ich da sehe, und alle Augenblicke wird der Wunsch in mir lebendig: ach, könnt' ich zeichnen! Es ist aber recht merkwürdig, daß ich nichts von Allem kann was ich gelernt habe oder wofür ich wenigstens einen Lehrer gehabt; und das Einzige was ich nicht gelernt habe, ein Buch zu schreiben — das kann ich. Ich wundre mich, daß Genremaler nicht herkommen; sie würden reichen Stoff finden. Unter dem Thorwege eines großen Hauses hatte ein Obsthändler seine Früchte ausgestellt, sehr nachlässig, die Wassermelonen am Boden. Er selbst lag gleichfalls am Boden unter einem schö-

nen Oleanderbaum mit der geliebten Pfeife im Munde, und betrachtete gedankenvoll die Wolkenzüge, die ihr entquollen. Der breite Hut beschattete noch mehr sein dunkles Antlitz, und der Kontrast zwischen diesem schwarzen ernsten Kopf und den zarten rosenfarbenen Blüten die sich über ihm wiegten, war wirklich prächtig. Der bedeutende Handel mit Seife, der ebenfalls auf der Gasse getrieben wird, ist unlieblich für Auge und Nase, besonders bei dieser starken Hitze. Weil Ungarn die Karpathen im Norden hat, ist das Klima schon viel wärmer als um Wien, das selbst noch nördlich von den steyrischen Bergen liegt. Die Gewerbe- und Industrieausstellung die grade jetzt statt findet, interessirte mich. Tischler- und Lederarbeiten waren wol das Beste; Seidenstoffe und kleine Gegenstände des Luxus hingegen nicht sehr geschmackvoll und auch nicht finished — wie die Engländer sagen, und wie wir im deutschen nicht zu sagen wissen, weil man's in diesem Punkt eben auch nicht so weit bringt.

Gestern Abend waren wir im Theater, wo der Glöckner von Notre-Dame gegeben wurde — ein Product dem Roman von Victor Hugo ungefähr in der Weise nachgeahmt, wie ein Affe dem Menschen nachahmen würde. Claude Frollo z. B. war weiß der Himmel um welcher Rücksichten willen, in einen

Kriminalrichter verwandelt. Das nimmt ihm auf der Stelle alles Interesse! sein ascetisches geistliches Leben, nur von der Wissenschaft und von der Betrachtung göttlicher Dinge erfüllt, muß vorhergegangen sein, um das Wahnsinnige, ihm selbst Grauenhafte, seiner rasenden Leidenschaft für die Esmeralda fühlbar zu machen. Claude Frollo der Kriminalrichter, durch seinen Beruf bekannt und vertraut mit allen Schwächen und Leidenschaften der Menschen, kann sich unmöglich durch die kleine Zigeunerin behert wähnen; aber Claude Frollo der Archidiacre von Notre-Dame, der aus seiner einsamen Zelle heraus die Menschen wenig und die Weiber gar nicht kennt — der darf es wähnen und demgemäß handeln. Und so war alles das Oberste zu unten verdreht! Die Schauspieler spielten so, daß der Souffleur die Hauptperson abgeben mußte, und die Esmeralda, die ihre Rolle gelernt haben mogte, konnte sie nicht wieder herausgeben: ihre dicke, lispelnde Zunge leistete jedem Wort tapfern Widerstand. Ueberdas ist es immer ein kläglicher Anblick ein junges unschuldiges Mädchen von einer Schauspielerin dargestellt zu sehen; das mißlingt großen Künstlerinnen.

Heute früh sind wir nach dem Kaiserbade gefahren, einer großen Brunnen- und Badeanstalt eine

halbe Stunde von Ofen. Sie gehört dem Kloster der barmherzigen Brüder, die vor zwei Jahren über der reichhaltigen Schwefelquelle ein großes etwas schwerfälliges Gebäude errichtet haben, worin sich Trinkhalle, Badezimmer und Wohnungen für Brunnengäste befinden. Im innern Hof blüht eine Jucca, quarren und quakeln Papagaien, spielen Musikanten Harfe, Trommel und Tambourin — kurz es sieht ganz anders aus, wie in einer deutschen Badeanstalt. Aber die Gegend ist allzu öde! — Jetzt, lieber Bruder, muß ich an Bord des „Ludwig," wo ich schon diese Nacht schlafen soll. Leb wol also und gute Nacht!

IV

Am Bord des Ludwig. August 27, 1843

Die Wege sind verschieden auf denen man die Bahn seines Lebens dahinwandelt! Es ist halb neun Uhr Morgens, stralend blauer Himmel, brennender Sonnenschein, und schon flammende Hitze. Ich stelle mir vor, liebes Clärchen, daß Du in der kühlen, schattigen Allee von Pyrmont sehr behaglich spazieren gehst, vorschriftsmäßig deinen Brunnen

trinkst, und Dich mit Personen aus der eleganten hannöverschen Gesellschaft angenehm unterhälst. Ich sitze in meiner engen, niedrigen Cabine, auf welche die Sonne prallt, und deren Thür geschlossen ist, habe keine Aussicht als durch ein Paar Luftlöcher — Fenster genannt, habe großen Zweifel, ob ich Mittagbrot bekommen werde, kann nicht aufs Verdeck treten ohne an eine Wand von Passagiergut zu prallen, die sich bis zur Hälfte des Schornsteins empor thürmt, und bin mit 400 Personen und 300 Centnern Waarenfracht auf diesem Dampfschiff, das nur von 40 Pferden Kraft, und zufällig das kleinste von den 22 ist, die auf der Donau den Dienst thun. Aber ich bin auf dem Wege nach Constantinopel und daher so frohen Muthes, wie ich Dir von Herzen wünsche, mein Clärchen, daß Du auch sein mögest. Uebrigens, wenn's wahr ist, daß ein großer Theil der Zufriedenheit des Menschen aus dem Vergleich entspringt den er zwischen seiner Lage und der weniger günstigen seiner Nebenmenschen zieht: so muß ich mich heute sehr glücklich schätzen; denn das Schiff ist dermaßen überfüllt, daß die Hälfte der Passagiere höchstens einen Sitzplatz, und die übrigen nur grade Raum zum stehen haben. Die Messe zu Pesth bewirkt diese Ueberfüllung. Heute Abend bei Mohacz wird sie sich

verlieren. Wie es kommt daß ich allein es erträglich habe? — Ich muß neun Tage und fünf Nächte auf der Donau bleiben; da haben Sachverständige in Wien mir gesagt, ich müßte eine Separatcabine nehmen, die bedeutend bequemer sei, als der Damensalon des ersten Platzes. Das habe ich gethan, bezahle außer meinem ersten Platze noch 95 Fl. C. M. extra für diese Cabine von Pesth bis Gallacz, und habe jetzt allerdings die beste Veranlassung zu großer Zufriedenheit. Ich habe ein sehr bequemes mit Stahlfedern gepolstertes breites Sopha, einen ziemlich großen Tisch auf dem ich sehr gut mein Portefeuille etabliren kann, und über dem Toilettentisch gar den Luxus eines Spiegels. Die Cabine liegt seitwärts auf dem Verdeck, ist viel luftiger als die Salons im untern Raum, und die Maschinen gehen mit so ruhiger Bewegung, daß ich ohne alle Anstrengung schreibe. Das habe ich noch nie auf irgend einem Dampfschiff gekonnt, und es ist mir höchst angenehm, wird mir die unvermeidliche Langeweile der Reise bedeutend verkürzen. Lärm und Getümmel umher stören mich ganz und gar nicht. — — —

Eben bin ich herausgeschlüpft um die allgemeinen Zustände zu recognosciren. Sie sind kläglich genug. Im Damensalon liegt's drunter und drüber, denn da das Schiff bereits seit 4 Uhr, vor Tagesanbruch

geht: so haben einige zu schlafen versucht, und andere machen ein wenig Toilette. Unruhige, gelangweilte Kinder vermehren das Unbehagen. Im Herrnsalon, der wie gewöhnlich zugleich Speisezimmer ist — wird gefrühstückt, und die Atmosphäre von so vielen Menschen, verbunden mit den Emanationen von Kaffee, Schnitzel, gebratenen Kartoffeln, Wein ꝛc. — dazu das laute Rufen der Begehrenden, die Antworten der herumfliegenden Kellner, die unruhigen Klagen der Wartenden, machen den Aufenthalt zu einem tumultuarischen feurigen Ofen, dem ich schleunigst entfloh. Auf dem Verdeck sitzt man Schulter an Schulter gepreßt, und steht man gedrängt wie eine Mauer. Ueber all die schwarzen Männerhüte hinwegzusehen ist unmöglich. Zum Glück giebt es auch nichts zu sehen, als die lange breite Donau, mit flachen, öden, gelblichgrünen Ufern. Wie man sich auf dem zweiten Platz befindet, weiß ich nicht! unfehlbar schlechter, denn über jenen Theil des Verdecks ist kein schirmendes Zelt ausgespannt. So sitze ich denn wieder in meiner schwimmenden Zelle. — — —

Jetzt eben habe ich die Entdeckung gemacht, daß ich, wenn ich mich künstlich auf der Lehne meines Sophas zusammenkauere, aus dem ovalen Fensterchen einen Rahmen machen kann, der mir aus der Landschaft kleine Bilder herausschneidet, solche die man

Stillleben zu nennen pflegt, auf denen man blutwenig sieht und die auch eigentlich dem Genrefach, nicht der Landschaft angehören. Aber zu Schiff nimmt man's nicht so genau. — Ach, ich sehe die kleinen Wellen, welche die Räder aufwirbeln; andre als diese künstlichen hat die Donau hier nicht. Es ist eine recht merkwürdige Carriere, welche sie macht, als ein kleines Schwabenmädchen anzufangen und als eine majestätische Königin aufzuhören, um deren Nachbarschaft die mächtigsten Herrscher sich streiten, so daß ihr Jeder wenigstens einen Arm geben oder den schleppenden Saum ihres Gewandes berühren will. Und trotz all der Courtoisie mit der sie behandelt wird, kommt sie nie aus der Fassung, bleibt immer gelassen, und benimmt sich überall ohne Leidenschaft mit imponirender Ruhe, recht wie eine geborne Königin — es sollte. Ja, zum herrschen ist sie geboren! in ihrer Jugend fand sie einen Liebsten, einen wunderschönen Jüngling, stolz und frisch und kräftig wie sie sind diese Söhne der Berge, mit so schäumenden grünen Wellen, daß sie den Smaragden gleichen auf deren köstlichem Grün Goldfunken glitzern. Das Tiroler Gebirg ist seine Wiege, und sie wiegt starke Herzen groß. Der Inn heißt dieser herrliche Jüngling. Brausend wirft er sich in ihre Arme und sie läßt es sich gefallen. Größer,

mächtiger, rascher, warmblütiger als sie, verschwindet er dennoch in ihrer kühlen Umarmung, und nun, als sie weiß was sie vermag, wird sie erst recht dominirend. Ist das das nicht eine Art von Libussa? Später hat sie wol noch manche Diener, die ihre Macht vergrößern, aber so einen leidenschaftlichen Liebsten hat sie nicht mehr.

Ach, ich sehe ein Erlengebüsch am morastigen Ufer. Die Zweige hängen fast bis in's Wasser hinab, und eine dickstämmige Weide steht ganz darin, so daß nur ihre Krone herausragt. Ein Paar weißgelbe Rinder, mit prächtig geschwungenen Hörnern, sind an den Strom gekommen um den Durst zu löschen. Dann wandeln sie bedächtig auf die Wiese zurück, legen sich nieder und wiederkäuen ebenso bedächtig. Es ist schönes Vieh, das Rind; aber gar zu sehr Vieh. Die Potters sind nichts für mich.

Jetzt sehe ich eine Wassermühle, wie Du noch nie eine gesehen! — eine schwimmende. An einem großen Kahn der die hölzerne Hütte des Müllers trägt, und der wie ein Schiff vor Anker liegt, dreht sich mitten im Strom und durch ihn, das Mühlrad. Der Müller und sein Bursch, schwarze langhaarige Leute, treten in ihre Thür, schwenken ihre breiten Hüte, und begrüßen mit einem mir unverständlichen

Ruf unser Dampfschiff. In einem winzigen Nachen kommt ein Dritter vom Ufer nach der Mühle gefahren. In dem engen Raum wohnen sie Tag und Nacht, so lange es Arbeit giebt, und die giebt es fast immer. Das Mehl soll sehr gut werden auf diesen schwimmenden Mühlen. Es wird viel Getreide in Ungarn gebaut, höre ich; aber es gilt wenig. Man kann es nicht verfahren, die Verbindungswege fehlen im Innern des Landes. Kukuruz (Mais) ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Volkes. Ich fühle mich unwillkürlich an Sizilien erinnert; nicht durch den Character des Bodens oder des Landes — der könnte kaum verschiedener sein! — aber Sizilien wie Ungarn haben einen gemeinschaftlichen Zug in ihrer Physiognomie, einen Stempel der Vernachlässigung durch Menschenhand, der ihnen einen wüsten Anstrich giebt. Sogar hier an den Ufern des Stromes welche Todtenstille, welche Einsamkeit; wie muß es also im Innern des Landes beschaffen sein, wo die immensen Ebenen und die weiten Moräste sich ausdehnen, ohne daß gebahnte Straßen sie durchziehen. Große Herrschaften giebt es, und von einzelnen schönen Schlössern mit Parks und Gärten hat man mir erzählt; allein sie liegen wie Oasen in der Wüste, kaum erreichbar durch eine mühselige Reise. Und dann — diese

reichen Herren der östreichischen Monarchie haben so große, viele und weitläuftige Besitzungen, daß sie nur die wenigsten besuchen — oder gar auf ihnen leben können. In Mähren fiel mir das sehr auf im Contrast zu Schlesien. Da haben die Schlösser und Landsitze den freundlichen, wolgehaltenen Anstrich, der es verkündet, daß der Besitzer Freude daran und Sorgfalt dafür hat, weil er da lebt. In Mähren hingegen, auf diesen ungeheuern Besitzungen des Fürst Lichtenstein z. B., liegt nicht diese wolthätige Pflege; sie werden verwaltet oder verpachtet, zum Vortheil des Besitzers, aber nicht zu seiner Freude. Aehnlich mag es in Ungarn sein. — Uebrigens sehe ich nichts mehr. Der Fluß scheint sich in unermeßlichen Waldungen zu verlieren, nicht aber von großen alten Bäumen, sondern von Erlen, Espen, Weiden, die ununterbrochen seine Ufer einfassen, und eigentlich mehr Wildniß als Waldung sind.

Am 28sten.

Es ist mirakulös aber wahr: wir haben wirklich gestern zu Mittag gegessen. Eine Tafel wurde um ein Uhr, die andre um drei versehen. Ich habe das dienende Personal aufrichtig bewundert. Als wir um vier Uhr vom Tisch aufstanden, kamen noch einige

Nachzügler und begehrten zu speisen; der Oberkellner ersuchte sie ein wenig zu warten: „denn," sagte er auf gut wienerisch, „die Weibsbilder in der Kuchel sind halbtodt vor Hitz." Heute ist es weit leerer, denn schon gestern im Lauf des Nachmittags, und am Abend in Mohacz, entlud sich das Dampfschiff seiner Ueberfülle. Ab und an gab es denn doch eine Ortschaft, und wo das Ufer sich etwas hügelig erhob, war es mit Reben bepflanzt. Von dem Marktflecken Mohacz und von seiner Lage sah ich nichts mehr; es war finster. Der Ort ist ein merkwürdiger für die Geschichte Ungarns — und mittelbar auch Europa's. Auf diesen sumpfigen Ebenen wurden zwei von den Schlachten geschlagen, wo Völker und Völker sich einander gegenüber stehen. Die von 1526 war unheilvoll für's Abendland, denn die Türken, in der vollen Kraft ihrer Siege unter Suleiman dem Großen, siegten hier über König Ludwig **II.**, der in der Schlacht fiel, und wälzten sich von hier, immer drohend, immer verheerend, immer kriegerisch gerüstet, in die europäischen Länder, Servien, Bosnien, Dalmatien, Siebenbürgen, hinein, anderthalb Jahrhunderte hindurch das Haus Oestreich in Wien bedrohend. In der Schlacht von 1687 begann der große Türkenbesieger Prinz Eugen von Savoyen als Jüngling hier seine glorreiche Lauf-

bahn durch einen vollständigen Sieg. Ja, von blutigen wilden Schlachten könnte die Donau viel erzählen, aus allen Zeiten, von allen Völkern. Hier zogen die römischen Cohorten, ja die Kaiser selbst, gegen die alten unbezwinglichen germanischen Stämme. Hier wälzten die Hunnen ihre wilden Horden wie Raubthiere gegen das Abendland, und Attila der roheste der Barbaren, war nicht weit von einer Vermälung mit der Kaisertochter Honoria Augusta. Hier saßen die edlèren Gothen, und von hier aus zog der große Theodorich um auf kurze Zeit seinem Königreich Italien den Frieden zu geben! — dermaßen hatten sich im Lauf von vier Jahrhunderten die Verhältnisse der Völker verändert: der verachtete Barbar saß auf dem Thron der Cäsaren, er, edler, tüchtiger, mächtiger, als ihre entarteten Enkel. Und abermals nach einer Revolution in der Geschichte der Völker, saßen hier die eroberungssüchtigen Avaren und quälten mit ihren Invasionen das deutsche Kaiserreich. Aber das hatte dazumal einen von den Kaisern, um dessenwillen die Völker Herrscher lieben lernen: den glorwürdigen Heinrich I., den Vernichter der Avaren bei Merseburg und auf dem Lechfeld, dem der knabenhafte Beiname „der Finkler" schöner steht als manchem Andern der „des Großen", weil er zu der unbestrittenen Größe die

seltene Gabe eines einfachen Sinnes hinzufügt. Dann wird es hier still. Die Horden, die Nomaden verschwinden; die Völker richten sich ein wie es die Zeit mit sich bringt; die große Gährung um in Europa Fuß zu fassen ist vorüber. Auf einmal, nach all diesen Kämpfen um den Boden, um die Existenz nach eigener Sitte, um materielle Interessen, wälzten sich plötzlich — und diesmal von Westen nach Osten! — Menschenströme, die den Boden verließen, die eigene Sitte aufgaben, die materiellen Interessen fahren ließen, und für einen ganz idealen Zweck dem Morgenland zufluteten: sie wollten das Grab Christi befreien helfen aus den Händen der Ungläubigen. Hier, längs dieser Donau, zog die eine Schaar der fanatisirten Menge, ohne Ordnung, ohne innern und äußern Halt, ohne den klaren und selbstbewußten Führer, dessen geistige Ueberlegenheit die dumpfen Volksbewegungen ordnet und lenkt. Weil einst eine Taube die Botschaft vom Ararat gebracht und die Arche dahin geführt hatte: gab jezt Peter der Eremit der stupiden Menge eine Gans und eine Ziege zum Führer. Denen würde Gott die Wege zeigen: denen sollte sie folgen. Sie that es, und natürlich war ihr Ende kläglich. Greise, Weiber und Kinder hatte das eilfte Jahrhundert im träumerischen Glaubensdrang aus Europa in den

Orient geschickt; der Orient vergalt es im vierzehnten, als die Invasionen der Osmanen aus Kleinasien in das griechische Kaiserreich hinein begannen, und schickte Heere von Kriegern, welche eroberungsdurstige Sultane anführten. Einer von ihnen war Bajesid Jilderim, d. h. Wetterstral; er drang in Bulgarien ein und bedrohte Ungarn. Die Franzosen waren ehedem die zahlreichsten Kreuzfahrer gewesen, und jezt mochte der Glaubensdrang erloschen sein, jedoch der Thatendrang war es nicht. Die Blüte der französischen Ritterschaft, mit dem Graf Johann von Nevers an der Spitze, zog dem ungarischen König zu Hülfe. Aber ach! sie stürzte ihn und sich selbst in's Verderben. Ihre Tapferkeit ward Uebermuth; sie verschmähte jede Vorsicht, jede Warnung, jeden Rath. Und wenn der Himmel einfiele, die kühnen Ritter wollten ihn mit ihren Lanzen aufhalten. Die Folge der Prahlerei war eine grenzenlose Niederlage, weiter die Donau hinab, bei Nicopolis der „Siegesstadt" Kaiser Trajans, im Jahre 1396. Seitdem ward „der Türk" der Erzfeind von ganz Europa, das ihm nur mühsam zu widerstehen vermogte, bis er berauscht vom Taumel seiner Siege in eine Lethargie versank, die ihm das Lebensprinzip einlullte. Aus diesem Opiumrausch fuhr er auf in unseren Zeiten, beschämt über sich selbst

geblendet von allem Fortschritt europäischer Cultur. Er wollte auch eintreten in die Reihen der Bewegung, er versucht es jezt. Wer kann wissen ob und wie es ihm gelingen wird? Ich glaube es nicht. Aus dem Kern entsteht die Frucht, nicht aus der Schaale. Aus dem innerlichsten Leben eines Volkes, aus seinen sittlichen, religiösen und politischen Bedürfnissen gehen seine Umbildungen hervor, wie z. B. in Deutschland die Reformation, in England der Sturz des Hauses Stuart, in Schweden die Vertreibung der Unionskönige war. Aber was für ein Bedürfniß eines muselmännischen Volks kann der Neuerung zum Grunde liegen, daß man seinem Heer die bequeme morgenländische Tracht aus- und die unbequeme europäische Uniform anzieht? — Ich habe Mitleid mit dem armen Muselman, der durchaus Europäer werden soll, und doch nicht den europäischen Nerv dazu hat. — — —

Jezt ist es 9 Uhr Abends, und seit einer Stunde liegen wir bei Semlin vor Anker. Wir fuhren heute fast immer an dem rechten Donauufer. Dieser Theil von Ungarn heißt Slavonien, und scheint ein tiefes morastiges Land zu sein. An den Ruinen von Erdöd fuhren wir vorüber, die den Grafen Palffy den Beinamen geben; an Illok, das den Fürsten Odescalchi gehört, an Kamenicz mit einer schönen Gar-

tenanlage, die bis zum Fluß hinabgeht. Dann bei Peterwardein, das eine sehr starke Festung sein soll und in den Türkenkriegen viel Blut der Christen wie der Mohamedaner gekostet hat. Man bekommt aber nur die Mauern zu sehen. Zuweilen wird das Land mit Rebenhügeln geschmückt, aber meistens nehmen es die Sandbänke und die halb unter Wasser stehenden schilfigen Ufer ein, so weit das Auge reicht. Der Wasserstand soll eben jezt ganz außerordentlich und zwei Klafter höher als gewöhnlich sein. Gewiß ist, daß wir Heuschober auf den Bäumen sahen. Diese standen bis zur Krone im Wasser, und im Kahn fuhr man das Heu zu ihnen heran, und legte es zum trocknen auf ihre Zweige. Auch zu manchen Häusern fuhr man im Kahn, die für gewöhnlich auf dem Festland liegen; die Grasspitzen, die über das Wasser hinaussahen, wie auf den Venetianischen Laguneninseln, bezeugten es. Viele weiße Rinderheerden belebten die fetten feuchten Wiesen, wilde Enten das Schilf. Zuweilen schoß ein einsamer Fischadler auf seine Beute im Strom. Man durfte sich auf dem Meer wähnen, so breit, so still, so weit ist dieser mächtige Fluß. Schön ist er nicht, aber auch nicht ganz reizlos: er ist einsam wie die Größe ist. Im Finstern kamen wir hier an. Semlin ist die letzte ungarisch-slavonische Stadt. Die

Save, die hier in die Donau mündet, trennt sie von Belgrad, der ersten serbisch-türkischen, und fortan bleibt das rechte Ufer zwar nicht mohamedanisch, aber unter türkischer Oberlehnsherrschaft. Ich weiß durchaus nicht, ob diese feudalistische Bezeichnung für das Verhältniß Serbiens zur Pforte paßt; ich glaube es eigentlich nicht; aber ich glaube auch, daß es ebensowenig einen andern genau bestimmenden Ausdruck für ein so schwankendes Verhältniß, das außerdem noch unter östreichischem und russischem Einfluß steht giebt. Belgrad hätte ich gern gesehen! Johann Hunyad, Prinz Eugen, Laudon, haben es so tapfer vertheidigt und erobert; letzterer noch im Jahre 1789. Aber damals, zur Zeit der französischen Revolutionskriege, mußte Oestreich mannigfach gedrangsalt, zwei Jahr darauf es wieder abtreten. Und nun ist's türkisch und bleibt auch wol türkisch.. Die hohen Potentaten gönnen es ja lieber dem Türken, als einer dem andern. Das nennen sie Politik und europäisches Gleichgewicht, mein Clärchen.

August 29.

Wir ziehen weiter und weiter auf unsrer friedlichen Wasserbahn. Die Reisegesellschaft des ersten Platzes ist auf sechs Personen zusammengeschmolzen und das Verdeck frei von Passagiergut, so daß man

herumgehen und sich bewegen kann. Das Wetter ist ganz wunderschön, sehr heiß am Tage, wie es sich schickt für den Sommer, und Abends erquickend frisch; prächtige Sonnenuntergänge und prächtiger Sternenhimmel. Von der Erde sieht man hauptsächlich die waldbewachsenen bergigen serbischen Ufer an, weil sie die schöneren sind, und auf dem ungarischen die zahlreichen kleinen militärischen Wachthäuser, bretterne Baracken, in denen öſtreichische Soldaten aufpassen, daß Niemand von Serbien herüberkomme — der Pest wegen. Versuchte ein Kahn oder ein Mensch es dennoch: so würde ohne Weiteres auf ihn geschossen. Dieser Theil von Ungarn heißt das Banat oder die Militärgrenze, und erstreckt sich bis zur Wallachei. — Eingedenk jenes Franzosen, der aus Hindostan schrieb: „Je ne crois pas aux tigres, car je n'en ai pas vu" — will ich nicht etwas Aehnliches von den berüchtigten Mücken von Golubacz sagen, an deren Hölen wir heute ungequält vorbei schifften. An schönen Sommerabenden und in der Nähe des Wassers giebts überall Mücken. Von Golubacz und vom Felsen Babakai an, der aus dem Strom schroff und einsam hervorschießt, nehmen beide Ufer allmählig einen felsigen Charakter und hier bei Drénkowa — (ich accentuire wie die Namen ausgesprochen werden) — wo wir seit vier Uhr Nach-

mittags vor Anker liegen, gleicht die Donau einem kleinen rings von Felsen eingeschlossnen See. Die tiefe Abendsonne gießt ihre zarten und glühenden Färbungen über diese Felsen: die unteren, waldigen schillern goldig und grün, die höheren glänzend roth, die fernen und kahlen violett und rosenfarben. Eine vorüberfliehende transparente Wolke hat einen duftigen Regen herabgesendet, und ein mächtiger Regenbogen spannt sich über den ganzen Himmel, nicht wie ein „eisernes Thor", das wir nun bald durchschiffen sollen mit Steuer und Rudern, sondern wie ein himmlisches, durch das man immer von Neuem auf silbernen Flügeln — wie man's als Kind so tausendmal gewünscht hat — in den Himmel hinein fliegen mögte. Aber die Peri bleibt draußen! noch ist ihr keine schönere, friedlichere, lichtere Welt angewiesen als diese irdische! — Heißes Abendroth flammt über den ganzen Westen, und ein zarter rosiger Schleier hängt sogar über dem unbeweglich im Osten stehenden Regenbogen, so daß er wie von Rubinlicht beleuchtet erscheint. Das habe ich noch nie gesehen! Wie sie kühn in ihren Phantasien ist, die Natur! und wie Alles ihr so unglaublich und unnachahmlich gut gelingt! und wie sie immer etwas Neues zu erfinden weiß! — Der Mensch würde im Gebiet der Kunst, der Schöpfung des Schönen, auch

erfindungsreicher sein, wenn er nicht durch Gebrauch, Sitte, Mode, Vorurtheil, Gewöhnung, in Banden läge, die eben so unmerklich und doch unzerreißbar sind wie die, woran die Zwerge den Gulliver halten. In Zeiten wo Gebrauch und Sitte einfacher, die Mode einflußlos, das Vorurtheil unausgebildet, die Gewöhnung unabhängig von dem Einfluß der Gesellschaft war, hatte die Kunst mehr Spielraum, mehr Freiheit. Man meint zwar das sei jezt der Fall, weil ihr so viel Wissenschaft und Erfahrung zu Gebot stehe; doch das ist ein Irrthum. Wissenschaft und Erfahrung haben ebensowol ihre schwachen Punkte, ihre Vorurtheile, ihre unüberwindlichen Einseitigkeiten, als die Schöpfungen einer freien Phantasie. War die Klippe für diese der Mangel an Regel: so ist es für jene gewiß deren Ueberfülle. Giebts noch Mirakelmenschen, wie Murillo z. B., die frei und frank zum Dessert, als Dank fürs Mittagsbrot, eine Madona de la Servilleta aufs Tischtuch malen — die überhaupt aus Allem was sie berühren unbefangen ein kleines Kunstwerk machen können? Ach, dabei fällt mir ein Bild von Murillo ein, das ich im Belvedere zu Wien gesehen habe, und das denn wieder so recht zu seinen allerschönsten gehört, Clärchen! Johannes in der Wüste — aber als Kind! Mit was für mächtigen, ahnungs-

reichen, und doch rührend kindlichen Augen blickt der kleine Prophet in seine Zukunft hinein, während sich ein seraphisches Erstaunen über sein schönes Gesichtchen legt. Sieh, ich glaube daß der Mensch Ahnungen seiner unausweichlichen Zukunft hat, dunkle, verschleierte, wie sie das nicht wol anders sein können nach den Gaben die er empfangen hat; denn da mischt sich die Leidenschaft hinein, die Ueberlegung kommt später, der Verstand prüft, der Zweifel zersetzt, und am Ende heißt's: es ist doch nichts mit den Ahnungen. Dennoch glaube ich an sie. Bestimmt, diesen oder jenen Fall betreffend, sind sie nicht; man kann nicht hinterdrein sprechen: dies wird geschehen, oder: jenes muß mir widerfahren. Gar nicht! Es tritt nur zuweilen ein Gedanke, eine Sehnsucht, eine Gewißheit in Deine Seele hinein, die ohne alle Verbindung mit Deiner Gegenwart, mit Deinem Leben wie es eben ist, zu sein scheinen; Du läßt sie fallen, Du gehst darüber fort, Du vergißt sie wol gar, und siehe! ganz allmälig, nach Jahren vielleicht, wird Dir klar, daß jenes Fremdartige, Dir selbst Unbegreifliche, der Einschlag zum Gewebe Deines Lebens geworden ist. Das *sahest* Du und *wußtest* Du damals schon, weil der Geist in seiner freien Thätigkeit die sinnlichen Fesseln von Zeit und Raum nicht kennt; nur wurde

es Dir nicht klar weil die sinnliche Welt zwischen dem Jezt und dem Damals lag. Das nenne ich Ahnungen, und bei uns alltäglichen Menschen mögen sie schwach und selten genug sein. Aber bei stark und reich begabten Naturen, bei solcher Johannesseele kann ich sie mir von so intenser Kraft vorstellen, wie Murillo sie bei diesem Kinde ausgedrückt hat. Aus seiner kindlichen Existenz heraus, sieht es sich selbst, in der Wüste, in Thierfelle gekleidet, als Prophet, auf den höheren Propheten hindeutend, im Kerker und im Tode — und sieht das Alles mit der höchsten Gewißheit und der höchsten Unbefangenheit, ganz so wie ein Kind, dem man sagt: du wirst einmal ein Engel mit goldnen Flügeln und beim lieben Gott sein. Es findet das höchst natürlich. Jedes Mal, wenn ich eins von Murillos Meisterwerken sehe, muß ich wiederholen: Keinem und Keinem hat sich die Menschenseele so offenbart wie ihm. Und was wirklich das Allermerkwürdigste für unsereins dabei ist: er ist kein geistreicher Maler — nur ein inspirirter. Die Modernen sind geistreich, d. h. einige Wenige, — sehr geistreich, fein, scharfsinnig, vertraut mit dem innern Leben und mit dessen Wirkung auf die äußere Erscheinung, künstlerisch begeistert. Das ist sehr viel in unsern Tagen, wo neun Zehntheil der Maler,

der Dichter, der Künstler jedes Faches, ein elendes Handwerk, einen dürftigen Broterwerb aus dem machen was ein Cultus sein sollte. Für jene Murillo-Inspiration muß die Seele aber auf einen andern Ton gestimmt sein, und zwar auf einen solchen, der nicht mehr in der Welt klingt. Der Genius schläft, das Talent wacht. Wer heutzutag unter 25 Jahr alt ist, hat gewiß mindestens ein bedeutendes Talent. Das Talent wuchert, es grassirt, es befällt unmündige Kinder, es scheint eine Art von Krankheit zu sein, die man in der Jugend haben muß um sich im Alter von ihr auszuruhen. Alle wollen es zur Virtuosität bringen, zur höchsten technischen Fertigkeit; dabei kommt denn der Geist abhanden, und so ist Virtuosität der Culminationspunkt des Talentes. Man wird es so weit damit bringen, daß man einen Abscheu vor dem Talent bekommt, weil man finden wird, daß es ein bischen stupid macht. Ich komme mir vor wie Hoffmanns „Johannes Kreisler". Aus lauter Liebe zur Musik will der auch nichts von ihr hören, weil sie nicht nach seinem Sinn getrieben wird. Wurde er nicht wahnsinnig, der arme Kreisler? Ja ja, das ist ganz richtig: wer Ideen hat, hat darunter gewiß eine fixe, die so fix werden kann, daß sie die andern tödtet — und das ist Wahnsinn. Zuweilen nennen wir aber auch mit großem Un-

recht das fixe Ideen, woran die unseren sich stoßen ohne jene ausrotten zu können. Ich glaube jeder Mensch hat die seine. Das sollte uns nachsichtig machen, nicht ungeduldig, wie dies doch so oft geschieht.

Órsowa, August 30.

Gestern bin ich umher vagabondirt auf diesen Blättern; heute, liebes Clärchen, bleib ich bei der Donau. Dichte Nebel bedeckten sie, als wir in Drénkowa den Ludwig verließen, und in einer bedeckten Barke mit neun Ruderern weiter fuhren. Als aber die Sonne stieg, sanken die Nebel, und die Beleuchtung wurde so schön wie die herrliche Szenerie es verdient. Leider habe ich sie nicht ganz nach Wunsch gesehen, und während der siebenstündigen Fahrt oft bedauert den Wasserweg gewählt zu haben. Der prächtige Landweg, eine vom Felsen abgesprengte Chaussee, eine Via mala im Kleinen — die sich nur bei einigen Wiesen vom Ufer wenig entfernt — muß eine viel freiere Ansicht gestatten, als unsre dicht und schwer überdachte Barke. Aber der Wunsch die Donaufälle und ihre gefahrvollen Strudel kennen zu lernen indem man sie durchschifft, lockte uns. Ich muß sagen leider! war der Wasserstand so hoch, daß wir sie kaum bemerkten. Es zeigten sich freilich an zwei

Stellen über der ganzen Breite des Flusses kleine krause Wellchen, die auf unsichtbare Hindernisse schließen machten: weiter nichts! und auch von dem gewaltigen Brausen des Strudels haben wir nichts vernommen. Die Donau kommt nun einmal nicht aus ihrer unerschütterlichen Ruhe und verleugnet nirgends die allerimposanteste Majestät — wie Zeus, der mit den Augenbrauen winkt oder die Locken schüttelt, um Sturm und Ungewitter zu erzeugen. Und in diesen tiefen Wildnissen, in diesen ungestörten Einsamkeiten dürfte sie nicht unruhvoll bewegt sein ohne den ganzen Eindruck zu stören. Von Felsen zu beiden Seiten eingezwängt, ist sie hier nicht über 500 Fuß breit; in die Weite kann sie nicht, raschen Laufes muß sie vorwärts — rasch, doch ohne Uebereilung. Die Felsen sind von wunderbarer Schönheit: kristallinisch-schroff in ihren Formen, mit Abstürzen und Schluchten von einer jähen Plötzlichkeit wie im Urgebirg; und nur überstürzt wie mit grünen Katarakten, dicht, voll, kraus, schwer, von der allerherrlichsten Bebaumung. Die aufschießenden Spitzen, die eingekrallten Schluchten, die senkrechten Wände — umwebt und tapezirt sind sie mit einer Hülle und Fülle von Laub, wie ich mir die amerikanischen Urwälder vorstellen kann, und wie ich nie Aehnliches gesehen habe. Es ist die Unkultur in ihrer vollsten

Schönheit! es ist ihr Triumph — denn sie läßt nichts vermissen! nicht die herrliche Schönheit des Rheins, nicht die liebliche der Mosel, nicht die romantische des Neckars, — keine. Zwischen all diesen Schönheiten ist sie wie das Waldweib der alten Märchen, zwischen allen übrigen irdischen und himmlischen Weibern. Tiefblau war der Himmel, und Schaaren von Adlern kreisten langsam um die Scheitel der Felsen. Schweigen der Wildniß herrschte. Die Waldungen schliefen magnetisirt vom glühenden Sonnenstral. In eine Höle stiegen wir hinein, in welcher einst der General Veterani mit 300 Mann dem Vordringen der Türken Einhalt gethan. An der Felsenplatte kamen wir vorüber, in der Kaiser Trajans Name von den alten großen Römerthaten gegen die Völker des Nordens erzählt. Ich dachte nicht an Veterani noch an Trajan — nur an das Waldweib, wie es mit leichten langen Schritten dahinwandelt, im nachschleppenden grünen Mantel, mit großen wallenden Locken, einen Adler zu Häupten, wie es sich umschaut mit dem großen, mächtigen Auge, dessen Blick so gewaltig, so unvergeßlich ist, und wie es ohne Worte durch geheimnißvolle Zeichen spricht: „Komm in meine Abgeschiedenheit! laß das Gewühl, den Streit, die Unruh der Welt da draußen; Friede und Freiheit sind hier ... was willst du mehr, o Mensch?"

— Nichts, o gar nichts so lange der Zauber dauert, den dieser Blick gesponnen; aber bald genügt er nicht mehr, und ist man aus dem magischen Gesichtskreis heraus, so kommt man wol zu der Frage: was treibst denn du hier, Waldweib? du bist ja eine heidnische Erscheinung und mußt der Civilisation Platz machen, die keine Märchen duldet. Wie gesagt, das fällt mir jetzt ein, — heute früh nicht. Ich saß — denke nur! oben auf dem gewölbten Dach der Barke, à la turque, in der zerschmelzenden Sonnenhitze; nicht sehr bequem, doch dergleichen sieht man Einmal im Leben und dann nie wieder: dafür muß man schon etwas thun. Die Seite des Banats war etwas gestört durch die zahlreichen Wachposten. Das sieht so feindlich aus! Giebts denn Feinde, wo es kaum einen einzelnen Menschen giebt? — Einen sahen wir denn doch am wilden Ufer von Serbien. Erlen standen bis in die Wellen hinein, wilder Wein umrankte sie, und darunter saß in einer ganz schmalen Barke ein Serbier im malerischen Anzug von weiten dunkelblauen flatternden Gewändern, mit dem breiten rothen Gürtel und dem rothen Fez. Fischte er oder that er nichts? man konnte es nicht gewahr werden. Aber er machte ein Bild für sich, in dem das Leben anders sich aussprach, als in dem der großen majestätischen Natur.

Um ein Uhr Mittags kamen wir her und fanden ein ganz erträgliches Wirthshaus. Hier ist die Grenze des Banats: erst ein Flüßchen, dann ein Stück morastiger Wiese neutrales Land, und dann beginnt die Wallachei. Hat man diese Grenze überschritten, so ist man für Europa in Contumaz, und will man auf der Donau zurück, so muß man sich durch eine Quarantäne in dem nahen Dorfe Szupanek vom Pestverdacht reinigen. Wir hätten gleich den ersten besten Wagen nehmen und nach den Bädern von Mehadia fahren sollen, zu denen man auf schöner Chaussee, wie ich höre, in zwei und einer halben Stunde gelangt, und welche durch ihren immensen Reichthum an Wasser in den Heilquellen besonders interessant sind. Da wir es versäumt haben, mußten wir uns Nachmittags auf die hiesige Umgegend beschränken. Die Berge sind noch immer wunderschön, obgleich nicht mehr ganz so jäh und schroff. In dem Farbenspiel der abendlichen Beleuchtung gewannen sie einen neuen Reiz. Der Ort selbst ist vollkommen reizlos, ohne Gärten, ohne Felder. Hier wächst etwas Kukuruz, dort steht ein Wallnußbaum, da ein ganzes Dickigt von Hollunder, da ein Zaun von Dornen, der so etwas wie einen Krautgarten umschließt; das Alles steht zufällig aus, ungeordnet. Und doch wohnen hier Menschen, die nicht blos in

und für Orsowa geboren sind, die in der Welt gelebt haben und die Verwöhnungen der Gesellschaft kennen! sie müssen hier leben durch amtliche Stellung gebunden. Ach, das mag schwer sein! — Ein Platz der uns auffiel ist die Skela: doppelte Schranken von Latten an der Donau, wo die Türken an der Wasser= und die Ungarn an der Landseite stehen und mit einander Handel treiben, ohne gegenseitig ihre Waaren berühren zu dürfen. Beamte der Quarantäne stehen inmitten der Schranken, und schaffen das Geld hinüber und herüber. Die kleine Festung Neu=Orsowa auf einer Insel, hat türkische Besatzung und sieht in der Ferne nicht sehr gebieterisch aus.

Am Bord des Zriny. August 31.

Dies ist ein ungeschickter Brief, liebes Clärchen. Ich schreibe auf was ich eben sehe und thue. Wollte ich warten bis nach beendeter Donaufahrt, und sie dann in ein Ganzes zusammenfassen, so mögte sie anschaulicher sein; nur darf ichs nicht wagen, denn warlich — ich fürchte bis dahin die Einzelheiten zu vergessen. Sie sind nicht überreich oder übertrieben bunt; ich reise auch nicht so schnell, daß man sie nicht ins Auge fassen könnte; nur ist Alles so ganz, so gründlich anders! Wie unser Zriny bemannt ist! der Capitän, ein angenehmer lieber Mann, ist ein

Dalmatiner, die Mannschaft besteht aus Wallachen. Der erste Steuermann trägt die albanesische Tracht, die ich gestern flüchtig bei dem Serbier im Kahn sah und die in diesen Ländern sehr gebräuchlich sein soll, nämlich weite flatternde, aber unter dem Knie festschließende dunkelblaue Beinkleider, eine gleichfarbige kurze Jacke, deren Ermel am Handgelenk aufgeschlitzt und mit kleinen Knöpfen besetzt sind, so daß man die weißen Hemdermel mit krausen Muslinmanschetten sehen kann. Dunkelblaue Kamaschen reichen nur bis zum Knöchel herab, und lassen den Fuß frei, der sich in weißen Strümpfen und schwarzen Frauenschuhen sehr gut präsentirt. Gürtel und Fez sind hochroth. Ists der Anzug, ists die Art wie der Mann ihn trägt — ein bischen fanfaronirend, ein bischen mit seinem wolgedrehten Schnurrbart kokettirend — genug, er macht sich charmant, und erinnert mich an Andalusien. Unsre Matrosen sind nun freilich mit nichten charmant, obgleich sie alle schlank, wolgewachsen, von grader Haltung und festem Gang sind — aber über Gebühr schmutzig! Ihr Anzug ist ein Hemd, das auf den Nähten mit dunkelblauen oder rothen Sternen von ihren Weibern ausgenäht wird, ein Beinkleid von weißgrauem Wollenzeug mit blauem Band auf den Nähten, Kamaschen nach dem albanesischen Schnitt und bloße

Füße. Auf überflüssige Bekleidung lassen sie sich in dieser heißen Zeit nicht ein. Die Hauptbekleidung der Weiber ist ein langermeliges Hemd, gleichfalls roth oder blau ausgenäht, ein großes weißes Kopftuch, und zwei Schürzen von buntgestreiftem Wollenstoff, die eine vorn, die andre hinten herabhangend, zuweilen mit Franzen am untern Saum. Ich sage Dir, man hat nie, auch nicht auf dem Theater, etwas Aehnliches gesehen. Vorhin lese ich die Passagierliste, und auf derselben mit dem größten Erstaunen: Sultana so und so mit ihren Kindern, aber auf dem zweiten Platz. Eine Sultana ist für uns ein Wesen fast wie der Phönix so fabelhaft und poetisch; es scandalisirte mich also nicht wenig sie da hinten bei der Küche aufsuchen zu müssen. Aber diese Sultana schien sich dort recht wol zu gefallen: es war eine dicke ältliche Griechin mit einer Pelzmütze über ungekämmten Haaren, die sich zu ihrem Titel verhielt wie eine Truthenne zum Paradiesvogel. Und so ist alles frappant anders, Tracht, Namen, Umgebung.

Heute früh fuhren wir noch zwei Stunden in unsrer Barke von Orsowa bis Skela Cládowa — immer der Strudel wegen. Bei dem Punkt den man das eiserne Thor nennt machte sich allerdings ein gewisses Kochen des Wassers bemerklich, und

die Felsen waren wieder von hoher ernster Schönheit. Dampfschiffe würden wol den Fluß hinab gehen können, trotz seiner Fälle und Strudel — sagt man mir, und einige sollen es auch schon versucht haben; aber sie wieder herauf zu schaffen, wo sie dann durch Pferde oder Ochsen gezogen werden müssen — ist zu mühselig. Bis Skela Cládowa haben sich die Felsen abgeflacht, und Fluß und Dampfschiff beginnen wieder ihren ungestörten Lauf; da bestiegen wir den Zriny, der mit wolthätiger englischer Sauberkeit und Ordnung gehalten wird, und fuhren zuerst durch die Ueberbleibsel von Trajans Brücke, von denen wir nichts gewahr wurden, als die Reste der beiden auf dem Lande stehenden Endpfeiler. Diese Brücke ist die erste und einzige, welche je die untere Donau getragen. Trajan ließ sie erbauen, und sein Nachfolger Hadrian ließ sie wieder zerstören. Es scheint daß Kaiser Hadrian, der mit wahrer Leidenschaft bauen ließ, keine andre Bauwerke leiden konnte als seine eigenen. Das elende, weitläuftige wallachische Dorf Calafat, wo wir einen Augenblick anlegten, ist doch nicht ohne Interesse: hier giebt es den besten Kaviar, der frisch auf Ort und Stelle ganz anders gut schmeckt, als wenn er im Winter präparirt nach Deutschland kommt. Kaviar besteht aus den Eiern des Hausen, und der Fang dieses

Fisches ist bedeutend in der Donau. Ziemlich weit vom Ufer, im Fluß, standen halbnackte Leute unbeweglich um einen Hausen, oder in seiner Ermangelung einen andern Fisch mit Händen zu fangen. Dazu gehört doch eine grenzenlose Geduld und Geschicklichkeit! Aber große Netze, weitläuftig im Fluß ausgespannt, zeigten daß man sich nicht auf die Hände beschränke. Endlich fuhren wir an der Festung Widdin vorüber, die auf der serbischen Seite in einer großen Ebene liegt, und sich mit ihren zahlreichen weißen Minare's sehr vortheilhaft als die erste türkische Stadt, die wir sahen, präsentirte. Ein Minare ist wirklich etwas höchst Graziöses: eine schlanke Säule von einer Gallerie umgeben, und oberhalb dieser in einer äußerst feinen Spitze auslaufend. Bald erinnert es an einen Mastbaum, bald an einen Blumenstengel auf dem die noch unentfaltete Blüte schwebt; immer an etwas Zierliches. Einen häßlichen Gegensatz machte dazu der Palast des Pascha, ein langes elendes Gebäude an der Donau, unregelmäßig, hölzern, verfallend, wüst. Sein kleiner gemauerter Harem liegt daneben mit Rohrgittern vor den Fenstern, und außerhalb der Vorstadt ein Zigeunerlager aus Zelten bestehend. Dies seltsame heimatlose Volk das keine bleibende Stätte auf Erden hat und nirgends seine dauernde Spur läßt, nomadisirt in großer

Zahl an der untern Donau, auf beiden Ufern. Es wohnt nur unter Zelten außerhalb der Städte, im Winter in Löchern unter der Erde oder in Hölen und Wäldern. Es lebt von betteln und stehlen, von Musikmachen und Kesselflicken; Einige sind gute Hufschmiede. Die Meisten sind Christen mit allerlei heidnischen Gebräuchen ausgestattet; von Anderen weiß man nicht ob sie zu irgend einem religiösen Verband gehören; sie sind wie die Thiere der Wüste wild, unbändig und frei, ohne Zusammenhang mit den andern Menschen zwischen denen sie es nicht aushalten können. Niemand weiß woher sie stammen, Niemand ahnt ob sie irgend einer Civilisation fähig sind. Räthselhaft gehen sie durch die Jahrhunderte wie in eine dunkle Wolke gehüllt. An die wilden Völkerschaften von Asien, Afrika und Australien wagen sich Missionäre und Bibelgesellschaften; an die Zigeuner wagen sie sich nicht. Der Zigeuner bleibt seinem Schicksal überlassen, und die einzige Notiz die man von ihm nimmt ist die, daß er eine Abgabe zahlen muß, nämlich jährlich einen Dukaten der Mann. Nach der Erzählung eines in Jassy angesiedelten Deutschen, unsers Reisegefährten seit Pesth, ist wenigstens Letzteres in der Moldau eingeführt, wo es eine halbe Million Zigeuner giebt. Der reiche Bojar zahlt keine Abgabe, aber der

Zigeuner. Ist das nicht merkwürdig? Sie sind wie die alten Römer in Abtheilungen von Zehn, von Hundert, von Fünfhundert getheilt, und an den Vorsteher der Fünfhundert hält man sich wegen der Abgabe: er ist dafür verantwortlich. So kennt dies Volk von dem Zustand der menschlichen Gesellschaft nichts, als eine Last für sich selbst. Indessen hat es doch auch ein Recht: man muß eine Zigeunerhorde drei Tage vor dem Ort dulden, wo es ihr einfällt das Lager aufzubauen, obgleich es als verrufenes Gesindel fast immer unwillkommen ist. — Ja, Türken- und Zigeunerstätten hab ich heute von Angesicht zu Angesicht gesehen. Endlich kommen fremdländische Erscheinungen.

September 1.

Es wird mir langweilig die Orte zu nennen an denen wir vorüberfahren und unter denen heute das alte Nicopolis war, von dessen großer Schlacht ich Dir neulich schrieb. Ueberhaupt wird die Donau jetzt langweilig, immer breiter und breiter, und das wallachische Ufer, an dem wir uns hauptsächlich halten, gar so elend. Hütten, grau und niedrig wie Maulwurfshügel, ohne Baum noch Strauch — das sind Dörfer; und die Stadt Giúrgewo, vor der wir jetzt in Geschäften vor Anker liegen, und die wir

so eben mit sehr unbefriedigter Neugier besucht haben, ist weit entfernt wie ein schlesisches Dorf auszusehen. Die Wallachei steht wie Serbien und die Moldau in einem gewissen untergeordneten Verhältniß zur Pforte, das sich aus den Zeiten der großen türkischen Eroberungen herschreibt, aber freilich seitdem beträchtliche Modifikationen und Veränderungen erlitten hat, je mehr die türkische Macht der russischen und östreichischen gegenüber sank. Ehedem mußten sie enormen Tribut zahlen, und waren doch nicht sicher vor räuberischen Invasionen. Daher noch jetzt das wüste Ansehen des Landes: man hat es nie pflegen mögen, weil man immer des Feindes und der Plünderung gewärtig war. Seit Griechenlands Unabhängigkeit und den russischen Kriegen mit der Türkei, hat man diese Länder sichrer und freier gestellt — was nämlich die Türkei betrift — aber innerlich selbständig sind sie dadurch nicht geworden. Die Bojaren haben das Recht ihren Hospodar zu wählen, die Pforte muß ihn bestätigen. Des Kampfes der verschiedenen Interessen und Parteien, der Kabalen und Intriguen ist dabei kein Ende. Eben jetzt ist der neue Hospodar der Wallachei, Fürst Bibésko, nach Constantinopel abgereist. Ob die Bojaren später ihrem Hospodar gestatten eine wolthätige Wirksamkeit auf das Land zu äußern — ob er

es will wenn er kann — ob er nicht immer gegen innere und äußere Strudel laviren muß um sich oben zu erhalten — ob es nicht geht wie ehedem in Polen — — das ist eine drohende Aehnlichkeit, die mir eingefallen ist; aber sie muß Jedem einfallen. — Giúrgewo sieht aus wie ein weitläuftiger Schutt- und Kehrichthaufen, über welchem sich hie und da ein Dach erhebt. — Eben kommen eine Menge neuer Passagiere an Bord, die ich mir betrachten muß. Auf morgen, mein Clärchen.

Septbr. 3, Gallacz. Auf dem Zriny.

Die Donaufahrt ist aber wirklich zu langweilig eingerichtet! man müßte eine Dampfschifflinie für Reisende *ohne* Aufenthalt bis Constantinopel organisiren, und eine andre für Waaren ꝛc., die sich dann nach Bedürfniß aufhalten könnte. Gestern Nachmittag gegen sechs Uhr kamen wir hier an, und erst morgen Mittag gehen wir weiter! das ist eine Verschwendung von 42 Stunden. Vorgestern brach ich ab. Unser guter Capitän hatte türkischen Kaffee für mich holen lassen, der nicht übel schmeckt. Die Bohne wird ganz fein gestoßen, und dann gekocht, wie Chocolade etwa. Da man sich noch nicht bis zur Industrie der Surrogate emporgeschwungen hat, so ist dieser Kaffee, den man schwarz und in kleinen Tassen

trinkt, stark und erkräftigend. Für uns war er gezuckert, was nicht türkischer Gebrauch ist. Unsre neuen Reisegefährten waren ein Paar wallachische Offiziere, die in ihren blau und gelben Uniformen ganz europäisch — und einige Damen, die, ich mögte sagen, hypereuropäisch aussahen: so outrirt modisch im Anzug. Die eine z. B. trug nicht nur ein ganz übertrieben schleppendes Kleid, sondern auch einen schweren wattirten wollnen Mantel, der ihr in langer Schleppe nachzog, was wirklich unförmlich aussah. Eine Andre, ein kleines kümmerliches Wesen, fand sich gar nicht heraus aus all den Falten von Kleid, Shawl und Bändern. Sie war unerwachsenen Ansehens, hatte nichts destoweniger schon fünf Kinder und bei eilf Jahren geheirathet!! Ein türkischer Douanen-Inspector von hohem Rang und seine zahlreiche Begleitung füllten unsern Zriny so, daß ich dem Himmel dankte mein einsames Schlafkämmerchen zu haben. Die türkischen Herrn tragen braune mit Schnüren besetzte Röcke nach europäischem Schnitt, und dazu den rothen Fez mit blauem Quast. Das ist nicht Fisch noch Fleisch, weder national türkisch, noch modern europäisch, und macht sich geschmacklos. Auch von der gepriesenen türkischen Würde in Haltung und Benehmen hab ich nichts gefunden; er ging watschelnd und stand

wackelnd. Von seiner Begleitung trugen nur zwei — und das schienen die untersten Diener zu sein — Turbane von bunten Shawls; die Uebrigen waren wie er selbst gekleidet. In Braila und hier bei seiner Ankunft, kamen Personen aufs Schiff um ihn zu begrüßen; sie küßten ihm die Hand. Kein Gentleman geht hier allein über die Straße; ein Diener muß folgen, und, soll er elegant sein, in griechischer Tracht mit der weißen Fustanelle. Und was trägt dieser Grieche dem Herrn nach? in der einen Hand die Pfeife, in der andern den Kantschuh. Ein Mitteldling von Türk und Kosak, französisch gefirnißt: das scheint ein wallachischer Gentleman zu sein.

Gestern gingen wir in Braila — (das die Russen Brailow und die Türken Ibrahil nennen) — ans Land. Dies ist die Festung deren Einnahme, verbunden mit der von Varna in Bulgarien, in den letzten Türkenkriegen den Russen den Weg nach Constantinopel öfnete. Ziemlich allgemein ist man hier der Meinung, daß Bestechung die Einnahme bewirkt habe. Ich glaube es gern. Bestechlichkeit ist ein uralter Krebsschaden in der Türkei, und die sehr natürliche Folge orientalischer Despotie: für den Fall daß man in Ungnade kommt ohne grade den Kopf zu verlieren, oder den Strang zu gewinnen, nimmt man jede Gelegenheit wahr um Reichthum zu sam-

meln, der trotz Gnade oder Ungnade stets und überall
eine gute Sache ist. Nun, die Bestechung sei dahin
gestellt! — Ich finde es eine erstaunenswerthe Selbst-
überwindung des Kaisers von Rußland in Constan-
tinopel nicht eingezogen zu sein, und der Stadt
der byzantinischen Kaiser und der osmanischen Sul-
tane nicht den Schritt eines siegreichen Czaren ge-
zeigt zu haben. Nach dem Frieden mußte die Pforte
alle ihre Festungen an der Mündung der Donau
schleifen, und so sieht man nur noch einiges Ge-
mäuer von der zu Braila. Diese Stadt liegt auf
hohem Ufer und soll ziemlich bedeutenden Handel
treiben, so daß große Triestiner Handelshäuser ihre
Agenturen dort haben. Schön ist sie nicht, nur
stellenweise gepflastert, und sehr unzusammenhängend
gebaut mit kahlen Plätzen um die Häuser. Am
meisten Zusammenhang hatten die hölzernen Buden,
die ein Paar lange armselige Straßen bildeten. Die
Waaren schienen der einfachsten und niedrigsten Art
zu sein: grobe Stoffe, Lederwerk, Lebensmittel. Kin-
der und Kälber trieben sich dazwischen herum; Ju-
den schrien uns an. Wir machten uns bald wieder
davon. Hier in Gallacz ist es nun wol etwas,
doch nicht sehr viel besser. Einige recht niedliche
Häuser mit Gärten haben wir auf unsrer zweistün-
digen Wanderung durch die Stadt entdeckt. Ich

sage entdeckt — denn Hütten, Holzplätze, Viehställe, Alles liegt drum herum. Die netten Häuser mit hübschen glänzenden Fenstern thaten mir ordentlich leid in der konfusen Umgebung. Es soll hier ein erträgliches Hotel geben, und das Aeußere macht sich nicht übel; ich zog jedoch vor an Bord unsers Zriny zu bleiben, und habe daher kein Urtheil über einen wallachischen Gasthof. Heut ist Sonntag, drum flaggen sämmtliche Consulate, was recht lustig aussieht, und die meisten Kaufläden sind geschlossen; nur die Juden treiben ihr Wesen. Der Eine hielt Auktion auf offener Straße, und pries marktschreierisch seine elenden Tücher; und in großer Menge saßen sie mit kleinen Wechseltischen vor ihren Hausthüren. Möge es so schmutzig sein als es wolle — die Juden finden beständig Mittel noch schmutziger auszusehn; sogar hier! — Das Volk macht einen kläglichen Eindruck, wirklich wie eine unmerkliche Stufe über dem Vieh, nothdürftig bekleidet, zerlumpt. Ein ganzer Kreis stand um einen Tanzbären herum und ergötzte sich außerordentlich. Der Bär war wirklich der civilisirteste von der ganzen Gesellschaft. Er war doch nicht mehr in der vollen Rohheit des Naturzustandes, er hatte doch tanzen gelernt; aber sie nichts. Welche Nahrungsmittel haben sie auch — großer Gott! ich glaube nicht, daß Schwelgerei de

geistigen Entwicklung günstig ist, und daß ein Vitellius in irgend einem andern Fach als in der Gefräßigkeit etwas Großes leisten kann; aber wenn man von einem permanenten Hunger geplagt ist, so wird man auch kein Genie entfalten. Ich beobachtete heute einen Fischer. Er machte es mir leicht, denn er lag fünf Stunden im Kahn auf dem nämlichen Fleck; immer wenn ich hinblickte war er noch da! er fischte mit einer Schnur, die er sich um die Finger gewickelt hatte; der Hamen schwamm irgendwo im Fluß. Woraus bestand sein Frühstück? aus einer rohen Kolbe Kukuruz. Sein Mittagbrot? aus Weintrauben so unreif, daß sie grünen Erbsen glichen. Die widerlich süße Wassermelone ist hier das, was bei uns die Kartoffeln sind. Kartoffeln kennt man nicht! sie sind ein fremdartiges und höchst extraordinäres Gewächs. Es ist sehr natürlich, daß der Genuß des unreifen Obstes in Masse, verbunden mit den schädlichen Ausdünstungen der morastigen Ufer, an der untern Donau im Sommer verheerende Fieber erzeugen, an denen die armen verwahrlosten Menschen dahin siechen. Ich werde allmälig ungeduldig die Donau zu verlassen; aber ich muß doch sagen, daß ich mich auf dieser Wasserreise so gut, so behaglich und wol befunden habe, wie auf keiner sonst. Das außerordentlich schöne Wetter mag viel

dazu beitragen. Heute grade hat es sich verändert — und wir kommen jetzt auf das ungastliche schwarze Meer! Da wäre ich allerdings lieber mit Dir in Pyrmont, mein Clärchen.

V

Constantinopel, Septbr. 7, 1843.

Da bin ich! Herzensmama, da bin ich! heute morgen um eilf Uhr fiel unser Anker im goldenen Horn. Die volle Schönheit des Bosporus umgiebt mich, und mir scheint als gebühre ihr der goldne Apfel. Jezt in den stillen Mondabend hinaus zu schauen, das ist wie ein Traum, den eine freundliche Fee mir geschenkt haben könnte. Im bläulichen Duft schwimmen die weichen Kuppeln der Moscheen, die zarten Minare's, die stillen Cipressenhaine — Alles was sich über die Thäler erhebt und von den Hügeln abzeichnet; denn hier giebt es in der Stadt selbst Berg und Thal. Nacht schwebt über der Tiefe; aber sie wird erheitert durch die zahllose Menge von Lichtern, die aus all den winzig kleinen Häusern auftauchen, welche meinem europäischen Auge zwerghaft wie Kartenhäuser vorkommen. Aus

dem Hafen tönt noch dumpfes Geräusch bis zu mir herauf, und ab und an bellt ein Hund. Letzteres gehört eigentlich nicht in den Zaubertraum, aber es gehört zu Constantinopel. Nun ich bin da; das ist die Hauptsache. Hergekommen bin ich elend. Das ganze Schiff voll Türken, Juden und Wanzen! eine charmante Reisegesellschaft, nicht wahr? und doch, die dritte Sorte der Passagiere abgerechnet, eine ganz unterhaltende; denn jezt, liebe Mutter, sind nicht blos die Kleider und Physiognomien neu, sondern die Sitten und Gebräuche sind's, und folglich sind es auch die Ideen — denn aus diesen entspringen jene. Das Verdeck unsers äußerst unsauberen und schlecht gehaltenen Dampfschiffs „Ferdinand", das sich am vierten zu Mittag in Bewegung setzte, war fast ganz von jenen Reisenden eingenommen; indessen schied sie doch eine Schranke von dem geringen Raum des ersten Platzes. Diese Leute kamen mit Sack und Pack, suchten sich ihr Plätzchen, breiteten eine Matte aus; darüber einen Teppich oder eine Matratze, eine Decke dazu, zogen die Schuhe aus und kauerten sich nieder. Wassermelonen, ein Wassergefäß, Brot und Käse und die geliebte Tabackspfeife, kurz ihre ganze Haushaltung umgab sie, und da ein türkischer Kaffeewirth permanent in einer Cabine des Ferdinand residirt, so

fehlte ihnen nichts zu ihrer Behaglichkeit, denn der Bewegung bedürfen sie nicht. Ihre Regungslosigkeit kam ihnen sehr zu statten, denn aufstehen konnten sie freilich, aber zu Promenaden gab es keinen Raum. Mir, ich gestehe es, ist diese Regungslosigkeit ganz unsäglich zuwider, sobald sie nicht aus einer Herrschaft der Intelligenz über den Körper entspringt. In Momenten tiefster geistiger Arbeit ist der Leib zuweilen wie paralysirt; das begreift sich. Aber Leute, denen die Welt der Ideen hermetisch verschlossen ist, erscheinen mir stupid und mit nichten würdevoll — wie man das so oft hört — wenn sie wie Porzellanpuppen auf unseren Kaminen dasitzen und dampfen. Rauchen wäre doch eine selbstthätige Bewegung! wer eine Cigarre geschickt raucht, sieht gar nicht übel aus; er nimmt sie, er wirft sie fort, er ist nicht ihr Sclav, er raucht sie eben zu seinem Vergnügen; aber die hat man hier nicht, nur Pfeifen — Pfeifen so lang wie der Mann, mit ganz kleinen rothen Thonköpfen und einem dicken Mundstück von Bernstein, das ihnen plump wie eine Blase vor den Lippen liegt — Pfeifen, deren Köpfe auf kleinen Tellern vor dem Mann auf der Erde ruhen, so daß er hinter sie gebannt ist; denn wo soll er hin mit der ganzen Veranstaltung? — kurz, Pfeifen die ihn zu einer

Dampfmaschine machen. Ich bin überzeugt, daß das ewige Qualmen den türkischen Charakter deteriorirt hat. Zum Stabilen mag er sich immer geneigt haben; der Taback hat ihn stagnirend gemacht. Als er in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Constantinopel eingeführt wurde, verboten ihn die Sultane unter Androhung der härtesten Strafen. Umsonst! der Gebrauch wucherte ins Unglaubliche. Nun ist der Türk ein Sclav seiner Pfeife, und dampfen ist das Geschäft, der Genuß, der Zweck seines Lebens. Da saß einer mit einem grünen Shawl um den Turban; nicht die Wimper verzog er, stundenlang! Die grüne Farbe durften sonst nur die tragen, welche zur Familie des Propheten gehörten; jetzt aber Alle, welche die Pilgerfahrt nach Mecca gemacht haben. Das Gebet habe ich nur von einem Türken verrichten sehen, von dem Kaffeewirth. Er überschritt plötzlich die Schranken zum ersten Platz, weil da etwas freier Raum war, ließ die Pantoffeln stehen, stellte sich mit dem Gesicht nach Südost, Mecca zugewendet, und vollzog sein Gebet, bei dem ich die unglaubliche Geschmeidigkeit seiner Glieder sehr bewunderte. Denn es handelt sich hier nicht um einmaliges Niederknien; sondern nach vorschriftsmäßigen Pausen, die er durch stummes Gebet füllt, muß er auf beide

Knie und beide Hände sinken und den Boden mit der Stirn berühren, und sich dann leicht und leise wieder erheben. Wie schwierig ist es diese Bewegung schnell und geschickt zu machen! er machte es außerordentlich. Am Schluß des Gebets muß der Mohamedaner mit der Hand über das Antlitz fahren, damit aus demselben jeder Zug von Scheinheiligkeit verbannt werde; ist das nicht hübsch? und endlich eine Verbeugung gegen die beiden Engel machen, welche neben dem Betenden stehen. Mein Kaffeewirth that es pünktlich. Aber die beiden Engel neben jedem Beter sind doch ein liebliches Symbol, nicht wahr? — Auch das Morgengebet der Hebräer beobachtete ich, hauptsächlich bei einem Alten, der trotz seines schneeweißen Bartes entsetzlich unehrwürdig aussah. Eine schwarze Kapsel, die zehn Gebote enthaltend, befestigte er mit einem ledernen Riemen um sein greises Haupt, schlang das Ende desselben um die Finger der linken Hand, warf eine schwarz und weiß gestreifte wollne Decke über den Kopf, setzte eine Brille auf, und begann eifrig in einem Buch zu lesen, wobei er die Lippen schweigend aber heftig bewegte. Nach vollendetem Gebet, verwahrte er diese Dinge sorgfältig, nachdem er jedes andächtig geküßt. — Wenn man das so in der Nähe sieht, fragt man sich wie es möglich ist,

sich um dieser Formen willen zu hassen oder zu verachten, da ja alle dem Grundgedanken entsprungen sind die Seele reiner und höher zu stimmen. Aber allerdings fragt man sich auch, ob denn eine Form besser sei als die andre. Kniet nicht der Katholik wie der Mohamedaner? liest nicht der Protestant wie der Ebräer? ist nicht Kniebeugung wie Gebet- oder Gesangbuch Ausdruck der nämlichen Andacht, dem nämlichen Gott zugewendet? Wir können wol finden, daß eine Form mehr als die andre grade unsrer eigenthümlichen Innerlichkeit entspricht, und daher für uns die wahre ist; allein, ob sie vor Gott die einzigwahre, ist doch wol mehr wie zweifelhaft. Ich glaube, daß Reisen und Aufenthalt zwischen fremden Völkern der Orthodoxie nicht sehr förderlich sein mögen, und es ist dabei nur das unendlich traurig, daß immerfort die Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit nach menschlichen Gesetzen, mit dem Glauben verwechselt wird, der eine Fähigkeit ist, welche nicht vom Gesetz abhängt, sondern von Schwung und Richtung der Seele. Die Orthodoxie impft dem innern Menschen gewisse Gesetze ein. Der Glaube ist eine Ausstralung des innern Menschen. Jene gleicht der Essenz, die man in eine künstliche Blume gießt, damit sie dufte; dieser ist der Duft einer natürlichen Blume. — —

Ein Türke war mit seiner Frau und zwei Kindern an Bord. Wenig Europäer würden solche Aufmerksamkeit für ihre Familie haben wie dieser Mann. Jeden Augenblick erhob er sich trotz seiner Pfeife, und sorgte für sie. Die Frau war in einen dunkeln Mantel und einen weißen Schleier vermummt, denn es wäre ja entsetzlich unanständig vor fremden Männern das Gesicht zu zeigen! da man aber keine Strümpfe trägt, und da die weiten Pantalons nur bis zur Hälfte des Beins höchstens herabreichen: so präsentirt sich dieses mit einer Unbefangenheit, die wiederum bei uns entsetzlich unanständig wäre. Wenn sie gehen, tragen die Türkinnen gelbe Pantoffeln; so wie sie sich setzen, ziehen sie sie aus. Gehen sie auf der Straße, so ziehen sie erst gelbe Männerstiefel und darüber die Pantoffeln an: beides von Saffian. Man kann sich aber vorstellen, was für plumpe Füße und welch ein ungeschickter Gang daraus entspringen.

Mit dieser bunten Gesellschaft fuhren wir am vierten Mittags endlich! endlich ab. Eine Stunde vor Gallacz macht die Einmündung des Sereth in die Donau die Grenze zwischen der Wallachei und der Moldau; eine Stunde nach Gallacz der Pruth die zwischen der Moldau und Bessarabien, so daß das linke Ufer sehr bald russisch war. Die Dörfer

und besonders die Militärposten sahen jezt doch menschlich aus; aber die Ufer blieben morastig und schilfig, und hauptsächlich von Pelikanen und Fischreihern bewohnt. Um fünf Uhr hatte die Freude des Vorwärtskommens schon wieder ein Ende: bei Tultscha wurde geankert, damit die Einfahrt in's schwarze Meer bei Tage geschehen möge — der zahlreichen Sandbänke wegen. Tultscha ist ein Städtchen in Bulgarien, auf dem rechten Ufer; und Bulgarien ist vollkommen der Pforte unterworfen, nicht blos durch Tributverhältniß an sie geknüpft, wie Serbien, Wallachei und Moldau. Rußland hat so geschickt manövrirt, daß es bei der Mündung der Donau auch eine kleine Insel des rechten Ufers besetzt hat, so daß der Strom mit russischen Wachtposten auf beiden Seiten ausfließt. Kosaken geleiten friedlich das Schwabenmädchen zum Pontus euxinus.

Jezt überhüpfe ich zwei Tage. Wir hatten 24 Stunden Sturm, und Wellen und Regen überstürzten das Verdeck und die armen Türken so heftig, daß das Wasser in die unteren Räume hineintropfte. Es war gräßlich! aber in der letzten Nacht hatten wir Ruhe, man wurde wieder gesund und munter, und heute früh um neun Uhr hatten wir das ungastliche schwarze Meer hinter uns, und liefen er-

wartungsvoll im Bosporus ein. Der Bosporus! das ist auch eine von den Lieblingstätten der Weltgeschichte, wo sie in vergängliches Material unvergängliche Erinnerungen gräbt. Hier zog Jason mit seinen Argonauten um das goldene Vließ in Colchis zu erobern; hier Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern um das heilige Grab zu befreien; hier Mohamed der Eroberer mit seinen kriegsbegierigen Schaaren um den griechischen Kaiserthron durch den Halbmond zu vernichten. Eine Zauberin geleitete Jason, der alle Künste und alle Mächte zu Gebot standen und doch nicht das eine Entscheidende: Medea wurde nicht geliebt. Ein Engel geleitete Gottfried, der ihm das Herz beschirmte und die Seele in Demuth hielt, so daß er sich begnügte das Seine zu thun, das heilige Grab zu erobern, und nichts dafür zu wollen, als die Wonne des Bewußtseins. Ein finstrer Genius geleitete Mohamed; einer von denen wie sie an den Marksteinen der Epochen stehen: über die untergehende eine harte Geißel schwingend und der beginnenden ein ernstes Beispiel gebend — eine Lehre, welche übrigens die osmanische Epoche in Byzanz nicht verstanden hat. Und so walten und weben geheimnißvolle Mächte um alle ungewöhnlichen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, und Heil der, von welcher der Engel

nie wich. — Das waren bestimmte Gestalten und Zeiten, die mir von diesen Bergen, aus diesen Wassern entgegen traten. Außerdem — welch ein Gewühl! Heere, Flotten, Völker! Griechen und Perser, Genueser und Osmanen, Alle im Kampf mit einander, Alle ringend um die Güter des Lebens, um die Herrschaft der Welt, die Güter mit Blut befleckend und die Herrschaft mit Tyrannei, lange danach strebend, flüchtig sie genießend, — und dann hinabgezogen in den großen unwiderstehlichen Strudel der Vergänglichkeit, aus der hie und da nichts auftaucht als die Ruine eines Namens oder einer That. Aber diese Ruinen sind hier großartiger als die zu Palmyra oder Kornak sein können! Die ganze altgriechische Götterwelt ist hier gestürzt, grade hier wo sie ihre herrlichsten Tempel hatte, und von ihnen allen lebt nur noch Prometheus — doch in andrer Gestalt. Jede Zeit hat ihren Prometheus, und der alte martyrisirte Titan da drüben auf dem Kaukasus that vielleicht seine müden gequälten Augen für immer zu, als Moses die seinen aufthat. Denn jeder Spender des Lichts ist ein Prometheus, und nichts ist ihm so gewiß, als das harte Felsenbett. Wo einst jene Tempel, Haine und Altäre prangten, ist jetzt Bergesöde: der Eintritt in den Bosporus ist sehr ernst. Fortifikationen,

Leuchtthürme, Ruinen alter Schlösser bezeichnen ihn. Orient und Occident stehen sich beim ersten Schritt nicht friedlich und freundlich gegenüber. Sie scheinen sich zu messen, wer der Herr und Herrscher sein solle. Der Orient spricht: „Du wärest todt ohne mich! das Prinzip alles Lebens: das Licht — der Keim jeder Gesittung: die Religionen gehen von mir aus, wie der Sonnenstral." — Und der Occident spricht: „Ich aber habe das Prinzip verarbeitet, den Keim zur Blüte gebracht. Du bist todt wie die Blume, welche dahinwelkt nachdem sie ihren Samen gestreut hat. Ich lebe, denn in mir ist Bewegung." Allmälig gleicht die begütigende Natur die Feindseligkeit aus. Sie spricht: „O Ihr Thoren! fiel nicht im Orient Ilion? fiel nicht im Occident Byzanz? solchen Zeugen gegenüber streitet ihr euch um vergängliche Herrschaft! O ihr Thoren, Gott allein ist der Herr und mir hat er seine allwaltende Macht eingehaucht." — Und nun beginnt sie diese Macht in wundervoller Lieblichkeit zu entfalten, und eine Pracht der Bebaumung zu zeigen, die an einer südlichen Küste etwas ganz Einziges, und ohne Gleichen in Spanien, Sizilien, Italien ist. Bei Bujúkderé beginnt hauptsächlich diese grüne Herrlichkeit. In schweren, vollen Massen steigen Platanen, immergrüne Eichen, Pinien, Cipressen, auch

Nuß- und Kastanienbäume von den Abhängen der Berge bis zu der blauen Flut hinab; — stehen in Gruppen auf einzelnen überragenden Höhen; — mischen sich in den Gärten mit Feigen- und Lorbeer-, mit Granaten- und Citronenbäumen; — füllen die aufsteigenden Schluchten wie mit grünen Wellen; — und bringen eine Frische, einen Schatten, eine Ruhe in die Landschaft, die ein köstliches Gegengewicht bilden zu der bewegten Flut, welche im heißen Sonnenstral Flammen zu reverberiren scheint, und zu der zahllosen Menge von Dörfern, Ortschaften, Landhäusern, die sich ununterbrochen, immer größer, immer gedrängter bis Constantinopel fortziehen. Dort hat der Glanz in der Spitze des Serais seinen Culminationspunkt: eine Isola bella im großen Styl — im Styl des Orients.

VI

Constantinopel, Sept. 8, 1843.

Ich warf gestern die Feder fort, herzliebe Mutter, obgleich ich Dir kein eigentliches Bild gegeben hatte. Es ist zu groß, zu reich, zu bunt, um mit dem ersten Blick übersehen zu werden. Heute will ich

es denn doch versuchen. Zwischen den letzten Ausläufern des Hämus oder Balkan zur Rechten, und des Taurus zur Linken, also zwischen zwei Bergufern, macht der Bosporus sieben Windungen vom schwarzen bis zum Marmora Meer. Ehe er in dies letztere mündet, reicht er mit einem Arm ins europäische Ufer tief hinein, und bildet dadurch den Hafen von Constantinopel, der das goldne Horn heißt, und der einem Fluß ähnlich ist. Auf der dreieckigen Landstrecke zwischen dem goldnen Horn und dem Marmora Meer oder Propontis, liegt die eigentliche Stadt Constantinopel auf verschiedenen Hügeln — das Serai seewärts auf der äußersten Spitze. An der andern Seite des goldnen Horns steigen die Vorstädte Galata und Pera — letztere ist das Frankenquartier — ebenfalls über Hügel zu beträchtlicher Höhe empor. Auf der asiatischen Seite, folglich durch den ganzen Bosporus getrennt, liegt die Vorstadt Scutari; und alle diese zu einem großen Ganzen verbundenen Städte sind so beschaffen, daß Du, so wie Du das Ufer betrittst, aufwärts steigen mußt, und noch dazu recht steil. Es sind also verschiedene Berge, und diese verleugnen den Character des Bosporus nicht: sie sind grün! sie sind bedeckt mit unendlichen Hainen von Cipressen, mit zahllosen Gruppen von Platanen. Ueber die-

sen erheben sich wie Schwäne über einem grünen See die glänzenden Kuppeln von ungefähr 300 Moscheen. Neben einer jeden steht wie ein überirdischer Wächter wenigstens ein schlankes weißes Minare; häufig zwei, auch vier; sechs neben Sultan Achmeds. Unter und zwischen den Bäumen, gleichsam in einem gelichteten Walde, liegen die Häuser: — die Wohnungen der Gesandten in Pera und einige wenige Regierungspaläste abgerechnet, — Alle von Holz, auch die des Großherrn, die Kasernen, die Kanonengießerei, die Wohnungen der Paschas; Manche mit den allerhellsten Farben, weiß, blaßroth, hellgelb, mit bunten Verzierungen bemalt, Andre von der Zeit gebräunt wie die Häuser im Berner Oberland; noch Andere, namentlich die der katholischen Armenier, schwarz und dunkelgrau angestrichen. In schmalen krausen Gassen klettern sie die Hügel hinan, und jedes hat wo möglich seinen Garten; wenn nicht den, so doch eine Terrasse mit Blumentöpfen und mit einem Granat- oder Feigenbaum; und fehlt auch die, dann mit einem Weinstock vor der Thür, der sich zum Dach hinaufzieht, in flatternden Ranken wieder herabfällt, und zuweilen über die Straße hinüber ein Rebengewinde wie eine festliche Guirlande wirft. Da mit den Moscheen Schulen, Bäder, Armenküchen verbunden

sind, so darf ihnen auch ein Garten, zur Erholung, nicht fehlen. Außerdem stehen im Vorhof immer die schönsten Bäume. Die Stätten der Todten, welche hier fast eben so viel Raum einnehmen als die der Lebendigen, die Gottesacker, liegen um und neben und zwischen den Straßen, und bilden die eigentlichen Cipressenhaine, denn alle türkischen Gottesacker sind reich mit Bäumen bepflanzt, und nie mit einem andern. Gewiß ist die Cipresse, wie sie so unbeweglich nach oben zeigt, ein schönes Symbol an einem Grabe. Ferner giebt es kleine besondre Grabstätten, von berühmten Männern, von Gelehrten, Mönchen, Heiligen, von Privatpersonen mit ihren Familien: immer bestehen sie aus einem kleinen Cipressenhain mit vergitterten Arkaden umschlossen, so daß man durch die Gitter und über den Mauern das Grün sieht; — Du wirst es also begreiflich finden wie bei der aufsteigenden Lage der Stadt das Ganze gartenmäßig, lustschloßähnlich erscheint. Ich sage nochmals erscheint! — Stelle Dir eine Theaterdecoration vor, von Künstlerhand mit dem größten Geschmack gemalt: Du bist entzückt, hingerissen von der unvergleichlichen Szenerie, immer von Neuem schauest Du sie an, kannst nicht satt werden zu bewundern; und jezt führt man Dich hinter die Szene. Hilf Himmel! Latten, Sparr-

werk, schmutziges Papier, Stricke, Oelflecke, grobe Leinwand: — so, aber ganz genau so ist Constantinopel. Mehr noch als die fürchterliche Unsauberkeit fällt mir die fürchterliche Unordnung auf. Daß die Straßen sehr schmal, sehr krumm, sehr steil aufsteigend sind, ist ihr geringster Fehler; der Rinnstein in der Mitte ist bei ihrer großen Schmalheit schon viel unbequemer; aber welch ein Steinpflaster! Das von Sevilla ist hiegegen ein köstliches Parquet. Dein Sonnenschirm bleibt alle drei Schritt zwischen diesen enormen, roh zusammengewürfelten Steinen stecken; Dein Fuß alle zehn Schritt. Weil die Gasse nach der Mitte zu abschüssig ist, so hast Du im Grunde nie einen sichern Tritt, denn ihrer Enge wegen beginnt der Abhang unmittelbar an den Häusern. Du gehst also beschwerlich genug. Nun tritt nur ja nicht auf einen von diesen affrösen, räudigen, verwilderten Hunden, denen es nicht einfällt Dir aus dem Wege zu gehen, die daher sehr oft getreten und gestoßen werden, dann mit ihrem Geheul die Luft erfüllen, und immerfort auf die widerlichste Weise Dir ins Auge fallen. Hier bringt eine Hündin ihre Brut zur Welt; da säugt sie sie; dort liegen ein Paar Todte; oder sie laufen Dir vor die Füße, oder sie beißen sich untereinander. Genug, wäre Constantinopel nur von Hunden bewohnt, so

würdest Du es schon schwer genug in diesen Straßen haben, wo Haufen von Kehricht, von Schutt, von Dünger, von Melonenschaalen, von allem glaublichen und unglaublichen Material, besonders an den Ecken Barrikaden bilden. Aber nimm Dich in Acht! da kommen Pferde, die auf jeder Seite einen Lederschlauch mit Oel gefüllt tragen, der auch von Außen ganz eingeölt ist. O, nimm Dich in Acht! hinter Dir kommt eine ganze Reihe von Eseln mit Baumaterial, mit Ziegelsteinen und Brettern schwer beladen. Weiche zur Rechten aus, vor diesen Männern, die große Kohlenkörbe auf dem Rücken tragen! und weiche auch zur Linken aus vor jenen Andern, die zu vier, zu sechs, zu acht Mann so schwere Waarenballen und Fässer schleppen, daß die zwei armdicken Stangen woran die Last hängt, unter ihr sich biegen. Laß Dich nicht betäuben von dem Geschrei der Esel, der Zuckerwerk- und Kastanienverkäufer, der Hunde, der durch ihren Ruf warnenden Lastträger, und folge Deinem Dragoman, der fliegenden Schrittes mit der Hast der Geschäftigkeit und gewöhnt an diese Drangsale, Dir vorauseilt und bald im Gedränge — bald um diese oder jene Ecke Dir entschwindet. Du gelangst auf einen Gottesacker. Man kennt in Europa die Ehrfurcht womit die Türken die Grabstätten behandeln, wie sie sie

besuchen und nie gestatten daß sie, wie dort, nach einer Reihe von Jahren wieder umgegraben werden. In der Idee ist das sehr schön; und stellt man sich Cipressenhaine vor, wo weiße aufgerichtete Leichensteine auf dem grünen Rasen stehen: so macht das ein edles, feierliches Bild. Jetzt betrachte es in der Wirklichkeit. Der Rasen ist abgetreten, die Leichensteine sind umgestürzt, abgebrochen, schief; einige holprig gepflasterte Straßen durchschneiden sie; hier weiden Schaafe, da warten Esel, dort schnattern Gänse und krähen Hähne; auf diesem Fleck trocknet man Wäsche, auf jenem arbeitet ein Tischler; während von der einen Seite ein Zug Kameele daherschreitet, naht von der andern ein Leichenzug; da spielen Kinder, da beißen sich Hunde, da ist das gleichgültigste Treiben von der Welt — eine wahre Profanation der Gräber. Aber allerdings! wer seit 400 Jahren hier begraben ist, der liegt noch auf der nämlichen Stelle. Du kannst Dir denken, was das für Leichenäcker sein müssen, und welchen ungeheuern Raum sie einnehmen! Gestern war es mir wirklich merkwürdig! um in das Hotel der Madame Balbiani zu kommen, das sich auf der höchsten Höhe von Pera in sehr gesunder freier Lage befindet: gingen wir über zwei Gottesacker, das Haus selbst liegt auf dem dritten, und unser

erster Ausgang war nach dem vierten und fünften, dem sogenannten „kleinen und großen Todtenfeld.“ Von Letzterem hat man eine herrliche Aussicht auf den Bosporus; aber alle Gebäude, die außer den Moscheen am meisten ins Auge fallen, sind Kasernen.

Heute habe ich gleich eine der größten Kuriositäten von Constantinopel gesehen: den Sultan, als er sich aus der Moschee von Beglerbey in den Palast gleiches Namens zurückbegab. Ein Sultan! welch ein Inbegriff von Macht, von Gewalt, von Pomp, liegt in dem Wort. Um zu vergleichen inwiefern Abdul-Medjid dem Begriff entspricht, stand ich auf der Straße neben der türkischen Trommel — grade wie in Europa die Gassenjungen. Die Straße war mit Sand beschüttet, und ein Spalier von europäisch uniformirten Soldaten gebildet. Vier prächtige Handpferde des Sultans, von Dienern geführt, eröffneten den Zug; dann folgten wol ein Dutzend alter Paschas oder Hofchargen, Alle in dem bekannten braunen Ueberrock mit dem rothen Fez, und auf schönen Pferden; unter ihnen ein wahres Scheusal, der Kislar Aga, der Chef der schwarzen Eunuchen. Dann eine Pause — und endlich ganz allein Sultan Abdul-Medjid, in einem langen dunkelblauen Mantel, über dem sich sein bleiches regungsloses Gesicht erhob. Er ritt ganz langsam, die Musik

empfing ihn mit einem ohrzerreißenden God save the King, die Soldaten riefen ein mageres Vivat. Kein Lächeln trat in sein Antlitz, kein Blick belebte sein Auge; — von einem Gruß ist natürlich nicht die Rede! — Einige fanden seinen Blick fest und imponirend, ich fand ihn nur starr und glasig. Als er sich der Gruppe fränkischer Männer und Frauen nahte, caracolirte sein Pferd ein ganz klein wenig: vielleicht sollte das eine Beachtung ihres Grußes ausdrücken. Das Schönste an ihm waren unstreitig die funkelnden Diamanten an seinem Fez und auf seiner Brust. Ich höre er hat die fallende Sucht, oder Nervenzufälle, oder einen zu großen Harem. Genug er sieht weder wie ein mächtiger Sultan noch wie ein blühender Jüngling aus.

Jener Palast liegt auf der asiatischen Seite, also mußten wir in einem Kaïk hinüber fahren. Das ist nun freilich der unbequemste Nachen, der mir je vorgekommen. Erstens unsicher durch seine Bauart, und zweitens nur für türkische Figuren berechnet, die sich wie Taschenmesser zusammenklappen, sobald sie sich setzen — weshalb sie denn auch sämtlich krumme Beine haben. Man muß sich am Boden des Fahrzeugs auf einem dürftigen Teppich oder einem magern Kissen zusammenkauern oder platt niederlassen, so daß man nur grade mit dem Kopf

über den Rand hinausragt. Die Ruderer sitzen auf Bänken in kurzen weiten Leinwandbeinkleidern und Hemden mit Musselinärmeln, denn ihr Handwerk ist schwer. Trotz der leichten Kleidung sind sie in Schweiß gebadet, und Gesicht, Brust und Beine der Leute sind dermaßen gebräunt von Luft, Sonne und Wind, daß der ganze Mann aussieht wie aus altem Eichenholz geschnitzt. Seine Züge sind damit in Uebereinstimmung, hart, scharf, aber bestimmt ausgeprägt; nicht so breit und flach wie bei uns. Auf den Einschiffungsplätzen giebt es einen großen Tumult, weil funfzig Ruderer ihre Kaïks anbieten, und weil man um den Preis handeln muß. Das ist so gut in der Türkei Sitte wie bei uns. Uebrigens leben hier so viel Griechen, Slavonier, Jonier, Albaneser, Armenier, Juden und Franken, daß man sich nicht darüber wundern darf. Franke ist der allgemeine Name unter dem die Türken die Europäer — und Frankistan, unter dem sie sämtliche Länder Europas zusammenfassen. Rajahs nennen sie ihre christlichen Unterthanen, z. B. Armenier und Griechen, und Giaur ist die verachtende Bezeichnung des Christen, dem Muselman, dem Gläubigen gegenüber.

Da wir auf der asiatischen Seite waren, so fuhren wir höher in den Bosporus hinauf, nach Göcksu, den „himmlischen Wassern.“ Wo ein Flüß

chen sich in den Bosporus ergießt, hat sich eine weite, etwas gewellte Wiese gebildet, worauf die prachtvollsten Platanen, Ulmen und Eichen verstreut sind. Das sind die „himmlischen Wasser", die Lieblingspromenade der türkischen Damen, die gestern, an einem Freitag, sehr zahlreich dahin kamen — die Vornehmen zu Wagen. Da sitzen sie auf Teppichen, die am Boden ausgebreitet werden, in Gesellschaft beisammen und unterhalten sich wie sie können, mit Zuckerwerk essen, plaudern, auch Taback rauchen, jedoch immer unter sich, und bis auf Augen und Nasenwurzel verschleiert. Männer sind auch da, allein in geringer Zahl, die ebenfalls rauchend beisammen sitzen, und sich nicht um die Frauen zu kümmern scheinen. Indessen sieht man denn doch beide Geschlechter an öffentlichen Orten, so daß die Frauen nicht vollkommen von fremden Männern abgeschnitten sind. Diese Gruppen unter den Bäumen nehmen sich recht eigenthümlich aus, besonders sollt' ich meinen im Bilde. In der Wirklichkeit, in der schönen freien Natur, sind sie etwas leblos und plump, denn ich finde dies ewige Kauern auf der Erde höchst ungraziös, ich mögte sagen monströs, weil man die menschliche Gestalt immer nur zur Hälfte sieht. Aber wol den Frauen, wenn man sie nur sitzend erblickt! welch ein Gang, welche krumme

Beine, welche einwärts gekehrte Füße! Nicht einen Tanzmeister — nur einen Exerzirmeister mögt' ich ihnen gönnen, damit sie nicht so gräßlich einher watschelten. Es ist schon besser, daß sie sich lagern! Dann werden die Ochsen aus den Wagen gespannt, damit auch die sich auf der Wiese lagern mögen. Ein wenig Mundvorrath wird ausgepackt und auf dem Teppich ausgebreitet; und so vegetirt man da draußen den halben Tag. Ungeheuer bunt aufgeputzte Kinder sind denn doch ein bischen beweglicher als ihre Mamas, und Verkäufer von Naschwerk, von frischem Wasser, von Obst, bieten schreiend ihre Waaren feil, und wandeln zwischen den Sitzenden umher. Lustig sehen die Wagen aus, die man mit Ochsen bespannt und Arraba nennt. Mit allen Farben des Regenbogens sind sie bemalt; goldgelb und feuerrroth herrschen vor. Man steigt von hinten vermittelst einer kleinen bunten Leiter hinein, und sitzt seitwärts auf Matratzen darin — zu acht bis zehn Frauenzimmern. Zwei weißgelbgraue Ochsen mit Spiegeln und Flitterwerk vor der Stirn, ziehen diese schwerfällige Maschine langsamen Schrittes, indem sie unter einer Art von portativem Triumphbogen gehen, der zu ihrer Anspannung gehört und der mit zahlreichen feuerfarbenen Quasten geschmückt ist. Ein Diener mit einem Stecken geht

benher und lenkt sie. Häufig begleitet ein andrer
Pferde den Wagen. Auch Frauen aus dem
arem des Sultans kommen nach Göcksu in einer
rraba. Die Fahrt auf dem Bosporus führt fast
unterbrochen an Dörfern oder Häusern vorüber.
ie zahlreichen mit ganz feinen Holzgittern ver-
hlossenen Fenster derselben, geben ihnen etwas
äfigartiges. Klein sind sie sehr; die obere Etage
ringt meistens ganz, zuweilen aber auch nur Er-
rmäßig vor der untern vor, so daß sie ungemein
ftig aussehen. Im Winter müssen sie barbarisch
lt sein, denn schon jezt ist der beständige Nord-
ind, der aus dem schwarzen Meer weht, recht
isch und durch ihn die Brandung an manchen
unkten des Ufers so heftig, daß man, wenn man
m entgegen rudert, einen Mann Vorspann neh-
en muß, der am Ufer gehend den Kaïk am Strick
ırch die Strömung zieht. — Nun, liebe Mutter,
ar dieser Tag nicht schon recht hübsch und voll-
indig türkisch?

VII

Constantinopel, Septbr. 9, 1843

Ein Brief über den andern! — Immer denke ich heute will ich das ganze Packet fortschicken, und immer lege ich noch ein Blatt hinzu. Heute, liebe Mamachen, könnte ich Dir wol etwas Interessante schreiben, denn ich war in der Sophien= und Achmeds=Moschee; — allein zu flüchtig, und deshalb spare ich es mir auf. Ich muß durchaus die Sophia noch einmal mit Muße und noch mehr Moscheen überhaupt sehen. Du wunderst Dich w wie mir dies so schnell gelungen ist, indem man da eines Firmans bedarf? Prinz Bibesko, der neue Hospodar der Wallachei hat einen solchen, und sein Bruder, sein Gefolge, seine Landsleute benutzen ih Unter Letzteren befindet sich ein liebenswürdiges Ehepaar, das in unserm Gasthof wohnt, und so mach es sich. Es war ein mächtiger Zug, alle Männ zu Pferde, einige auf sehr schönen mit goldgestickt Schabracken, andre auf Kleppern; ein Gewühl vo Dienern, von Dolmetschen drum herum, denn jed hatte den seinen mitgebracht, um über Alles Auskunft haben zu können; andre Reisende, die sich eben falls anschlossen, als sie hörten wohin es ging; d

awaſſ Allen voran. Das iſt der Mann, den der
ultan als Wache bei ſolchen Gelegenheiten giebt,
id den außerdem alle Geſandten haben, denn un-
r ſeinem Vortritt wird man reſpectirt. Die wal-
chiſche Dame und ich, wir wurden troß einigen
träubens Ehrenhalber in einen horriblen Wagen
ſetzt, den man Coci nennt — (was die türkiſche
echtſchreibung betrift, ſo laſſe ich mich nicht auf
: ein, und ſchreibe nur wie ich die Worte ausſpre-
en höre und verſtehe) — das iſt eine kleine gon-
lförmige Kutſche, die keine Federn — aber dafür
rgoldete Gitterthüren, keine Sitze — aber in allen
er Ecken einen ovalen Spiegel, keinen Schlag —
er eine rothe Leiter hat. Auf dem flachen Boden,
n ein wenig Stroh und ein dünner Teppich dürftig
ckte, ſaßen wir lang ausgeſtreckt und ſchrieen Ach
id Weh; denn wir fuhren nicht fein bedächtig nach
rkiſcher Weiſe durch die holprigen Straßen, ſon-
rn europäiſch im ſtarken Trabe, um den Reitern
ichzukommen, und ein Diener lief nebenher und
elt den Wagen an bedenklichen Stellen. Dafür
itten wir die Satisfaction in einem vergoldeten,
ozwar etwas ſchwärzlichen Wagen zu ſitzen. Leider
ar unſer ganzer Zug ein wenig zu tumultuariſch
id ungeordnet. In die Sophia ſtürmten wir grade
viſchen zwölf und ein Uhr, zur Zeit des Gebets,

so daß wir gleich wieder fortgewiesen wurden. De
Kawass remonstrirte, aber umsonst! Ein alter Geis
licher hub wehklagend die Arme und rief „Allah
Allah!“ — wir mußten fort. Ein Knabe wollt
mich mit seinem Rosenkranz schlagen. Die Tochte
meiner Mutter ist aber nicht geboren um sich schl
gen zu lassen! sie drohte so majestätisch mit ihre
Zeigefinger, daß der Bursche ganz erschrocken zu
rückfuhr — was mich sehr belustigte, da er do
schon zwölf, dreizehn Jahr alt sein mogte. Ic
könnte es hier zu Lande auf die Dauer nicht au
halten — nicht die Verachtung ertragen mit der de
Muselmann auf den Giaur herabsieht. Ich bin nu
einmal so: ist man fein artig, bin ich fein artig
ist man hochfahrend, bin ich zehnmal hochfahrende
Ich würde hier Händel haben. Als wir in unser
Coci dahin rasselten, blickten die türkischen Fraue
neugierig hinein, und eine machte eine Pantomim
verächtlichen Abscheus mit den Händen. In ein so
ches Land habe ich mich verstiegen! Nun, ich woll
die Türkei; dergleichen ist gewiß türkisch. — Al
später von den Moscheen. — Unsre wilde Jagd durc
sauste ein Gebäude, das wirklich in der äußern Arch
tektur den idealischen Vorstellungen entspricht, welch
wir uns vom orientalischen Baustyl machen: Sulta
Mahmuds Grabmal ist feenhaft lieblich. Das Gra

mal ist die große Angelegenheit der Orientalen. Es spricht sich darin das unabweisliche Bedürfniß des Menschen aus, über die Handvoll Jahre hinaus zu leben, die man das Leben nennt. Diese Sehnsucht nach Fortdauer hat allerdings einen zu materiellen Character, wenn man die egyptischen Pyramiden, die kolossalsten aller Königsgräber betrachtet — das mag wol sein! aber hier nimmt sie doch eine gewisse geistige Wendung, und die rührt mich wo ich sie finde. Fast jeder der früheren Sultane hat eine Moschee erbaut, und seit Harun al Raschids Zeit war es ein Gesetz der Mohamedaner stets mit derselben eine Schule zu verbinden. Die osmanischen Sultane erweiterten es, stifteten Bäder, Wohnungen für arme Studirende, Küchen für Arme, Fontänen dazu, und erbauten zwischen diesen Wolthätigkeitsanstalten ihr Grab, das meistens aus einer Rotunde besteht. Die Gastfreiheit, die Pflege und Erquickung der Wanderer, ist ein Hauptgebot des Islams, so daß, wer einen Brunnen in der Wüste oder eine Fontäne in der Stadt stiftet, eine gute That gethan hat, weil das Wasser im Orient etwas Seltenes und Köstliches ist. Sultan Mahmuds Grab ist nur mit einer Fontäne verbunden, aber es ist der graziöseste Bau in Constantinopel! In der Mitte zwischen zwei achteckigen Pavillons steht eine runde

Säulenhalle, die mit jenen beiden durch eine Gallerie verbunden ist. Das Ganze ist um vier Stufen erhöht und besteht gleich diesen aus schneeweißem Marmor. Die Fensteröfnungen der beiden Pavillons, der Gallerien, und die Räume zwischen den Säulen, sind mit wunderhübsch gearbeiteten vergoldeten Eisengittern gefüllt, so daß Du an dem ganzen Bau nichts siehst, als Goldgewebe zwischen Marmor, und durch die Gitter hindurch, die Rosen-, Mirthen- und Jasminhecken des kleinen Gartens. In dem einen Pavillon steht Sultan Mahmuds Sarkophag; eine prächtige goldgestickte Sammetdecke ist über den Sarg gebreitet, und sieben köstliche Shawls, vier gestreifte in allen Farben, und drei weiße à fond plein, liegen wiederum über der Decke. Der rothe Fez mit blauem Quast und mit einer funkelnden Sonne von Diamanten, steht oben am Kopfende, und um ihn herum, fast wie eine Cravatte, ist der achte Shawl gelegt, der schönste von allen, weiß mit zarten Blumenguirlanden durchrankt. Eine Balustrade von Perlenmutter umgiebt den Sarkophag. Noch einige in derselben Art, aber minder prächtig, kleiner, ohne Juwelen, Personen seiner Familie, Töchter, Schwestern enthaltend, befinden sich außerdem darin. Die Wände sind Marmor, und den Fries bilden Sprüche aus dem Koran, fußlange,

wunderliche, goldne Schriftzüge, die graziöseste Arabeske, auf grünem Grund — recht helles Apfelgrün; das ist die heilige Farbe, denn Mohameds Farbe war grün wie der Erdball über den sie sich ausbreiten wollte. Der Fußboden ist mit einer feinen Strohmatte bedeckt. Aber etwas Unpassendes und Geschmackloses durfte nicht fehlen! die Wölbung der Kuppel ist mit häßlichen, schreienden Farben ausgemalt, und zwei große braune Wanduhren stehen neben der Thür und *gehen* — auf dieser Stätte wo die erdische Zeiteintheilung ihre Wichtigkeit verloren hat. — Der andre Pavillon ist ein Kiosk — Gartenhaus — des Sultans. Die Halle in der Mitte ist über dem Quell errichtet, und fünf goldne Gitter zwischen Säulen schließen sie nach der Straße ab. An jedes dieser Gitter sind vier goldne Tassen mit goldnen Ketten befestigt, und Jeder der trinken will reicht eine Tasse in die Halle hinein, wo ein Mann den ganzen Tag beschäftigt ist eine goldene Kanne am Quell — und aus ihr die Tassen der Durstigen zu füllen. Zum Dank soll man ein Gebet für Sultan Mahmuds Seele sprechen. Ich habe Dir dies kleine Monument so ausführlich beschrieben, weil es das erste ist, das ich im Geist wie in der Ausführung vollkommen orientalisch gefunden. In ganz Eu-

ropa sah ich nichts, das auch nur mit einer Ahnung hieran erinnert hätte.

Ich sagte vorhin etwas Geschmackloses dürfe nicht fehlen, und das ist nicht unwahr. Dies Geschmacklose ist immer das Europäische: ein fremdartiges Element, das sich eingedrängt hat und nun seinen Platz behauptet — gleichviel wo. Wir besahen unter dem Schutz des Firmans auch die hohe Pforte, den Palast des Großvezirs, in welchem die Staatsgeschäfte besorgt werden. Der Name rührt daher: die alten morgenländischen Könige saßen zu Gericht, um einem Jeden zugänglich zu sein, vor dem Thor ihrer Städte oder Wohnungen. Der Morgenländer, mit seiner Vorliebe für vergleichende Bilder, stellt sich den complizirten Staat als ein Gebäude vor, dessen Ein- und Ausgang der Sultan beherrscht gleich jenen alten Königen; und daher für den ganzen Staat die kurze Bezeichnung Pforte. Die Versammlung des osmanischen Staatsrathes heißt Diwán, d. h. Dämonen, Genien, weil den Staatsräthen dämonische Klugheit und Thätigkeit beiwohnen soll. Auch die Gedichtsammlungen heißen Diwán, weil man voraussetzt, daß der Genius sie beseelt. Jener Palast der hohen Pforte ist ganz neu erbaut, von Stein, mit Säulen und Freitreppen von weißem Marmor. Die innern Treppen, und alle Gänge und Fußbo-

den sind mit feinen Strohmatten bedeckt, auf denen man leise und leicht, sehr angenehm geht. Die Zimmer sind meistens groß. Dem Eingang gegenüber sind die Fenster — eine wahre Fensterwand, wie in Treibhäusern — und unter ihnen zieht sich das Sopha hin, das aus einzelnen breiten Polstern zusammengesetzt wird, und mit schönen Stoffen von Seide, mit Gold, Silber oder Sammt durchwirkt, überzogen ist. Außerdem befinden sich in ein Paar Zimmern ziemlich mittelmäßige Spiegel, und in den übrigen nichts — aber auch gar nichts. Das könnte nun etwas durch Einfachheit Grandioses haben, wenn nicht die Wände wie von schlechten europäischen Stubenmalern mit Landschaften bepinselt wären, die kleinlich und hart, unter den versilberten und vergoldeten Plafonds doppelt ärmlich, die Augen des Fremden immer auf sich ziehen, weil sie in so grellem Contrast mit allen Umgebungen sind. Im Saal wo der Staatsrath gehalten wird, befindet sich in der einen Wand ein goldenes Gitter, das so aussieht, als ob es eine Loge verschlösse. Hinter diesem Gitter, auf einem rosenfarbenen Sopha unter silbernem Baldachin, wohnt der Sultan ungesehen den Sitzungen des Diwan bei. Es war glaube ich Suleiman der Große (1520 — 66) der auf diese Weise den Diwan belauschen und controlliren wollte, und später fanden

es die Sultane bequem, und überließen ganz und gar den Vorsitz im Staatsrath den Großvezīren, so daß diese herrschten, nicht jene. Sultan Mahmud, in dem wenigstens der Trieb nach Tüchtigkeit war, soll wieder in eigener Person den Vorsitz übernommen haben. Allein Sultan Abdul-Medjid wird von seinem Harem wie von einer tausendköpfigen Hydra zu fest umschlungen um dem Beispiel seines Vaters zu folgen, und die Sultanin Walidé ist dem alten Zustand der Dinge geneigt, und hat großen Einfluß auf ihn. Das Weiberregiment ist hier nichts Neues. Die Sultanin Chasseki (Günstlingin) und Walidé (Mutter) — eine Sultanin-Gemalin giebt es nicht, denn ein Sultan hat nur gekaufte Sclavinnen, die sich durch Schönheit, Intrigue, Geburt von Söhnen, zur Günstlingin und zuweilen zur einzigen Günstlingin emporschwingen — nun, jene zwei Classen von Sultaninnen haben oft genug vom Harem aus das Reich gelenkt. Und nicht blos unter schwachen Regierungen und in Zeiten des Verfalls, wie z. B. die reizende Venezianerin Baffa, Murads III. — und die hochsinnige Griechin Kössem, Achmeds I. Günstlingin, die beide im siebzehnten Jahrhundert ihre Gewalt mißbrauchten, und beide in Empörungen erwürgt wurden. Sondern auch Suleiman I., der Große! der Eroberer! der Gesetzgeber! war so ganz

in den Fesseln seiner geliebten Russin Roxelane, daß er seine zwei Söhne von einer andern Sclavin ermorden ließ, um dem ihren den Thron zu sichern. Vielleicht muß man als Sclavin so viel Ränke, Liste und Künste üben, daß man allendlich unzerreißbare Netze zu weben versteht, auf deren Schlingung man in freieren Verhältnissen nicht so eingeübt wird. Ich kann mir vorstellen wie ein Harem das Brutnest aller bösen Eigenschaften wird, deren Keime im Character des Weibes schlummern. Immer von Nebenbuhlerinnen umgeben, immer bewacht und umringt von diesen Scheusalen, den Eunuchen, immer unbeschäftigt, muß Eifersucht, Neid, Bitterkeit, Haß, Lust an Ränken, grenzenlose Gefallsucht als helle Flamme aufschlagen. Man will die gehaßten Nebenbuhlerinnen besiegen — das liegt in der Natur jedes Weibes! und sage man immerhin, daß die Orientalinnen an den Harem gewöhnt sind und daß Gewohnheit Alles erträglich, ja leicht mache, so ist das eine von den vielen halbwahren, abgebrauchten Phrasen. Ja, sie treten in das Joch des Harems, und dessen Form ist ihnen zur Gewohnheit geworden; aber gegen den Inhalt sträubt sich ihr Instinkt — ich will nicht sagen ihr Bewußtsein, denn das mag bei Wenigen erwachen — nur der Instinkt, der unabweisliche, allmächtige. Da keine Geistes- und Seelen-

bildung ihn bändigt und regelt, wie sollte es da nicht zu den heftigsten Ausbrüchen, zu den tiefsten Gemeinheiten, zu den größten Grausamkeiten kommen. Der Harem ist die wahre Anstalt um den Character der Frau zu verderben, und es ist wol schade, daß er für europäische Augen mit undurchdringlichen Schleiern umgeben ist. Denn ich hoffe zwar einen Harem zu besuchen, damit ich türkische Frauen unverschleiert, im eigenen Hause, und zugleich ihr Benehmen gegen Fremde sehe; aber wie es für alle Tage darin zugeht, wie die Weiber sich untereinander vertragen, wie weit die Herrschaft der rechtmäßigen Frau — denn außer dem Sultan haben die Türken eine oder ein Paar rechtmäßige Frauen — über die Sclavinnen sich erstreckt, die doch auch bei dem Herrn zur Ehre der Günstlingschaft gelangen: das bleibt ein Räthsel! Vielleicht verbirgt es traurige und böse Geheimnisse! — In jedem Fall ist eine Frucht aus dem Harem erwachsen, die wesentlich dazu beitrug den Verfall des Reichs herbeizuführen, nämlich die Prinzenerziehung, oder eigentlich ihre Existenz in demselben. Um Bruderkriegen, Familienzwisten und Empörungen von Verwandten vorzubeugen, machte Mohamed II. die Hinrichtung von Brüdern und Verwandten bei der Thronbesteigung eines Sultans zum Staatsgesetz. So ließ

Selim I. bei der seinen, 1512, zwei Brüder und fünf Neffen umbringen; so Mohamed III., 1595, neunzehn Brüder! gar nicht aus besonderer Grausamkeit, sondern höchst gelassen nach dem Gesetz. Sie sollten das Reich nicht beunruhigen. Als nach dem siebzehnten Jahrhundert die Zeit etwas weniger bluttriefend und gräuelvoll wurde, hielt man die Prinzen von der Wiege an im Harem, damit ihnen ehrgeizige und hochherzige Gedanken zwischen Eunuchen, Weibern und Sclaven gründlich ausgerottet würden und der Herrscher nichts zu fürchten habe. Ihr Gemach im Harem hieß der Prinzenkäfig. Aus demselben ging der Thronfolger hervor, wenn der regierende Sultan starb, natürlich vollkommen unerfahren, ohne Kenntniß von Menschen, Dingen und Verhältnissen, ganz bereit auf dem Thron zu vegetiren, so wie die übrigen Prinzen im Käfig bis zum Ende ihres Lebens fortvegetirten. Sultan Abdul Medjid ist auch im Harem aufgewachsen; sein Vater hat keinen tüchtigen Nachfolger haben wollen, heißt es. Auf diesem Boden kann nichts Starkes, ich mögte sagen nichts Gesundes gedeihen.

Durch eine Kaserne flogen wir auch, von der ich nichts behalten habe, als daß im Stall sehr miserable Pferde standen; durch die Münze, die im Bau begriffen ist, und zu deren Einrichtung man die

Maschinen und Instrumente aus England kommen läßt; und durch ein Arsenal, worin seltene alte Waffen, die kostbaren Schlüssel von den Thoren Constantinopels, und Handwaffen früherer Sultane aufbewahrt werden. Es war einst die Kirche der heiligen Irene, und Kreuzform und Kuppeln haben sich den neuen Anfoderungen fügen müssen; das Grabmal des heiligen Johannes Chrysostomus befindet sich in ihr. Es liegt samt der Münze schon innerhalb der Ringmauern des Serai, und man versuchte auch tiefer vorzudringen; allein es hieß, die Gesellschaft sei zu zahlreich um das Innere besuchen zu dürfen. Das war mir sehr unangenehm, und doppelt, weil es für neun Zehntheil dieser Gesellschaft wirklich gleichgültig gewesen wäre, ob sie es gesehen hätten oder nicht. Sie hätten höchstens Vergleiche darüber angestellt ob es verdiene dem Schloß von Windsor oder dem Palais royal oder einem andern königlichen Palast an die Seite gesetzt zu werden, und nicht daran gedacht, daß dies eben das Serai der Großherrn sei, und auf demselben Platze stehe, wo ehedem der große Palast der byzantinischen Kaiser sich erhob. Nun, ich konnte sie nicht wegschicken, und muß auf eine andre günstige Gelegenheit warten. Außer diesem Serai, das der Winteraufenthalt der Sultane, und mit crenelirten Mauern umgeben ist, über welche sich

prachtvolle Cipressen erheben, giebt es noch verschiedene andre großherrliche Paläste zum Sommeraufenthalt bestimmt, den von Beglerbey auf der asiatischen Seite des Bosporus, von Bekschischtasch — der im Bau begriffen — und von Tschiragan, der eben vollendet ist auf der europäischen; ferner Paläste von Sultaninnen Tanten und Schwestern — wobei es einem sehr auffällt, daß nie von einem Palast für die Brüder oder Vettern die Rede ist, bis man daran denkt, daß diese Aermsten, wenn man ihnen das Leben gönnt, im Prinzenkäfig leben müssen. Der Palast von Tschiragan steigt auf weißen Marmorstufen und mit einer langen Säulenhalle von weißem Marmor, leuchtend aus dem Bosporus empor. Er ist kein regelmäßiger Palast, sondern eine Agglomeration von zahlreichen, unter sich ganz verschiedenen Pavillons, die durch Gallerien und Terrassen verbunden sind. Aber diese phantastische Unregelmäßigkeit gefällt dem Auge, weil der Baumeister verstanden hat eine gewisse Harmonie, eine Uebereinstimmung in das Ganze zu bringen. Und dann macht der weiße Marmor sich so schön zwischen dem blauen Vorgrund des Bosporus und dem grünen Hintergrund der aufsteigenden Hügel; und die beiden großen vergoldeten Eisengitterthore sehen so imposant und zugleich so zierlich aus! Es fühlte meine

Bewunderung etwas ab, daß ich erfuhr, dies wunderhübsche Gebäude sei von Holz, wie alle die der Großherr bewohnt. In der Ferne hält man es natürlich für Marmor. Als wir heute nah vorüberfuhren konnte man das Holz gewahr werden an den kleinen bunten Malereien, die auf einigen Pavillons angebracht sind, und an den allerliebsten spitzenähnlichen Gallerien, welche sauber geschnitzt die Dächer von anderen umgeben. Der Holzbau ist hier der allgemeine. Man hält ihn für gesünder, weil der Bosporus feuchte Luft erzeugt, die in einem steinernen Hause — ohne Ofen, nach türkischer Sitte — der Gesundheit nachtheilig sein würde; und bei den Erdbeben, die hier so häufig vorkommen, sind allerdings die leichten hölzernen Häuser weniger gefährlich.

VIII

Constantinopel, Sept. 11, 1843.

Zum täglichen Schreiben komme ich nicht, liebes Clärchen. Ich werde hier müde — aber müde auf eine foudroyante Weise! Die Entfernungen sind groß, die Anstrengung sich durch die Straßen mit heiler Haut zu arbeiten, ist noch größer. In den Kaiks

sitzt ein europäischer Leib sehr unbehaglich, und noch weit mehr in einem hiesigen Fuhrwerk; und endlich, wenn man von mehrstündigen Streifzügen ganz matt ist, muß man noch diesen Berg von Pera zu guter Letzt erklimmen um zu Hause zu kommen. Pera liegt auf der Höhe eines Hügels, um dessen Fuß sich Galata und Tophana ausbreiten, wo sich Skalen, oder Aus- und Einschiffungsplätze befinden um nach der Stadt hinüber oder sonst wohin zu fahren. Bei der Vorstadt Cassim-Pascha ist wieder einer, und gestern wählten wir den, und fuhren einmal in den Hafen hinein, den wir bis jezt nur seiner Mündung in den Bosporus zu, befahren hatten. Er macht eine wunderschöne Biegung ins Land hinein, und geht endlich in die „süßen Wasser" über, indem die Flüßchen Barbyses und Cydaris sich in ihn ergießen. Diese „süßen Wasser" auf der europäischen Seite sind am Sonntag eine eben so beliebte Promenade für die armenischen Frauen, wie die „himmlischen Wasser" auf der asiatischen es am Freitag für die türkischen sind. Die Armenier sind ein eigenthümliches, durch die ganze Levante als Bankiers und Kaufleute verbreitetes Volk, das namentlich hier durch große Reichthümer und große Geschmeidigkeit einen bedeutenden Einfluß erlangt hat, indem alle Geldgeschäfte des Staates durch die Armenier gemacht

werden. Die Paschas geben z. B. ihre Statthalterschaften an Armenier in Pacht, welche deren Abgaben in die Staatskasse zahlen, und dann Gott weiß wie! sie wieder einzutreiben wissen, und natürlich mit Vortheil für sich. Man spricht nicht viel Gutes von ihnen. Sie sollen abgefeimt in allen Listen und Ränken sein und noch schlauer und gewandter als die Griechen. Es gab einst ein Königreich Armenien zwischen dem Kaukasus und Euphrat, das die Perser eroberten. Seitdem zerstreute sich das Volk, und hat im Aeußern ganz und gar türkische Sitten und Gebräuche angenommen: dieselbe Lebensweise, dieselbe Kleidung und Verschleierung der Frauen; — aber keinen Harem, denn sie sind Christen. Einige bekennen sich zur katholischen Kirche, die Meisten zur armenischen. Sie haben ihre eigenen Kirchen und Klöster. Auf der Straße unterscheiden sich die Armenierinnen durch dunkelrothe Pantoffeln von der gelben Beschuhung der Türkinnen und der schwarzen der Jüdinnen. Die Armenier tragen schwarze Kaftane und große schwarze kugelartige um die Stirn glatte Kopfbedeckungen. Ihre Häuser sind von Außen dunkel angestrichen, um sie recht unscheinbar zu machen, während drinnen oft großer Luxus herrscht. Wir gingen heute an einem halb geöfneten Thorweg vorüber, und da ich innerhalb

desselben wunderschöne Rosen sah, blieb ich stehen. Sogleich erschien ein junger Mann und lud uns herein. Im Hof saßen zwei alte Herrn, reiche armenische Bankiers wie unser Dragoman sagte — in ihrem oben beschriebenen Anzug, auf ganz niedrigen aus Stroh geflochtenen Schemeln, und rauchten schweigsam, erhoben sich bei unserm Eintritt, ließen europäische Stühle bringen und Kaffee und Pfeife anbieten. Obgleich wir Letzteres nicht annahmen, mußten wir uns doch setzen, und ich hatte alle Muße die Rosen zu bewundern, die sich in der Mitte des kleinen höchst reinlichen mit breiten Dallen gepflasterten Hofs, in säulenförmigen Sträuchen zu bedeutender Höhe erhoben. Dies schicke ich voraus über die Armenier, von denen man grade jetzt viel reden hört, weil einer vor ungefähr vierzehn Tagen in aller Stille geköpft worden ist. Er ist nämlich zum Islam übergegangen und hat eine Türkin geheirathet; darauf ist es ihm leid geworden und er hat zum christlichen Glauben zurückkehren wollen, oder hat es wirklich gethan. Dafür ist denn sein Kopf gefallen. Daß hier ein strenges Regiment herrscht, ist mir nicht so fürchterlich, als daß es dabei so still ist. Ein Mensch hat irgend etwas verbrochen — weg ist er man weiß kaum wie! — Uebrigens sind die Armenier zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts einmal ganz vertrieben worden in Folge der Liebeshändel, welche der Eine hatte der „verliebten Temperamentes war und eroberungssüchtige Beweglichkeit hoher buschiger Augenbrauen hatte.“ Ist das nicht höchst ergötzlich? Damals gingen armenische Geistliche nach Venedig, wo sie auf der Insel San Lazaro das bekannte Kloster stifteten, das noch jezt durch seine Druckerei in zahllosen Sprachen berühmt ist. Daß man hier nicht fertig werden konnte ohne die Armenier, beweist die Stellung, die sie sich seitdem wieder errungen haben. Die Armenierinnen gelten für sehr schön, und da es ihnen gestattet ist sich nach Belieben im Freien zu entschleiern, so hofte ich viel Schönes zu sehen. Aber der Sonntag hatte nicht Viele hinausgelockt. Eine große Gesellschaft saß beisammen auf Teppichen und auf den Polstern der Arraba, und ergötzte sich ungemein an einem Taschenspieler, der in Begleitung eines Possenreißers seine Gaukeleien trieb, und Becher- und Würfelspiele mit großer Geschicklichkeit machte. Fünf Minuten sieht man das nun wol mit Vergnügen an; aber hier schien man sich stundenlang dafür eingerichtet zu haben, man trank Kaffee und aß Zuckerwerk, und die Männer rauchten so gravitätisch als ob sie Türken wären. Vielleicht weil sich Männer in der Gesellschaft befanden, war keine

einzige Frau entschleiert. Ich kostete von dem Zuk-
kerwerk, das überall feilgeboten wird, und das besser
aussieht als schmeckt. Es ist meistens klarer Zucker
in Platten und Kugeln, mit Rosen- und Orangen-
wasser versetzt und gefärbt, fürchterlich süß und fade.
Dann Mandeln auf ein ganz dünnes Stäbchen gezo-
gen und mit einer gallertartigen zuckrigen Masse umge-
ben — auch widerlich. Excellent hingegen sind die in
Zucker eingekochten Früchte. Man trägt sie aber nicht
wie jene Sachen auf großen runden Holzplatten herum,
sondern man stellt sie in den Buden äußerst zierlich
unter Glocken von rosenfarbenem und weißem Flor
mit Blumen geschmückt zur Schau. Den schwarzen
bittern türkischen Kaffee habe ich auch recht gern,
besonders nach all solchen Süßigkeiten. — Endlich
kamen wir an eine unverschleierte Frauengruppe, die
sich allerdings malerisch genug ausnahm. An den
starken Aesten einer Ulme war eine Schaukel von
Stricken befestigt in der ein junges Frauenzimmer
saß und sich von zwei Dienerinnen abwechselnd
schaukeln ließ, während eine Aeltere auf einem bun-
ten Teppich unter dem Baum kauerte, und gedan-
kenlos mit kleinen Steinen spielte. Der Dragoman
bat für uns um Erlaubniß näher treten und ihren
Anzug besehen zu dürfen, was die Frau auf dem
Teppich bereitwillig gestattete. Sie wälzte sich auf

die eine Seite desselben, ich setzte mich zu ihr, die junge Person, die ihre Schaukel geschwind verließ, kauerte neben mir, die Dienerinnen hinter uns, und nun begann vermittelst des Dragoman eine Conversation, die sich mit Glück in irgend einem eleganten europäischen Salon hätte dürfen hören lassen: wir sprachen über Toilette. Was ihnen an der meinigen am Besten gefiel, war mein blauer Schleier, und am Meisten auffiel, mein Lorgnon, durch den sie mit einer Neugier sahen, als ob sie hoften plötzlich himmelblaue Bäume und einen grünen Himmel gewahr zu werden. Ihr Anzug war das Hauskleid aller türkischen Frauen: weite Pantalons, ein ganz enger, sehr langer, gleichsam in drei Schürzen zerschlitzter Rock, dessen Vordertheile durch den Gürtel gezogen werden und eine Art von Tunika bilden, sehr enge Aermel, die gleichfalls aufgeschlitzt bis zu den Knien herabhängen, aber auch durch Knöpfe geschlossen werden können, keine Schuhe, die eine mit Strümpfen, die andre mit nichts, und auf dem Kopf der rothe Fez mit blauem Quast, und mit einer breiten, spitzenähnlichen Garnitur von gelbseidnem Filet, den glänzende Nadeln auf dem prachtvollen schwarzen Haar befestigten, das in halbgeflochtenen Zöpfen und theilweise ganz aufgelöst, über Nacken, Busen und Schultern fiel. Die Stoffe

ihrer Kleider waren Zitz von den allergrellsten Farben, citronengelb und rosenroth, und ein Zeug das in Brusa aus Seide und Baumwolle gewebt wird und stumpfere Farben hat. Da beide Frauen, besonders die Aeltere, auffallend schön waren, so kamen sie mir unter dem glänzenden Himmel, auf dem Rasen, von der Sonne bestralt, wie prächtige Tulpen vor. Die Aeltere hatte wunderschöne schwarze Augen, und einen sanften lebhaften Blick; ihre Züge waren fein und edel, aber ihr Gesicht, noch mehr ihre Gestalt, waren fett und breit. Die Jüngere hatte keine regelmäßigen Züge, aber einen Teint wie Morgenroth frisch und zart; kleine hübsche hellgraue Augen, mit ganz feinen graden schwarzen Brauen — doch einen Blick so hart und böse, daß man erschrecken konnte. Jene kam mir auch eigentlich nur wie eine Tulpe — diese, wie ein schönes wildes Thier vor. Ihre Haarnadeln und Ringe waren von schlechtem Metall, also waren sie selbst von niederem Stand. Im höheren soll es kostbaren Schmuck geben. Sie benahmen sich auch mit den Männern ganz unbefangen, und zuletzt boten sie mir an mich zu schaukeln. Daraus vermuthete ich, daß die Conversation erschöpft sei; — und wir gingen fort. Wären ein Paar hundert solcher Frauenzimmer in den „süßen Wassern" und namentlich auf

der herrlichen Wiese hinter dem Kiosk des Groß-
herrn gewesen, so hätte man allerdings einen äußerst
reizenden Anblick gehabt. Jezt waren wenig Spa-
ziergänger dort, und eine Viehherde weidete unge-
stört. Die Wiese ist in ihrer ganzen Länge von
einem schnurgraden mit Stein ausgelegten Kanal
durchschnitten, worin fließendes Wasser bis vor jenen
Kiosk strömt. Dort fällt es über Marmorstufen in
ein Bassin, über welchem sich auf beiden Seiten
kleine Marmortempel mit Vergoldungen erheben. Die
herrlichsten Bäume, Platanen, immergrüne Eichen,
Ahorn, Ulmen, so groß und majestätisch wie unsre
Buchen, fassen den Kanal ein und besäumen rings-
um die Wiese. Die kleinen bunten Gebäudchen se-
hen niedlich wie Kinderspielwerk unter ihrem Schat-
ten aus, und man mögte den Sultan beneiden, der
alljährlich im Mai mit seinem Harem nach diesem
Landhaus kommt. Aber siehe da! was schwimmt
denn dort auf dem Kanal? welch eine unförmliche
Masse wird von den kleinen rasch rieselnden Wellen
gradesweges auf das Marmorbassin zugeführt? ein
gräßlicher Cadaver, ein todtes Pferd, mein liebes
Clärchen! Ja, daran mußt Du Gesichts- und Ge-
ruchsnerven gewöhnen. Todte Ratten, Mäuse,
Katzen, haben ihre Grabstätte auf Schutt- und
Kehrichthaufen, und wenn Du auf dem Bosporus

fahrend an dem Spiel der Delphine Dich ergötzest, die Dir zur Rechten komisch springend ihr Rad schlagen, so mag Dir zur Linken der aufgeschwollne Leichnam eines Hundes schwimmen. Anfangs wollte ich mich entsetzen; aber das ist unnütz. Hier zu Land ists nun einmal nicht anders, Moder und Marmor gehen Hand in Hand, und sieht man einen Staat vermodern, so kann man auch wol dasselbe an einem Thier sehen. Auf Eroberung ist der osmanische Staat gegründet, seitdem Osman am Fuß des Olympos in Bythinien, aus dem zerfallenden Reich der Seldschucken ein kleines unabhängiges Turkmanisches in den letzten Tagen des dreizehnten Jahrhunderts gründete. Sein Sohn Urchan beginnt in Kleinasien die Eroberungen über die Byzantiner, nimmt ihnen Brusa, wohin einst Hannibal floh um den Orient gegen Rom zu gewinnen; nimmt ihnen Nicäa, wo das erste große Concil der christlichen Kirche im Jahr 325 unter Constantin gewisse Dogmen festsetzte; nimmt ihnen Nicomedien, die alte bithynische Hauptstadt. Sultan Urchan stiftet die neue Truppe, Jeni Tscheri (Janitscharen wie wir sie nennen) aus gefangenen und zum Islam bekehrten Christenknaben, von denen alljährlich tausend geraubt oder gefangen, und zugleich zum Kriegsdienst und Islam auferzogen wurden — die-

ſes furchtbare Fußvolk, das während 300 Jahren an der Spitze aller Eroberungen stand und somit das Fundament des Staates ward, bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo es sich aus sich selbst rekrutirte, gleichsam erblich wurde und seine Kraft verlor, als kein neues Blut es mehr ergänzte. Urchans ältester Sohn Suleiman faßt zuerst bleibenden Fuß in Europa durch die Eroberung von Kallipolis am Hellespont, 1357; und unter seinem zweiten Sohn und Nachfolger, Sultan Murad I. — (1359—89) — beginnt die lange Reihe der europäischen Eroberungen mit dem herrlichen Adrianopel, während die in Kleinasien eben so glänzend sind. Das geht so fort, immer drängender, immer unwiderstehlicher, immer beängstigender für das ganze Abendland und besonders für die unglückseligen byzantinischen Kaiser, die allmälig ihr großes Reich in den Umfang ihrer Hauptstadtmauer zusammenschrumpfen sehen; — bis denn endlich Mohamed II. Constantinopel erobert, 1453, und seine Residenz aus Brusa dahin verlegt. Das ist die erste, tüchtige Periode des osmanischen Reichs. Die zweite, die ungefähr 120 Jahr dauert, ist die glänzende. Sultan Suleiman I. — der ganz Ungarn in Besitz nimmt und der Wien zum ersten Mal belagert — hebt es zur Gipfelhöhe, und der Großvezir Mo-

hamed Sokolli, in dem Suleimans Herrschergeist fortlebt, erhält es unter dessen Sohn auf dieser Höhe. Nun erwachen die Zerstörer der Größe: die Trägheit und Genußsucht der Sultane; die Prachtliebe und Verschwendung des ganzen Hofes und aller Großen, wodurch sie habsüchtig und bestechlich werden; die Verwechselung von Hofämtern mit Staatsämtern, zu welchen letzteren Günstlinge erhoben werden, die nur für erstere tauglich wären; die Intriguen des Harems; das blutige Regiment und der blutige Wechsel der Großvezire. Das ist eine aufrührerische, lasterhafte, gräuelvolle Epoche, in welcher der erste Herrschermord des Reichs, der des unglücklichen achtzehnjährigen Sultan Osman II. in schauderhafter Weise vorfällt; während dessen Bruder, der Wüthrich Murad IV. in sechzehn Jahren ungefähr 100,000 Menschen umbringen läßt. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hört allmälig die dritte Periode, die blutige auf. Es kommen große Großvezire: die Köprilis; Achmed, der Candia den Venetianern nimmt; der edle Mustafa, der sich des Zustandes der christlichen Unterthanen erbarmt. Allein die Kraft des Reichs ist mißbraucht worden und durch ewiges Blutvergießen geschwächt. Im Frieden von Carlowitz, 1699, muß die Pforte Ungarn, Siebenbürgen, Podolien, Ukraine, Dalmatien, her-

ausgeben. Ihre Eroberungszeit ist gebrochen und die Civilisation, die sich jezt hätte entwickeln können, beschränkt sich auf die Theilnahme an europäischer Politik und diplomatischen Verkehr mit allen Mächten. Aber das vorige, das achtzehnte Jahrhundert hat große Ereignisse und große Menschen, und dennoch — ich weiß nicht woran es liegt! — kommt es mir immer vor, als declarire es so recht augenfällig einen mächtig hereinbrechenden Verfall. Auch in der Türkei. Die Sultane sind fest- und baulustig, keine Wüthriche mehr. Die Zeit verweichlicht sich in Opium, in Taback, in prachtvollen Pelzen so sehr, daß die inneren Unruhen, die nie aufhören, auch ganz matt werden. In den Kriegen mit Rußland unterliegt die Pforte immer! immer! Das ist die vierte Epoche, die matte. Im Anfang dieses Jahrhunderts, als Sultan Mahmud II. seinen Oheim Sultan Selim III., 1810, erwürgen und 1826 die Janitscharen ausrotten ließ — begann wieder eine neue, die für mich noch keinen Namen hat, denn die regenerirte kann ich sie nicht nennen. Der Islam ist eine Religion des Schwertes, sein Wahlspruch heißt: Sieg oder Tod. So wurde er im Anfang über die zitternde Erde ausgebreitet, und das war die Zeit seines Sieges, seines Lebens. Jener hat aufgehört: da tritt nach seinem eignen

Wahlspruch der Tod ein. Ich stelle mir vor, daß das Reich an der Abzehrung langsam, langsam dahin stirbt, wie das immer den entnervten Organisationen ergeht. In diesem kläglichen Zustand kann es sich noch lange hinschleppen, umsomehr da den europäischen Mächten daran liegt, daß ihm das Leben gefristet werde. Ich muß lachen wenn ich höre daß aus Preußen Offiziere hier sind, aus Oestreich Aerzte. Diese Herrn mögen große Verdienste haben und sich große Mühe geben, aber es ist „der alte Rock mit einem neuen Lappen geflickt.“ Die fremde Disciplin, die fremde Wissenschaft gehen diesem Körper nicht organisch ins Blut, in den Lebenskeim über. Um abgestorbene Völker zu regeneriren ist die Einimpfung einer fremden Bildung nicht wirksam genug. Dazu gehören andere Lehrmeister! Revolutionen gehören dazu und umwälzende Schicksale — vorausgesetzt daß noch innerer Nerv als Anknüpfungspunkt vorhanden sei. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Türkei eine andre Zukunft haben könnte als in sich selbst zu vermodern: — Ach nein! ich beneide den Sultan nicht um seinen Kiosk an den „süßen Wassern.“ Beiläufig und ein für alle Mal, mein liebes Clärchen: auf türkische Namen und türkische Schreibart lasse ich mich so wenig wie möglich ein. Erstens kann ich sie nicht

schreiben, und zweitens werdet Ihr sie nicht lesen können. Das h wird ausgesprochen wie ch, das o wie u; daher zahllose Verwechselungen für mein ungelehrtes Ohr. Uebrigens denke ich ists Euch auch lieber, wenn ich von dem Kiosk spreche, den Ihr kennt, als wenn ich von dem Köschk erzählen wollte — wie das Ding regelrecht auf türkisch heißt. Nun, wir durften dies Heiligthum betreten. Ein Zauberwort öfnete uns die Pforte, und da ich es schon öfter gehört habe, so habe ich es mir gemerkt; es heißt Bakschisch — auf deutsch Trinkgeld. Da die Türken anfangen der Zaubergewalt dieses Wortes zu verfallen: so wette ich darauf, daß in den nächsten zehn bis zwölf Jahren der Bakschisch die Pforten der Aja Sofia sprengen wird. Dies ist der einzige Civilisationsfortschritt, dem ich eine glänzende Zukunft zu versprechen wage. Mittelst eines Trinkgeldes von funfzehn türkischen Piastern oder einem preußischen Thaler verschaffte unser Dragoman uns Einlaß, und wir sahen bequem die innere Einrichtung. Nichts fiel mir so auf als die unerhörte Buntfarbigkeit und Buntscheckigkeit derselben! diese Masse von kleinlichen Draperien, über einander gewirrt und durcheinander geschlungen macht die Augen flimmern. Und die Vorhänge sind das Hauptmeuble in einem Zimmer. Nicht nur daß die eine Wand

desselben einen Fensterreichthum wie ein Ananashaus hat: Eckfenster auf beiden Seiten, je mehr desto besser, gehören zur Elegance, und sie müssen natürlich mit Vorhängen versehen werden. Unter ihnen breitet sich das Sofa aus, das sehr breit und gut gepolstert, vorn etwas höher als hinten, außerordentlich bequem ist. Diesem gegenüber, in der Tiefe des Zimmers, befindet sich meistens in der Wand eine Nische, worin eine Art von ganz niedriger, der Nischenform angepaßte Chiffoniere steht; sie ist geschmückt mit einer Pendüle zwischen zwei verblichenen Blumenbouquets in dünnen Porzellanvasen — und dies erinnerte mich an deutsche Gasthöfe, die sich vor zwanzig Jahren elegant eingerichtet haben. Zu beiden Seiten der Nische sind Thüren, die durch drapirte Vorhänge geschlossen werden. Da sah ich denn z. B. folgenden Farbenreichthum: die eine Hälfte des Vorhanges war von rosenfarbenem Merino mit grünem Sammetband im Zickzack und mit weißen baumwollnen Franzen besetzt; die andre von weiß und lila brochirtem Mussellin mit hellblauen Franzen. Feine glänzende Strohmatten bedecken den Fußboden. Die hölzernen Wände sind über und über bemalt mit Landschaften, Blumen, Arabesken, als ob sie mit den europäischen al fresco gemalten Sälen rivalisiren wollten; und der hölzerne

Plafond zeigt in ziemlich rohem Schnitzwerk vergol- dete oder versilberte Rosacen und Muscheln auf ro- senfarbenem oder maigrünem Grund. Europäische Sofas und Stühle von schlechtem Holz mit gelbem Utrechter Sammt bezogen, standen in einigen Zim- mern und erhöhten eben nicht deren Glanz. So sind die Salons beschaffen. Die Schlafzimmer sind von einer trostlosen Leere: ein Sofa, weiter nichts! darauf liegt man bei Nacht wie man am Tage dar- auf gelegen hat. Nirgends im ganzen Hause findet sich ein Meuble, das an irgend eine Beschäftigung erinnerte, nicht einmal an die gewöhnlichsten Lebens- bedürfnisse — kein Tisch! kein Schrank! nichts. Himmel, wie muß man sich in diesen Räumen lang- weilen! — Wenig Bedürfnisse des Luxus und der Bequemlichkeit zu haben, ist ein großer Vorzug bei Menschen, die in deren Fülle zu leben gewohnt sind, weil es eine frische Unabhängigkeit der Seele von Außendingen verräth. Aber sie von Hause aus nicht zu haben, nichts zu brauchen als den Platz auf dem man eben liegt, auf demselben mit Speise Trank und Schlaf zu vegetiren: diesen Vorzug theilt man am Ende mit jedem Thier. Und ich kann mir nicht helfen! ich finde dies ewige Herumwälzen auf der Erde, dies ewige Kauern gleichsam auf allen Vieren, unanständig für Menschen und wirklich etwas

thierisch. Leicht und leise würde man auf diesen feinen Matten gehen, wenn nicht das ganze Haus so gebrechlich und knarrend gebaut wäre, daß jeder Schritt eine Art von Erdbeben verursacht. Die zahlreichen Fenster würden in dieser frischen Umgebung auch etwas recht Freundliches haben, wenn sie nur nicht außer der Sonne und dem Grün so entsetzlich viel Zugwind durch ihre klaffenden Fugen ließen. Kurz — nichts war gut, ordentlich, sauber gehalten, als einzig das Bad, von weißem Marmor mit der Kuppel voll Lichtöfnungen — ganz wie in der Alhambra. Im Erdgeschoß befanden sich die Frauengemächer, die sich durch nichts auszeichneten als durch ihre noch größere Vernachlässigung, durch vergitterte Fenster, und eine dumpfe beklemmende Luft. Nein, man muß draußen bleiben; dann sieht sich das Alles recht gut an — wie Constantinopel selbst am schönsten ist, bevor man den Fuß hineinsetzt. Das Innere ist durch und durch vermorscht. Mir fällt dabei immer die morgenländische Sage von König Salomo ein. Er war todt, der weise König; auf seinem Thron sitzend war er gestorben, und da saß er noch, majestätisch, unbeweglich, und Alle gehorchten ihm, wie bei seinem Leben, Alle! Engel und Dämonen, Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine; und er erhielt sie im Gehorsam

durch sein königlich gebieterisches Ansehen, wie er so ruhig dasaß, das Kinn auf seinen gekreuzten Händen, und diese auf seinen langen Stab gestützt. Endlich kam den Diws seine Unbeweglichkeit doch bedenklich vor; allein aus Ehrfurcht wagte sich Keiner in seine Nähe. Siehe, da stifteten sie den Holzwurm an, er solle den Stab zernagen. Vierzig Tage nagte der Holzwurm an dem Stabe: da brach er zusammen, und über ihn stürzte die Leiche hin und machte es kund daß König Salomo längst todt war. — Von Außen, und besonders in der Ferne, und im Abendroth der großen, blutigen, schreckenvollen Erinnerungen, hat das türkische Wesen wirklich noch etwas Imposantes, wie König Salomo auf seinem Thron. Aber, mein Clärchen, glaub es mir! es ist schon todt. Der Holzwurm nagt und nagt! aber ob der beim vierten Tage sein mag oder beim vierzigsten, ist freilich nicht vorher zu wissen. — Wir fuhren zurück. Da schaukelte sich noch die junge Armenierin, da trieb noch der Gaukler seine Possen, da wurde noch Zuckerwerk feilgeboten, und Alles ging nach hergebrachter Weise im kindischen Treiben, ohne Intelligenz, ohne Idee, so fort. Ich allein dachte daran, daß König Salomo gestorben sei.

IX

Constantinopel, Septbr. 14, 1843.

Mein liebster Dinand, heute gedenke ich Dir ein ganz besondres Vergnügen zu machen, und Dich einzuladen mit mir den Sclavenmarkt zu besuchen. Wolverstanden den Sclavinnenmarkt, den Blumenflor von Georgien und Circassien, und voll schwarzer äthiopischer Schönheiten — Alle zu kaufen wie die schönste Viehheerde! eine sublime Einrichtung; aber freilich fürs Auge wunderlieblich. Nun komm! Wir steigen, wie immer, von unserm abscheulich unbequemen Berg von Pera hinab; wir werden an der Skala von einem halben Hundert Ruderern mit Geschrei angefallen; der Dragoman dingt eine Viertelstunde gleichviel ob mit „ehrlichen Türken“ oder mit „spitzbübischen Griechen“ um die Ueberfahrt; wir setzen uns sehr unbehaglich auf dem Boden unsers Kaiks platt nieder und finden mit Recht den Raum nicht einmal für zwei dünne Menschen breit genug, aber wir finden das Schnitzwerk, das am innern Rande herumläuft recht hübsch und die ganze Barke sehr reinlich gehalten; und so fahren wir über das goldne Horn nach der Stadt. Da beginnt das Klettern, das Ausweichen, das Stolpern; da geht

es hügelauf, hügelab, durch Straßen rechts und durch Straßen links; da schlängeln, winden und drehen wir uns als ob wir dem Faden der Ariadne folgten; da bringen wir uns mühselig durch eine Flut von Eseln, Pferden, Hunden, Lastträgern, Türken, Juden, danken Gott wenn wir etwa nur von einem Esel einen Puff erhalten, denn das ist der reinlichste von der ganzen Gesellschaft, und gehen zuweilen am liebsten im Rinnstein, denn das ist der reinlichste Platz auf der Straße. Wir gehen sehr lange; Constantinopel ist eine gar große über sieben Hügel verbreitete Stadt. Endlich führt eine schmale steile Gasse zu einem Thor, das den Eingang in den Sclavenmarkt schließt; ein Wächter mit einem Stock steht daneben, und der Dragoman muß unsern Eintritt erkaufen. Ein Türke reitet an uns vorüber und hinein; das profane Auge der Franken wird nur nicht für würdig gehalten das Heiligthum zu schauen. Indessen — der Bakschisch entprofanirt uns, und während dieser Unterhandlungen tritt ein Jude an uns heran, legt die Hand an die Stirn mit einer eigenthümlichen Bewegung, welche bedeutet: „ich lege die Stirn in den Staub Deiner Füße"; und bietet für alle Fälle seine Dienste an — wenn nicht für Sclavinnen, doch für Shawls, wenn nicht für Shawls doch für Taback — ganz im dienstbe-

flissenen Schachergeist seines Volkes. Franken dürfen aber keine Sclavinnen kaufen; dies Vorrecht besitzt nur der Türk. Jetzt treten wir ein in das Paradies voll Houris, gespannt, neugierig, erwartungsvoll. Der Ort selbst ist nicht lieblich. Ein unregelmäßiger Platz, den dumpfe Gallerien umgeben. In diesen Gallerien sitzen die Verkäufer mit Kaffee und Tschibuk, Aufseher, Kauflustige, Neugierige; und in den engen dunkeln niedrigen Gemächern, welche eine Thür und vergitterte Fenster auf die Gallerien haben, wird die edle Waare gehalten. Eine Gruppe ist in der Mitte des Hofes zur Schau gestellt — oder besser, gesetzt, denn sie kauert wie gewöhnlich auf Matten. Wir wollen sie uns betrachten. O Entsetzen! schauderhafter, abstoßender Anblick! Nimm Deine Einbildungskraft zusammen, stelle Dir Monstra vor, und Du bleibst noch weit hinter den Negerinnen zurück von denen sich Dein beleidigtes Auge mit Widerwillen abwendet. Aber die Georgierinnen? die Circassierinnen? die herrlichsten Weiber der Welt? wo sind sie? — Ja, mein lieber Bruder, die weißen Sclavinnen werden abgesondert in Tophana gehalten, von dort in die Harems zur Schau geführt, und nur durch ganz besondere Protectionen gelangst Du zu dem Ort wo man sie aufbewahrt. Hier giebt es nur Schwarze,

und mit diesem unholden Anblick mußt Du dich begnügen. Da sitzen sie! ein grobes grauweißes Gewand verhüllt die Gestalt; bunte Glasringe umgeben die Handgelenke, bunte Glasperlen den Hals. Das Haar tragen sie kurz abgeschnitten; die deprimirte Stirn, tief eingedrückt über den Augenbrauen wie bei den Cretins, fällt zuerst auf, dann das große rollende nichtssagende Auge, dann die Nase, die ohne Nasenbein eine unförmliche Masse zu sein scheint, dann der Mund mit der affrösen thierischen Bildung der vorspringenden Kinnladen, und mit den klaffenden schwarzen Lippen — (rothe Mohrenlippen ist ein europäischer Schönheitsbegriff, den die Wirklichkeit nicht realisirt) — dann die langfingerigen äffischen Hände mit häßlich farblosen Nägeln, dann die spindeldürren Beine mit der heraustretenden Ferse; dann, und am Meisten, das unerhört Thierische der ganzen Erscheinung, Form und Ausdruck inbegriffen. Die Farbe ist verschieden, bald glänzend schwarz, bald bräunlich, bald graulich. Sie geben kein Lebenszeichen von sich, sie starren uns an mit demselben bewußtlosen Blick mit dem sie sich untereinander anstarren. Ein Käufer kommt, mustert sie; Käuferinnen machen ihre Bemerkungen über sie; es ist ihnen gleichgültig. Sie werden gemessen in der Höhe und Breite wie ein Waarenballen,

untersucht an Händen, Hüften, Füßen, Zähnen wie ein Pferd, sobald es zum Handel kommt; sie lassen Alles geschehen, ohne Scheu, ohne Zorn, ohne Schmerz. Uebrigens geschieht das auch Alles mit Anstand, natürlich mit dem sogenannten Anstand, daß sie ihre Gewänder nicht ablegen, die vom Halse bis zur Hälfte der Waden herabreichen. Dann wird gefordert, geboten, gefeilscht; wird man einig, so geht die Sclavin mit dem Herrn oder der Herrin fort; wird man's nicht, so setzt sie sich wieder auf die Matte unbekümmert um ihr Schicksal. Nun, wie gefällt Dir das? ich muß ehrlich gestehen, daß mich bei der ganzen Prozedur nichts so anwiderte, als ihre Häßlichkeit, und daß mir der majestätische Königsgeier zu Schönbrunn mehr Mitleid mit seiner Gefangenschaft einflößte, als die Sclaverei dieser Geschöpfe. Ich fragte mich heimlich: „Ist es möglich daß eine Sappho, eine Aspasia, eine Marie Stuart, diese und ähnliche Weltwunder von Geist, Liebreiz und Schönheit, desselben Geschlechtes sein konnten?" — und mit großer Zuversicht antwortete ich mir selbst: „Nein! denn ein Weib ohne Intelligenz ist kein Weib mehr, sondern nur noch — Himmel, nun habe ich kein andres deutsches Wort, als: ein Weibchen, und das klingt wie ein Schmeichelname der Zärtlichkeit! aber ich meine; **une femelle.**

Die Racen! von deren Verschiedenheit wird man durchdrungen, wenn man im Geist eine solche Schwarze neben eine Aspasia stellt; und die Kluft welche diese beiden Wesen trennt kann kein Philanthrop ableugnen. Wir sind von Staub und wir gehen zum Staube; aber für die Paar Jahre die ich lebe danke ich denn doch meinem Schöpfer, daß es ihm gefallen hat mir eine weiße Staubeshülle zu geben.

Da wir in der Stadt sind, wollen wir uns doch noch genauer darin umsehen, namentlich in den Bazars oder — um den regelrechten Ausdruck zu brauchen, im Besestan, d. h. im bedeckten Marktplatz. Er sieht auch ungefähr wie ein Jahrmarkt aus, mit Straßen von Bretterbuden; nur haben diese Buden alle einen Unterbau von Stein, etwa wie ein niedriger Tisch, der zugleich Sofa, Fußboden und Ladentisch ist, und jede Straße ist mit einem ziemlich hohen Gewölbe überdacht, in dessen Decke Licht- und Luftlöcher sehr sparsam angebracht sind. In der Mitte der Straße befindet sich der unvermeidliche Rinnstein. Man kann in die Besestans hinein reiten, gar mit Ochsenkarren fahren; das Gedränge der Fußgänger, hauptsächlich der Weiber, ist immens; dies Geschwirr und Getöse, die beklommne Luft, das Halbdunkel, das Anrufen der Verkäufer,

das Aufpassen um nicht gestoßen zu werden und zu stoßen, machen mir den Aufenthalt darin noch widerlicher als auf einem Jahrmarkt. Doch bringen manche Fremde halbe Tage darin zu, und amüsiren sich sehr mit vielem Besehen und einigem Einkaufen. Grade das ist mir ein Greuel! ich besehe genau nur das was ich kaufen will, und nicht ein Stück mehr. Es ist mir unangenehm dem Kaufmann vergebliche Hofnung zu machen, allein es ist mir eben so unangenehm, daß er auf meine Unkenntniß der Waaren und Geschäfte spekulirt um mich zu übervortheilen, und so ist der geringste Handel für mich ein unbehaglicher Moment, den ich in möglichster Eile abmache. Hier ist nun aber auch gar nichts Lockendes — oder ist es nur nicht lockend ausgestellt. Jede Straße ist einem besondern Handelsartikel gewidmet: in der ersten siehst Du nichts als Pelzwerk, in der zweiten nichts als Schuhe, in der dritten nichts als Baumwollenstoffe, in der vierten nichts als Shawls — nämlich gemeine, von Baumwolle oder schlechter Wolle — in der fünften nichts als Tabacksbeutel, in der sechsten nichts als Pfeifenröhre; und so geht das fort. Im ägyptischen Besestan sind nur Spezereien, und große Säcke angefüllt mit einem Färbepulver fielen mir darin auf: das ist Henna, womit sich die Frauen die Nägel roth-

gelb färben. In jeder Bude sitzt der Verkäufer gravitätisch mit untergeschlagenen Beinen auf dem mit Matte oder Teppich bedeckten Ladentisch und raucht, und trittst Du an die Bude heran, so wälzt und kugelt er sich vor Dir auf dem Tisch herum um die begehrten Gegenstände zu schaffen, daß mir immer dabei der Mann einfällt, den wir einmal in Wien zusammen sahen, und der frappant einen Affen darstellte. Die Schuhbuden sehen niedlich aus, wegen der bunten Farben, und hauptsächlich wegen der Sammetpantoffeln mit Gold und Perlen gestickt, die man in allen Preisen, von zwei Gulden bis hundert hat. Ein europäischer Fuß kann sie aber nicht tragen, weil die Spitze aufwärts gekrümmt und die Sohle von Holz ist. Niedlich sind auch die Sachen von Perlenmutter-Mosaik, Kasten, Teller, Tische; ein türkischer Tisch ist vielleicht einen Fuß hoch und tellergroß, und man stellt höchstens einen Pfeifenkopf oder eine Kaffeetasse darauf; so ist denn das ganze Ding, Füße und Platte, mit diesen pfenniggroßen, theils weißen, theils buntgefärbten Perlenmutterstückchen ausgelegt, die einfache Zeichnungen bilden. Die Formen sind unglaublich roh; nur das zierliche Material macht diese plumpen viereckigen Schmuckkasten erträglich. Jenes Element, das wir höher als den Luxus achten, die Elegance,

ist dem Türken durchaus unbekannt. Reich und prächtig mag er sein, geschmackvoll ist er selten, elegant nie. Luxus ist, was den Lebensgenuß betrift, die Blüte der civilisirten Welt; Elegance ist deren Parfüm. Ein rohes Volk, ein roher Mensch kann nicht elegant sein; es hängt wirklich ein wenig mit geistigen Eigenschaften zusammen. — Die Waffen sind auch interessant zu sehen, und mitunter sehr kostbar; Damaszener Säbel zu 30,000 türkischen Piastern giebt es: das sind 2000 preußische Thaler. Aber die Türken tragen keine Waffen mehr, keine Dolche oder Pistolen im Gürtel, wie das so majestätisch zu der morgenländischen Tracht in Bildern und Beschreibungen sich ausnimmt. Sie sollen ja civilisirt werden, und da es in der civilisirten Welt Polizei und dergleichen Sicherheitsmaßregeln giebt, die für das Allgemeine sorgen, so wird der Einzelne dadurch dieser Sorge enthoben, und die Waffen sind unnütz, gar gefährlich in seiner Hand. Beim Volk sieht man keine Spur davon. Die Vornehmen haben einen Säbel am ledernen Riemen umgeschnallt, ganz gemein europäisch, wenn sie auf der Straße erscheinen. Sie reiten immer, und meistens auf schönen Pferden; nur der gemeine Mann geht zu Fuß. Neben dem Steigbügel geht ein Sclav; ein Andrer folgt, der eine lange mit Tuch verhüllte

Maschine trägt, welche ich für eine Flinte hielt, denn ich dachte der Mann ginge auf die Jagd. Aber ein Türk und jagen! ein Türk und Vergnügen an starker, schneller Bewegung finden! Nein! nur die Franken sind Thoren genug um das unterhaltend zu nennen. Des Türken Genuß, Vergnügen und Zerstreuung ist Ruhe. Was ihm da nachgetragen wird ist der Zauberstab, der ihn in das Paradies dieser seligen Ruhe versetzt, ist — die Tabackspfeife! Du siehst Kreise von zehn bis zwölf Männern beisammen, in tiefem Schweigen verharrend, vollkommen befriedigt durch die geliebte Pfeife. Die Meisten rauchen den Tschibuk, das lange Rohr, die türkische Pfeife; Einige die persische, den Nargileh, einen schlangenartigen Schlauch, der in einer großen Glasphiole voll Wasser mündet. In den zahllosen Cafés hast Du Gelegenheit diese stumme Gesellschaft zu beobachten, die mir durchaus den Eindruck eines Wachsfigurenkabinets macht. Ich kann sehr gut begreifen, wie diese Menschen leidenschaftliche Opiumesser werden können: dies dumpfe Hinbrüten über nichts, die regungslose Versenkung in nichts, diese dick umwölkte Existenz, durch keinen Blitz des Gedankens, durch keine Sterne der Intelligenz gelichtet, ist denn doch am Ende so ungenügend, so befriedigungslos, daß die Seele in einen Zustand krankhafter

Abspannung geräth, aus dem sie sich durch keinen geistigen Aufschwung, durch keine frische Thatkräftigkeit retten kann. Dies Flügelpaar mit dem wir uns aufwärts aus dem Staube zu heben versuchen, das bei uns zu entwickeln der Endzweck jeder Erziehung und aller Bildung ist oder *sein sollte* — ist bei ihnen gelähmt. Der Durst der Seele mag wol überall derselbe sein; aber womit sie ihn zu stillen versucht, ob mit klaren reinen — oder schlammigen und trüben Wassern: das macht den Unterschied. Um zu den reinen Quellen zu gelangen, muß man auf Höhen klimmen; die trüben liegen näher und machen es bequemer. Da trinkt man sich denn in den schweren Taumel hinein, der den Geist fesselt und die Sinne entfesselt, und der durch die Gefangenschaft der einen Richtung des menschlichen Wesens, der andern eine wonnige Freiheit, auf Kosten Jener, verschafft. Wer so wenig vom Geist weiß wie der Türk, so wenig Thatkraft hat, so wenig die Beschäftigung liebt, von der Leidenschaft nichts kennt als ihre brutale Seite, nämlich die eine Sehnsucht und immer nur ein Verlangen; der dabei nicht mehr im Kampf um die Erhaltung des Lebens ist, wie die wilden Völker, sondern Verweichlichung und Genüsse aller Art kennt — wie eben der Türk: muß dem Opium verfallen. Sultan

Mahmud hat übrigens die Kaffeehäuser der Theriaki (Opiumesser) schließen lassen; aber es ist nicht zu erwarten, daß die Liebhaberei dadurch sollte ausgerottet worden sein. Man sieht sie nur nicht mehr in ihrem Taumel, der übrigens äußerlich sehr anständig, still und stumm, und gar nicht so thierisch roh wie der der europäischen Betrunkenheit sein soll. — Alle Cafés sind ungefähr auf gleichem Fuß eingerichtet. Ein viereckiges, ausgeweißtes Gemach mit möglichst vielen Fenstern; an den Wänden hölzerne Sofas mit Matten oder Teppichen belegt; an der Hinterwand der Heerd und Plätze für das Geschirr; in der Mitte des Fußbodens eine kleine Fontäne; niedrige Schemel, gar europäische Stühle, vor der Thür; das Ganze reinlich und ärmlich; wenn es hübsch ist unter einem großen Weinstock liegend, dessen Reben eine Vorhalle bilden, oder unter einem schönen schattigen Baum: so sind die Cafés in Constantinopel, und lassen es sich nicht träumen, daß sie sehr wenig Aehnlichkeit mit denen in Paris und Mailand haben. Armenier und Griechen sitzen viel auf den kleinen Schemeln; die Stühle sind wol eigentlich für die Franken nur bestimmt. Zuweilen, wenn die Plätze alle besetzt sind, versucht aber auch ein Türk sich auf ihnen zu etabliren, und da sieht es lächerlich genug aus, wie ihm das eine Bein

o kläglich herabhängt, während das andere auch
gar nicht gehörigen Raum findet, um zusammen=
geklappt auf dem Sitz zu liegen. Mitunter findet
nan einen redenden Mann in einem Café: das ist
in Märchenerzähler. Er spricht meistens mit nä=
elnder Stimme, und da ich ihn nicht verstand, war
ch wirklich höchst überrascht die ganze ernsthafte
Gesellschaft lächeln, gar lachen zu sehen. Je las=
iver diese Erzählungen, umsomehr gefallen sie, und
hauptsächlich müssen sie Weiber zum Gegenstand
haben; — sagte der Dragoman. Und außerdem
hörte ich, daß, wenn sich die Türken je auf eine
Unterhaltung einlassen, so sei sie beständig über
Frauen, und in jener Manier. In den Vergnü=
ungen eines Volks liegt so viel Characteristisches!
Ich wünschte Tänze zu sehen: man sagt mir das
ei nicht wol möglich; und als ich glaubte es sei nur
ie Rede davon, daß ich nicht hingehen dürfe, wo
nan tanze, und unbefangen vorschlug die Tänzer
ns Haus kommen zu lassen, wie einst in Sevilla:
rgab sich das als noch weit unmöglicher. Die Türken
tehen im Ruf großer Sittenreinheit. Ich will diesen
icht schmälern, nur bemerken, daß man dabei vom
uropäischen Begriff ausgehen muß, der es unsitt=
ch nennt außer der Ehe oder ohne Ehe Kinder zu
aben. Aber der Türke, der jede Sclavin kaufen

und in seinen Harem führen darf, die ihm gefällt, hält die Kinder von zwanzig Sclavinnen für ebenso rechtmäßig, als von seiner Frau, und ich denke, wenn man die Mode der Harems in Europa einführte, würde auch dort von selbst die Unsittlichkeit der natürlichen Kinder wegfallen — nur freilich auf Kosten dieser noch größeren Unsittlichkeit der Harems selbst. Ich glaube nicht, daß in diesem Punkt der Türk einen Vorzug vor dem Europäer hat. Die Frauen besonders sollen trotz Schleier, Gitterfenster und Eunuchen, Liebeshändel genug anzuspinnen wissen — hauptsächlich beim Besuch des Besestan. Daher existirt auch ein Gesetz, daß sie nicht in die Buden hineingehen dürfen, sondern vor derselben ihre Einkäufe machen müssen. Ferner ein andres, das den Kaufleuten befiehlt möglichst unschöne Kaufdiener in ihrem Laden zu haben. Das Alles zeugt nicht von wundervoller Sittenreinheit — sollte ich meinen. — Zur Aussöhnung für die unanständigen Tänzer und Erzähler, giebt es denn allerdings ein Hauptvergnügen des ganzen Volks und beider Geschlechter, das sehr anständig, aber dafür auch wieder ein bischen stupid ist: ich meine die Bäder. Darin bringen sie mit Wonne ihre Tage zu, baden, frühstücken, ruhen sich aus; baden von Neuem, essen Mittagbrot, ruhen wieder. Ich war in einem Frauen

ad, das die Amme von Sultan Abdul Medjid hält. Das erste was man darin aufgeben muß, ist jeder Anspruch an Bequemlichkeit, geschweige an Luxus. In dem ersten Gemach laufen die ewigen hölzernen Sofas an den Wänden herum, und man muß selbst Teppich und Polster mitbringen, wenn man nicht auf den harten Brettern ruhen mag. In diesem Zimmer ist die natürliche Temperatur. Nun folgen kleinere, durch Wasserdämpfe immer mehr und mehr erhitzte, überwölbt mit der maurischen Kuppel voll sternähnlicher Lichtöffnungen, übrigens fensterlos, ganz ohne Meuble, mit Fußboden von Marmor. Solch ein Kabinet nimmt man, allein, gemeinschaftlich, wie man will! und läßt die Badefrau ihr Wesen treiben. Die Hauptsache ist, daß man enorm transpirirt. Die Türkinnen haben unglaublich viel Schönheitsmittel: Salben, Essenzen, Farben, weiß der Himmel was! lauter Dinge vor denen ich Abscheu habe: sie werden angewendet bevor man das Bad verläßt. Mein Entsetzen war nicht klein, als mir die Badefrau einen Wunderbalsam aufs Gesicht schmierte, der aus Erde von Mecca und Mirthenblättern, in Rosenwasser geweicht, bestand. Ich sträubte mich heftig, aber sie meinte es gehöre durchaus zur Toilette, und ich würde wol sehen, wie schön es den Teint mache. Auf den meinen, der

an gutes ehrliches kaltes Wasser als einziges Schön-
heitsmittel gewöhnt ist, machte es nicht den gering-
sten Effect, aber das Bad bekam mir trotz seiner
tropischen Hitze sehr gut. Hauptsächlich war ich
hingegangen um, wo möglich, schöne Frauen zu
sehen. Aber sie waren tout comme chez nous
nicht schön nicht häßlich, sondern Mittelschlag; näm-
lich die jungen; die alten affrös. Das Alter fängt
hier früh an. Man heirathet bei dreizehn, vierzehn,
auch schon bei zwölf Jahren; zwanzig findet man
schon zu alt dazu. Das Alter spricht sich später im
Gesicht, als in der Gestalt aus; sie ist bei einigen
dreißig Jahren schon zum erschrecken welk, schwam-
mig, aufgedunsen. Die ewig sitzende Lebensart, die
ewigen heißen Bäder, der ewige Genuß von Zucker-
werk, Süßigkeiten und Bäckereien, nehmen den Ge-
stalten allen Nerv. Wie Fleischklumpen sehen sie
aus, die sich nicht aufrecht halten können, und in
sich selbst zusammen sinken. Aber Du kannst Dir
nicht vorstellen was man für einen Wunsch hat
auf der Straße Frauen gewahr zu werden, statt die-
ser plumpen braunen Bären mit weißen Köpfen.
Gott weiß daß die Frauen bei uns nicht sonderlich
schön sind; aber daß sie, wie sie nun einmal sind
doch viel besser aussehen, als diese vermummten Ge-
stalten, und das Leben auf den Straßen lustiger ma-

ien, das weiß man, sobald man hier ein Paar
Tage umher gewandelt ist. In Pera sieht man frei-
ch genug fränkische und griechische Frauen — jene
ach französischer Mode, diese nach ihrer eigenen
ekleidet, d. h. mit einem Röckchen von besonderem
schnitt um Busen und Arme, und mit einem wun-
erhübschen Kopfputz, der aus einem seidnen Tuch
nd ihren Haarzöpfen besteht; — allein man treibt
ch mehr in der Stadt und in den türkischen Vor-
ädten herum. Noch mehr als der Mangel an
rauengesichtern fällt mir vielleicht der an jungen
Männern auf. Alle Türken sehen alt aus. Einen
eißen Bart zu haben, gilt bei ihnen für schön:
brauchen sie denn eben so eifrig Mittel um ihn
eiß zu machen, als man in Europa braucht um
n schwarz zu färben: namentlich ein in den Taback
streutes Pulver, das diese Wirkung übt. Haar
iben sie nicht, es wird abgeschoren; den Fez drücken
auf die Augenbrauen, das rothe fleischige Gesicht
ngiebt der graue Bart, die Gestalt ist breit und
hwer — nirgends eine Spur von jugendlicher kräf-
ger Schönheit! Im höheren Alter sehen sie besser
is. Merkwürdiger ist es wol, alt und schön zu
n; doch hübscher ist es jung und schön! Und als
neulich einem wunderschönen jungen Zigeuner in
antastischer Tracht mit einer Zither unter dem Arm

begegnete, stand ich still, sah ihm nach und dachte
der gebildete Mann braucht Intelligenz, der Barba
Schönheit — sonst sind Beide unausstehlich. Nich
wahr, mein lieber Dinand?

X

Constantinopel, Septbr. 16, 1843.

Meine geliebte Emy! so stehe ich hier denn wir
lich an der Pforte des Orients, des Landes vo
Aufgang, von dem wir so viel zusammen gespr
chen, nach dem wir so oft uns geträumt habe
Noch bin ich nicht darin! der Bosporus ist nur de
sen Schwelle; — aber die Pforten des Occident
sind hinter mir zugethan, denn das was Grundstei
und Kern des Lebens der Völker bildet und der Mas
die Seele einhaucht: die Religion — ist hier ei
andre. Ich bin im Gebiet und unter dem Geb
des Islam. Ich bin hergekommen ohne Vorurthe
für oder gegen ihn: ich bemitleide nicht den Muh
medaner um seines Glaubens willen, und ich b
wundre ihn nicht. Es ist s e i n Gesetz, das s e i
Prophet ihm gebracht: das scheint mir kein Gru
weder für Verehrung noch für Verabscheuung. D

Koran erinnert mich oft an das alte Testament; nur
nde ich in diesem ein Element, das mich mehr an-
pricht, nämlich eine ganz unsägliche Melancholie;
ne Klage, die nach fernem, fernem Troste lechzt;
n Ringen um die Erfüllung, die immer und im-
er noch nicht kommen will. Weil das so sehr auf
ich paßt: darum mag ich wol diese große Vorliebe
ir das alte Testament haben. Stillere, friedlichere,
der auch müdere Seelen, ruhen im neuen; ich be-
reife das, und auch ich finde es, was die Lehren
trift, höher und vollkommner, allein nur in den
riefen des Paulus finde ich jene unerhörte Trau-
gkeit wieder, welche den Menschen in seinem nim-
er endenden Kampf darstellt zwischen den Wogen
r Endlichkeit und dem Fels der Ewigkeit, von de-
n sein Wesen, wie von zwei magnetischen Polen
gleich abgestoßen und angezogen wird. Für Andre
ag auch das anders sein. Eben um ihrer wun-
rvollen Allseitigkeit willen, halte ich die christliche
eligion für die vollkommenste, weil sie den Bedürf-
ssen der Menschheit entgegenkommt; nur muß man
in ihrer erhabenen Freiheit lassen, und sie nicht
den Grenzen irgend einer Kirche für die Dauer
nhegen wollen; denn alsdann kommt sie freilich nicht
tgegen, sondern bleibt zurück. Die Kirche ist wie
e Institution, ein organischer Leib, der dem Wech-

sel eines solchen unterworfen ist, und Jugend- und Greisenalter hat; wie kann man sie da mit Aufrichtigkeit für unsterblich, unveränderlich halten? und wenn man sie nicht dafür hält, wie kann man sich wundern, daß sie auseinander fällt? Glücklicher, ich glaube es, mögen die Zeiten gewesen sein, als man kindlich von ihrer Unveränderlichkeit überzeugt war doch lange haben sie nie gedauert! immer haben Schismen und Häresien existirt; und es ist das dabei am erstaunenswerthesten, daß Jede von Neuem für sich das Monopol der Unvergänglichkeit in Anspruch nahm, das sie den Andern unbedingt versagte. Auch in der Beziehung finde ich das alte Testament so großartig, und seine Propheten so durchstralt vom Geist der Wahrheit, daß sie sich selbst nicht für das Schlußwort im Buch der Offenbarung halten, sondern immer auf eine Zukunft voll noch höherer Erkenntniß hindeuten. Und nach so vielen Jahrtausenden — ach, meine Emy, wer von uns schmachtet denn nicht nach ihr? — Der Muhamedaner nicht. Das ist der wesentliche Unterschied des Islam. Ihm gilt nichts, was nicht er ist. „Es ist kein andrer Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet“; dies Bekenntniß, einfach wie ein Rechenexempel, ist Grund- und Schlußstein seines Glaubens, und ist auf die Tafel seines Gesetzes w

Keilschrift — ich mögte sagen gehauen. Es hat ihn
n den Tagen der Jugend und der Kraft überwäl-
igend gemacht wie Feuer; allmälig hat er sich in
emselben zu Schlacken ausgebrannt; — so will es
iir scheinen. Die Formen in welcher sich die An-
acht der Muhamedaner bewegt, haben für den Frem-
en nichts, das heftig in die Augen fiele. Für ihre
ahlreichen Gebete und Almosen, und ihre Pilgerreise
ach Mecca, hat die katholische Kirche große Ana-
ogie; zwischen den tanzenden Derwischen und den
Shakers und Tremblers in Amerika — und auch
vol in England? — muß man einen Vergleich ma-
hen können; und ich denke mir, daß die Convul-
onärs des vorigen Jahrhunderts in den kalvini-
chen Sewennen — ja daß manche Erscheinungen
ei den amerikanischen Campmeetings noch heutzutage
ehnlichkeit mit den singenden Derwischen haben müs-
n. Es giebt 72 verschiedene Orden von Derwi-
chen; sie umfassen nicht blos Mönche und Geistliche,
ndern bilden auch Brüderschaften nur — je nach-
m die Regel ist. Die Mewlewi-Derwische hat
r große persische Dichter Dschelaleddin Rumi ge-
ftet. Bei den alten Persern wie bei den Indern,
o Krischna selbst den Reigen anführte, gehörten
erliche Rundtänze, welche die Bewegung der Ge-
rne um die Sonne symbolisiren sollten, zum Kultus.

Die Mewlewi tanzen aus Andacht, und ich stelle mir vor, daß jene arme Bajadere, welche, um sich selbst sich drehend und einen Palmbaum windend, das europäische Publikum vor einigen Jahren so herzlich langweilte, daß sie unbefangen einen ähnlichen Tempeltanz auf unsern Theatern profanirt hat; gesehen habe ich sie nicht. Der Mewlewi tanzt, wie etwa unsereiner auf die Knie fällt: aus Anbetung. Vor Kurzem trat Einer in eine hiesige christliche Kirche als man zum Gottesdienst beisammen war; der Priester stand am Altar, man wollte das Abendmal nehmen. Der Mewlewi trat ganz nahe an den Altar heran, und betrachtete ihn, die Kirche, die Anwesenden so genau, daß es eine Störung verursachte. Man hätte ihn gern fortgewiesen, aber die Christen müssen hier rücksichtsvoller mit den Muhamedanern umgehen, als umgekehrt, und so ließ man ihn gewähren. Endlich faßte er das Cruzifix ins Auge; immer ernster wurde sein Gesicht, immer andächtiger sein Blick, bis er sich zuletzt verbeugte, die Arme ausbreitete, im ernsten Rundtanz eine lange Weile den Altar umkreiste, dann abermals sich vor dem Cruzifix verbeugte, und feierlich langsam die Kirche verließ. Zweimal wöchentlich finden die Tanzandachten der Mewlewi statt, öffentlich, in ihrer Moschee. Jedermann hat Zutritt, nur muß der Fran

die türkische Sitte beobachten seine Schuhe aus= oder über dieselben Pantoffeln zu ziehen. Für die türkischen Frauen ist eine besondere, vergitterte, kleine Emporkirche angebracht. Ich ging zuerst dorthin; ich bin nun einmal neugierig auf die türkischen Weiber. Bei dergleichen Expeditionen habe ich eine sehr freundliche Gefährtin an Fräulein Balbiani, welche der Sprache des Landes mächtig und mit allen Sitten und Gebräuchen bekannt ist. Frauenzimmer allein — ich meine fränkische — sind im Grunde sicherer als in Begleitung eines Mannes, weil es nach türkischem Begriff unanständig ist, daß beide Geschlechter sich öffentlich zusammen zeigen. Der Gipfel der Unsitte ist — wenn der Mann dem Frauenzimmer den Arm giebt! Als ein rohes Volk das es ist, begreift der Türk nicht, daß man Aufmerksamkeit und Sorgfalt für eine Frau haben, daß man wünschen könne ihr den Weg zu erleichtern; seine ganze Aufmerksamkeit für sie beschränkt sich darauf, daß er sie wie einen wesenlosen Schatten ungefährdet an sich vorbei gleiten läßt. Den Arm zu geben hält er für ein Zeichen von Verliebtheit und bestraft diese vermeintliche Schamlosigkeit mit Steinwürfen, so daß manche arme Fremde, trug sie vollends einen grünen Schleier, insultirt worden ist. Ich trage einen blauen, und hüte mich sehr einen

hülfreichen Arm anzunehmen; denn obgleich es mir unendlich gleichgültig ist ob Pöbel hinter mir drein schreit oder nicht, so habe ich doch große Aversion vor Steinwürfen, weil sie weh thun, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln entgeht man ihnen doch kaum. „Steine her! wir wollen die Hunde steinigen"! riefen sich neulich in einer abgelegenen Straße von Scutari Kinder vor den Hausthüren zu; und der Dragoman mußte sie heftig bedrohen um sie zur Ruhe zu bringen. In der Vorstadt Cassim-Pascha, wo die Hafenarbeiter wohnen, verfolgten uns die Kinder mit höhnendem Geschrei, und bei einer Moschee ärgerten sich kleine giftige Mädchen dermaßen über mich, daß sie mich mit Sand warfen, weil sie nichts Andres hatten — was ihnen aber ein alter Türke ernsthaft verwies. Ich habe bei dem Allen nur das Gefühl, daß ich der Brut von Herzen die Ruthe gönnte; und die Ueberzeugung, daß ich durchaus nicht zur Märtyrin tauge. Immer wünsche ich unwillkürlich mich vertheidigen zu können. Dafür rufen die Weiber aber auch öfter bei Promenaden auf den Gottesackern wenn wir vorüber gehen: „Ach wie sind die fränkischen Weiber glücklich, daß sie mit Männern spazieren gehen dürfen!" — Sie mögen sich wol gräßlich langweilen immerfort unter einander leben zu müssen. Bei den Mewlewi, bevor die

Ceremonie begann, waren sie von unermeßlicher Frag-
lust, aber immer in der alleroberflächlichsten Weise.
Woher? — Aus Frankistan. — Das genügt ihnen
vollkommen. Darunter verstehen sie Europa von
Malta bis Spitzbergen. Keine einzige Frage über
das fremde unbekannte ferne Land! Fragen nach
Kleidern, nach Kindern — unerhört stupid. Sie
langweilten mich; hübsch waren sie auch nicht, durch
die Gitter sah ich schlecht — wir gingen hinab. Die
Moschee ist inwendig achteckig, und eine niedrige Ba-
lustrade schneidet von dem Raum der Mitte einen
Gang ab, der ihn ringförmig umläuft. Dieser Gang
ist mit Matten belegt und wird von den Andächti-
gen und Zuschauern eingenommen; der Platz in der
Mitte bleibt für die Mewlewi frei. Sie treten nach
einander ein, in lange braune Mäntel gehüllt, auf
dem Kopf einen Aufsatz von Filz, der vollkommen
in Form und Farbe einem umgestürzten Blumentopf
gleicht; nur der Scheich (Aelteste) trug einen grü-
nen Turban. Sie verbeugten sich beim Eintritt ge-
gen den Mihrab, die Nische welche sich in der Mecca-
linie — also hier in Constantinopel im Südost —
in jeder Moschee befindet. Die Nische ist leer; zwei
Wachskerzen auf hohen Leuchtern stehen gewöhnlich
neben ihr; das ist die geheiligte Stelle, wie bei uns
die des Altars es ist. Der Scheich setzte sich auf

ein Polster, die neunzehn Derwische setzten sich auf den Boden im Halbkreis ihm gegenüber, und sie verrichteten zuerst Alle halblaut mit den gewohnten Bewegungen das Gebet, das mit der ersten Glaubensformel „Es ist kein andrer Gott“ ꝛc., immerdar beginnt. Dann hub eine unsichtbare Musik von einer Trommel und einer Pfeife an, die einen Gesang von unsichtbaren Sängern begleitete. Es war ein Loblied auf den Propheten, und klang eintönig und etwas näselnd — wie die Psalmodien in dem katholischen Gottesdienst, oder wie der Gesang des Predigers vor dem Altar, bei dem lütherischen. Dann sprach der Scheich halblaut ein langes, sehr langes Gebet; und als darauf Trommel und Pfeife wieder anhuben, erhoben sie sich sämtlich, und hielten dreimal einen Umgang in der Moschee mit feierlicher Verbeugung gegen den Mihrab. Darauf nahm der Scheich wieder seinen Platz ein, die Derwische aber ließen die Mäntel fallen, und begannen in langen weißen faltenreichen Gewändern, eine Hand auf die Brust gelegt, den andern Arm ausgebreitet, um sich selbst und durch den Raum sich zu drehen, wie etwa in einem ganz langsamen Walzer. Allmälig hoben sie auch den zweiten Arm empor, und drehten sich nun mit so gleichmäßigem Takt und Schritt, daß Jedem sein schweres Kleid wie eine Glocke de

Leib umspannte, ohne jedoch mehr als die Füße zu enthüllen. Einige senkten den Kopf gegen eine Schulter, Andre hielten ihn aufrecht; Alle hatten die Augen geschlossen, oder wenigstens ganz fest und tief zu Boden gesenkt. Keiner berührte auch nur mit einer Fingerspitze seine Nebentänzer; kein Gewand streifte das Andre; die äußerste Ordnung und Ruhe beherrschte jede Bewegung. Sobald der Scheich ein Zeichen gab, standen sie sämmtlich mit einer Gelassenheit still, an der man deutlich erkannte, die schwindelerregende Bewegung mache nicht diese Wirkung auf sie. Man hatte mich gewarnt nicht zu lachen; aber das wäre mir warlich nie eingefallen — denn das Ganze gab mir den Eindruck, daß ich einer ernsten Ceremonie beiwohne. Bei den Rufaji-Derwischen war das nun freilich ganz anders! da hätte ich fast geweint, so nervös — Sie wissen wie man das zuweilen bei peinlichen Eindrücken unwillkürlich thut; denn dies Schauspiel war allerdings ausnehmend widerlich. Deren Kloster liegt drüben auf der asiatischen Seite in Scutari, und die Moschee sieht im Innern mehr wie eine viereckige wüste Scheunentenne, als wie ein Gotteshaus aus, dunkel, unsauber. Die Ceremonie besteht darin, daß die ersten Worte des Glaubensbekenntnisses: Lah illah, ill allah, in einem gewissen Takt und mit gewissen wiegenden

Bewegungen des ganzen Körpers vor-, rück- und seitwärts, stundenlang wiederholt werden. Langsam fängt man an, und steigert es bis zu athemloser Geschwindigkeit, so daß der Ausruf ein keuchendes, rauhes Aechzen, und die Bewegung ein wildes krampfhaftes Zucken wird. Die Gesichter glühen, die Augen quellen aus dem Kopf, der geöfnete Mund schnappt nach Luft. Einer warf sich mit geballten Fäusten zu Boden und schlug mit der Stirn heftig die Erde, als ob er in Convulsionen liege; aber das waren Faxen: man beruhigte ihn und nach kurzer Zeit nahm er wieder seinen Platz ein. Die wenigsten dieser Leute waren Derwische. Jeder der sich berufen fühlt sich diese Kasteiung angedeihen zu lassen, darf in den Kreis treten. Ich nenne sie Kasteiung, weil ein großer Aufwand von körperlicher Anstrengung zu diesem Exercitium gehört, so daß wol Keiner ohne starke Rückenschmerzen davon kommt. Kleine Kinder, aus dem ihnen angebornen Nachahmungstrieb zu thun was die Erwachsenen thun, kletterten auch über die Barriere und wackelten und schrien aus Leibeskräften. Der Scheich stand in der Mitte und schlug wie ein Kapellmeister den Takt mit der Hand zu größerer Schnelligkeit beflügelnd. Drang nur noch ein wildes heiseres Gestöhne aus dem athemlosen Busen, so gab er ein Zeichen, und

Alles verstummte und stand unbeweglich. Dann hub ein Gesang von vier Männern an, die in der Mitte des Kreises zu den Füßen des Scheichs auf einem Teppich saßen, d. h. jeder von ihnen sang einer nach dem andern, halb näselnd halb gurgelnd, Lob- und Danklieder, die freilich unschön genug klangen, aber doch ein friedliches Zwischenspiel bildeten. Während der Zeit gingen Einige fort, die sich bereits genug abgearbeitet hatten, während Andre wiederum kamen. Ein kleiner höchstens zehnjähriger Knabe drängte sich dabei durch die Zuschauer, und rief, wild uns bei Seite stoßend: „Fort Giawr"! um nur nichts zu versäumen. Es war ein trauriges Schauspiel. Im Hintergrunde hingen an der Wand allerlei Marterinstrumente, Dolche, Nägel rc., mit denen die wildesten Fanatiker sich ehedem zerfleischt, oder auch nur Spiegelfechterei getrieben haben. Jetzt ist ihnen das untersagt. Dabei fielen mir wieder die Flagellanten ein, die einst in Deutschland und Frankreich ihr wildes Wesen trieben. Es ist wol merkwürdig wie die rohe menschliche Natur überall und unter allen Umständen und Verhältnissen die nämliche ist, dumpf die Wonne ahnt, die mit einem starken Schwung der Seele, mit einer frischen Ueberwindung gemeiner und kleinlicher Begierden verbunden ist, ebenfalls ein dumpfes Bedürfniß nach Selbstaufopferung, nach

Hingebung an eine Idee hat, und sich dennoch nicht aus der niederen Sphäre körperlicher Macerationen heraus arbeiten kann. Solche Erscheinungen finden gewöhnlich in Zeiten des Verfalls oder der Verfolgung religiöser Ideen statt, denn der Lauheit gegenüber erhebt sich der Fanatismus als Gegensatz, und in den Verfolgten steigert sich das Gefühl bis zur Exaltation Da das Letzte nicht im Islam statt findet, so könnte es vielleicht das Erste sein. Aber ich versichre Sie, daß diese Gesellschaft von Besessenen einen grauenhaften Eindruck macht. Ganz verwirrt und abgemattet verließen wir die Moschee, und gingen um uns zu erholen nach dem großen, stundenlangen Gottesacker von Scutari, wo sich die Türken vorzugsweise gern bestatten lassen, denn er liegt in Anatoli, in der asiatischen Türkei, und sie haben eine Art von Vorgefühl, daß Rumeli, die europäische, ihnen nicht lange mehr gehören werde — so erzählt man. Vielleicht ist es aber auch nur eine Vorliebe für die asiatische Heimat, für das Land, von wo sie ihren Ausgang nahmen, die sie treibt ihre Gebeine in dessen Erde ruhen zu lassen. Dieser Gottesacker ist weniger unheilig als die in Constantinopel selbst; er liegt außerhalb der Stadt, folglich werden nicht Geschäfte und Gewerbe auf ihm getrieben, er wird nicht wie ein Marktplatz oder ein

Kehrichthaufen betrachtet. Er dient als Spaziergang nach türkischer Sitte, die darin besteht, daß man sich unter einen Baum setzt, die Männer um zu rauchen, die Weiber um zu essen oder nichts zu thun, und zum ruhen unter diesen herrlichen Cipressen ist der Ort auch höchst einladend. Aber uns Europäern genügt das nicht! wir streifen herum, wir dringen ins Innere des Haines, wir suchen schöne Aussichten. Dabei kommen wir denn zu unzähligen verfallnen eingesunkenen Gräbern und zertrümmerten Grabsteinen, und zu der Ueberzeugung: wären nicht die wundervollen Bäume, so müßten diese Gottesacker den allerkläglichsten Eindruck machen — denn der berühmte Respekt der Türken vor ihren Grabstätten besteht nur darin, daß man sie durch die Jahre hindurch langsam, langsam verfallen läßt. Auf Erhaltung ist Niemand bedacht. Man baut etwas, sei es Haus, Moschee, Grab, Straße, und dann überläßt man es seinem Schicksal, ausgebessert, gepflegt, wird nichts. Es macht sich ein Mangel an Umsicht fühlbar, eine Befangenheit von der Gegenwart, wie nur Wilde sie haben können. Kein Rajah, kein Franke, kein Jude darf eine Cipresse neben sein Grab pflanzen; sie ist das Vorrecht des Türken. Jene ruhen meistens unter Terebinthen, die aber nicht die majestätische Trauergestalt

der Cipressen haben. Der Todtenacker der Juden ist ein nackter, kahler, mit weißen unregelmäßigen Steinen beschütteter Berg, der wahrhaft tröst- und hoffnungslos aussieht. Bei unsrer Streiferei durch den großen Cipressenhain kamen wir denn auch endlich ins Freie, wo man das Marmorameer in wunderschönen Durchsichten gewahr wurde. Wir gingen weiter und weiter, und endlich bis zum Kiosk des Sultans hinter der großen Kaserne von Scutari, auf hohem Ufer am Meer; — das war ein Anblick ganz geeignet um die Seele wieder zu erfrischen, und die rohen und grellen Bilder durch die anmuthigsten aus ihr zu vertreiben! Zur Rechten lag uns der Bosporus, wie eine schillernde Zauberschlange aus jenen Märchen, wo die Schlangen nicht giftig, sondern glückbringend und Boten von Feen und guten Geistern waren. Wo die Schlange sich ins Marmorameer hineinwindet, trägt sie eine funkelnde Krone auf dem Haupt, die Spitze des Serais, diese Agglomeration von Gärten, Thürmen, Pavillons, Terrassen, über welche sich Kuppeln der Moscheen und Minare's erheben, und eine Residenz bilden in welcher ein Geisterfürst wohnen müßte — so idealisch schön ist sie, als Gemälde und von dieser Stätte aus betrachtet. Die Stadt selbst, der Hafen, die Vorstädte an welche sich die Dörfer schließen — Alles

liegt noch zur Rechten, aufgetaucht aus dem klaren Flutenspiegel des Bosporus. Zur Linken erstreckt sich die hügelige, wenig bebaute Landschaft von Anatoli, mit einzelnen Pinien und cederartigen Bäumen auf nahen und ferneren Bergen, die sich mehr und mehr abflachen, und bei der Spitze von Chalcedon das niedrige ziemlich grüne Ufer des Propontis bilden. Dieser ist vor uns ausgebreitet mit dem zartesten Schmelz überhaucht, und die neun Prinzeninseln sind wie größere und kleinere Amethisten, rosig und violet gefärbt in diese silberne Fassung hineingestreut. Manche sind nackter Fels; auf anderen liegen Dörfer, Gärten, ein griechisches Kloster auf der einen. Ueber sie und den Propontis hinweg, verfolgt das Auge die hügelige Küste von Anatoli, die immer höher und höher am Horizont aufsteigt, und allendlich wie ein Schemel zu Füßen des bythinischen Olympos liegt, der schneegekrönt wie ein Weiser aus alten Tagen, ernst wie Einer der von ganz andern Götter- und Heldenzeiten erzählen kann, in diese Welt hineinschaut. Ein starker Südwind weht; der ganze Propontis ist mit Segelbarken bedeckt, welche von Anatoli und von den Inseln mit Früchten und Gemüsen beladen kommen, und diesen günstigen Wind geschwinde benutzen müssen um in den Bosporus zu segeln, der ihnen oft

monatlang verschlossen ist, sobald die Nordwinde wehen, da ohnehin seine sehr starke Strömung von Norden nach Süden geht. Wie Schwäne, wie Möven, die ganz entfernten wie kleine weiße Schmetterlinge: so ziehen sie durch die silbrige Flut, und hinter ihnen bilden sich wasserblaue geschlängelte Bänder, wie Netze über dem Meer. Ah, wie das still ist, wie das gut thut, wie das die Seele rein badet von all dem Wust des menschlichen Treibens! Wust bei der Andacht, Wust über den Gräbern, Wust um das Heiligste — dazu, mein Gott, ist der Mensch verdammt! denn Wust ist alle Form, sobald der Geist sie nicht bis in die Haarspitzen hinein durchdringt, und überall trift man auf einen Punkt, der ihm rebellisch gewesen ist und von dem er sich zurück gezogen hat. Dies Drehen, dies Wackeln, dies Singen zur Ehre Gottes, möge das Eine noch so feierlich, das Andre noch so tobend geschehen, schickt sich doch im Grunde gar nicht für den Ausdruck einer Verbindung zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer. Am Gestade des Meeres, dem Gebirg gegenüber, unter dem freien lichten Himmel, kann ich doch ungestört an meinen Gott denken: denn da ist Licht ringsum, und nirgends jener beängstigende dunkle Wust: da ist seine Offenbarung unverzerrt durch die Hand, ungetrübt durch

die schwache Erkenntniß des Menschen. O diese Sehnsucht nach Licht! sie zieht mich in den fernen Orient, sie führt mich über Meere und Berge, sie drängt mich dahin wo jemals Wunderthaten und Wunderwerke niedergelegt sind, welche einen Stral des Lichts umschließen, wie die Frucht den Kern zugleich umgiebt und aus ihm geboren wird. Ich werde das nie finden was ich suche, nie die Unmittelbarkeit zwischen dem schwachen Lichtfunken in mir und dem großen Lichtstrom außer mir finden! Nur in Symbolen, in Formen, in Bildern — nur mittelbar wird es sich mir mehr oder weniger kund geben! das ist das Loos des Menschen. Aber gesucht hab' ich es mit einer glühenden — o nein, mit einer begeisterten Sehnsucht! Das ist der Zweck meines Lebens, und einen kleinen Mond in mir aufgehen zu sehen, oder einen Stern, oder ein Sternbild — das ist mein Glück. Eine Sonne — das wäre meine Seligkeit! wer bringt es bis zu der? — Geliebteste Seele, Gott schenke sie Ihnen. Sie sind ihrer werth. Ich liebe Sie am Bosporus wie an der Ostsee; Sie wissen es.

XI

Constantinopel, Septbr. 17, 1843.

Meine Herzensmutter, heute ist Dein lieber Geburtstag. Ich denke recht an Dich, und ungestört, denn der Regen rauscht in Strömen herab, der Sturm braust und macht die schlecht verwahrten Fenster zittern, die sonst so unbeweglichen Cypressen schütteln hastig ihre feinen Gipfel, und von unserm Peraschen Berge rinnen Wasserbäche nach allen Weltgegenden herunter. Gestern hätten sie mich bald fortgeschwemmt. Wir kehrten von einer sehr langen Wanderung zurück und wurden bei der Heimkehr, aber noch in der Stadt, von einer wahren Sündflut überfallen, vor der man sich hier zu Land in keinen Wagen, in keine Portechaise retten kann. Jeder Kaik war in eine kleine schwimmende Badewanne verwandelt; ohnehin sind die leichten Dinge bei plötzlichen Windstößen sehr unsicher; — so zog ich vor in Wasser zu gehen, statt darin zu sitzen und wir machten den großen Umweg über die groß Brücke nach Pera. Den Berg hinauf zu klimme war ein Seiltänzer-Kunststück, weil die Straßen wie ich Dir neulich schon schrieb, den Rinnstein i der Mitte und nicht ein Fleckchen haben, das nic

abschüssig wäre. Jetzt war dieser Rinnstein eine permanente Kaskatelle, und in derselben wandelte ich, denn meine Schuhe waren ganz aufgeweicht, glatt und schlüpfrig wie eine Aalhaut, und erlaubten mir nicht mich auf dem löcherigen Steinpflaster zu halten. Da habe ich gründlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es hier unmöglich ist bei Regen das Haus zu verlassen, und da er gewiß heute nicht aufhören wird, so bin ich eine Zimmergefangene und dadurch im Stande Dir recht ausführlich zu erzählen, wohin gestern meine Wanderung ging. Endlich in die Moscheen, und diesmal nicht mit den unruhigen wallachischen Herren, sondern mit einer ebenso großen und aus allen Nationen zusammengesetzten Gesellschaft, die aber an der Sache Freude hatte, und zu der wir uns — durch den Verfasser der „Ahnfrau" gesellten. Das ist ein freundlicher schlichter Mann, dem man seine schauerliche Tragödie gar nicht anmerkt. Er war so gut mich zu besuchen, und da seine Gesellschaft den nothwendigen Firman begehrt und empfangen hatte, so durfte ich mich ihr anschließen. Sie war bunt genug: Deutsche, Engländer, Franzosen, ein Holländer, ein Spanier, aus allen Ländern Europas zusammen gewürfelt um die Wunder der religiösen Architectur des Islâms in Augenschein zu nehmen.

Ich war sehr, sehr gespannt. Ich hatte inzwischen schon durch einen glücklichen Zufall die Moschee von Beglerbeg, dann die der Mewlewi Derwische, und die verödete von Piale Pascha gesehen; umsomehr verlangte ich nach der Aja Sofia, und nach den berühmten von Sultan Suleiman und Sultan Achmed, welche beide keine christliche Kirchen gewesen sind, wie jene es war. Ach, jene! das ist doch ein ganz wunderbar imposantes Gebäude — im Innern nämlich; denn von Außen finde ich sie durch die Halbkuppeln entstellt, die sich um die große Kuppel lagern, und dem Bau etwas Schwerfälliges, Zusammengedrängtes geben. Im Innern waltet ein grandioses Halbdunkel, eine ernste Pracht, welcher der christliche Ursprung unauslöschlich eingeprägt ist. Das Glaubensgeheimniß des dreieinigen Gottes schwebt unverkennbar in diesen Räumen, und giebt ihnen die mystische Färbung unsrer alten Dome, mit denen die Aja Sofia übrigens natürlich keine Aehnlichkeit hat und haben kann; denn mit ihr verglichen sind jene lauter Neulinge. Sie ist ihre Urahnin. Daher, wie die aller ältesten und vornehmsten Familien kein Adelsdiplom aufzuweisen haben, weil sie bereits aus einer so fernen Zeit stammen, daß die Dokumente nicht mehr in sie hineinreichen — daher ist die Aja Sofia auch nicht in einem bestimmten Sty

gebaut; allein sie hat die Grundlage zu jenem gegeben, den man später den byzantinischen genannt hat, und dessen Hauptmerkmal der runde auf Säulen sich erhebende Bogen ist. Byzantinisch ist sie allerdings in vollem Maß zu nennen: sie war die köstlichste Blüte des christlichen Byzanz, und Constantin gründete sie nach seiner Bekehrung zum Christenthum. Doch mehr als ein Jahrhundert später, als Justinian römischer Kaiser war, wollte er der „göttlichen Weisheit“ einen Tempel errichten, der an Pracht und Majestät jenen weltberühmten des König Salomo übertreffen sollte, und der unvollkommne Bau des Constantin wurde zur Grundlage der Aja Sofia benutzt. Wie vom Bau des salomonischen Tempels die Sage geht, daß man dabei weder Axt noch Hammerschlag gehört habe, weil Alles in lautlos heiliger Stille, wie im beständigen Gebet, gearbeitet worden sei: so fehlt es auch dieser nicht an Legenden, und ein Engel soll dem Justinian den Bau geboten, ihm die Schätze dazu angewiesen, und endlich den Namen bestimmt haben. Es wurde wirklich mit aller Andacht deren jene Zeit fähig war, an ihm gearbeitet. Mit Gebeten und Prozessionen ging man ans Werk, und zwischen jeden zehnten Stein wurde eine Reliquie eingemauert. Die herrlichen Säulen von Porphyr,

Marmor und Verde antico bezeugen noch die alte Pracht, obgleich sie im Lauf der Zeit, und namentlich durch Erdbeben, manche Veränderungen und Störungen zu leiden hatte. So stand sie ein Jahrtausend und sah dem Verfall und dem Sturz des byzantinischen Reiches zu. Sie sah Weiber und Eunuchen die Kaiser beherrschen, die es sich wol sein ließen im Purpur des Thrones. Sie sah den heimlichen Mord und die laute Empörung durch die Kaiserfamilien schleichen, und den Sohn wider den Vater, den Vormund wider den Neffen Greuelthaten üben. Sie sah das Volk in wahnsinniger Theilnahme den Spielen des Circus folgen und sich durch sie zu tollem Aufruhr hinreißen lassen. Sie sah die Gebildeten, die Gelehrten sich in spitzfindige Fragen über die Natur der Gottheit und über die Dreieinigkeit vertiefen, und in Klügeleien des Verstandes die rechte Kraft zur Erkenntniß und zur That verlieren. Sie sah ein entartetes, mattblütiges, übermüthiges Geschlecht und eine Zeit, die zwischen Wollust, Gelehrsamkeit und Tyrannei, bei dem Individuum und im Ganzen, hin und her schwankte. Sie sah das lateinische Reich der Kreuzfahrer durch die Venetianer und ihren Dogen Dandolo in Byzanz gründen — und wieder untergehen. Sie sah endlich den unheilbringenden Kometen, den Osmanen,

aus Anatoli seine feurige Ruthe drohend und immer drohender nach Byzanz herüber strecken, und endlich am 29. Mai des Jahres 1453 sah sie Sultan Mohamed II. zu Pferd ihrem Hochaltar sich nahen, vor dem er sein Glaubensbekenntniß mit Donnerstimme ausrief: „Es ist kein andrer Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet.“ Und somit war sie zum ersten Tempel dieses fremden Glaubens umgewandelt. Die Entweihung schützte sie vor dem Untergang; der Abfall rettete ihr Dasein.

Wir durften sie von oben bis unten durchwandeln. Ueber den beiden Seitenschiffen ziehen sich breite von den köstlichsten Säulen gebildete Gallerien dahin, von welchen man das ganze Mittelschiff bequem überschauet und viele Einzelheiten gewahr wird. Da sieht man an manchen Stellen die alte Mosaik durchschimmern, womit die Gewölbe bekleidet waren; und welche jezt mit weißem Kalk übertüncht ist — vermuthlich weil sie heilige Bilder darstellte, die von den Muhamedanern verabscheuet werden. Da sieht man viele ausgekratzte Kreuze an der Marmorbrustwehr, und ein Paar die man vergessen hat. Hauptsächlich aber hat man einen herrlich freien Ueberblick über das ganze Innere, das sich als ein regelmäßiges Viereck darstellt, in der Mitte von einer großen, und rund herum von vier halben Kuppeln

überwölbt. Die Wände sind mit Marmor bekleidet, der durch die langen Jahrhunderte eine dunkle gedämpfte Färbung bekommen hat, die eine köstliche Folie zu der alten Mosaik sein müßte. Jezt sticht der Kalk grell und gemein dagegen ab. Ich habe die Aja Sofia mit der Marcuskirche zu Venedig vergleichen hören, aber keine andere Aehnlichkeit gefunden als die: daß über beiden der Glanz und der Schatten eines Jahrtausends schweben, daß beide an die Größe und den Untergang mächtiger Reiche und an den Umsturz des Festesten erinnern, und daß in beiden die Seele gern einen Aufschwung zu dem alten ewigen Gott nimmt, den man durch Kirche und Moschee zu ehren versucht. Aber die Marcuskirche ist unendlich viel schöner! wie eine Sybille ist sie ganz eingehüllt in mystischen Tiefsinn, während die Aja Sofia eine schreckliche Verzerrung hat leiden müssen. Der Mihrab nämlich, die heilige Stelle nach welcher der Muhamedaner sich bei dem Gebet wendet, muß immer die Richtung nach Mecca haben, muß in der Meccalinie oder der Kiblah liegen — wie man es nennt. Da nun in christlichen Kirchen der Hochaltar stets nach Osten liegt, und die Kiblah hier nach Südosten zeigt: so hat die ganze innere Einrichtung etwas Schiefes bekommen. Die Matten die den Fußboden bedecken, sind alle

schräg gelegt; die Betenden liegen sämtlich in der Diagonallinie auf den Knien; ich hätte es wieder in Ordnung rücken mögen, so verdreht sah es aus. Der Mihrab ist übrigens eine leere Nische, und weiter nichts. Neben ihm erhebt sich zur Rechten eine Art von hoher Kanzel zu der eine Treppe emporführt: das ist der Platz für den Gebetausrufer; — und zur Linken eine Art von Gerüst auf Säulen ruhend: da wird am Freitag ein geistlicher Vortrag gehalten — und zwar nach türkischer Weise auf untergeschlagenen Beinen sitzend. Eine Art von vergitterter Loge fehlt in keiner Moschee; sie ist für den Sultan bestimmt. Hierauf beschränkt sich die innere Ausstattung. So ist die Aja Sofia beschaffen. Wir sahen sie zur Stunde des Gebets, weil das die interessanteste ist, und diesmal ganz ungestört. Man ließ uns stehen, gehen, sehen; der Bakschisch wird wol an die Rechten vertheilt worden sein! — Weiber und Männer waren nicht abgesondert, verrichteten gemeinsam ihre Gebete, und zwar sämtlich halblaut, so daß dadurch ein großes brausendes Gemurmel entstand. In den Seitenschiffen saßen die Leute friedlich bei einander, Einer schrieb nach türkischer Sitte, nämlich in die flache linke Hand legt man ein Stück Papier und schreibt in dieser unbequemen Weise die krausen türkischen

Buchstaben von der Rechten zur Linken. Die Rohrfeder und das kleine Tintenfaß tragen die Leute im Gürtel. Einige drehten den Rosenkranz, was aber mehr eine Beschäftigung der Finger, als eine Andachtsübung sein soll, und auch nicht für eine solche gilt. Einer las Gebete aus einem Buch und machte dabei fortwährend kleine wackelnde Verbeugungen, so daß er frappant wie jene chinesischen Porzellanpagoden auf den Kaminen aussah, die bei uns meine ganze Antipathie sind. Ein blödsinniger Derwisch hatte einen großen Kreis um sich versammelt, der ihn schweigend betrachtete. Es war ein junger Mensch in wunderlicher Tracht, mit einer kurzen feuerfarbenen Tunika und einem ungeheuern mit Blumen geschmückten Turban; in der Hand hielt er einen Pilgerstab, woran ein großer Blumenstrauß befestigt war. Er wandelte in der ganzen Moschee herum, und sah gedankenlos die Dinge an, nach der Art dieser armen Wesen, welche von den Muhamedanern für heilig gehalten werden und unter dem Schutz dieser Meinung sicher vor Verspottung und Mißhandlung des Pöbels sind.

In den anderen Moscheen war es stiller, und sie sind auch ganz anders als die Aja Sofia, aus einer andern Idee geboren. In jener ist das christliche Dogma mit der grandiosen inbrünstigen Mystik der

uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensglut der Kirchenväter durchwebt und durchweht, noch ganz unverkennbar. In diesen ist es eben so unverkennbar das einfache klare Gesetz des Islam. „Es ist kein Gott außer Gott, und Muhamed ist sein Prophet." Das ist hell und leicht verständlich und gar keiner andern Deutung fähig als der die es ausdrücken soll. Nimmst Du hingegen irgend einen Glaubenssatz der christlichen Kirche, die Dreieinigkeit, oder die Menschwerdung Christi, oder seine Himmel- und Höllenfahrt; oder liesest Du im Evangelium des St. Johannes: „Im Anfang war das Wort; und das Wort war bei Gott; und Gott war das Wort;" — von der Apokalypse schon gar nicht zu reden: so ist das Alles im Grunde gar nicht zu verstehen, aber unendlich viel und tief zu deuten. Weil es das ist, haben sich die Menschen von Arius bis auf unsre Tage, also seit anderthalb Jahrtausenden, maßlos über deren Deutung gestritten und sich verfeindet. Die Einen wollen es wörtlich nehmen, die Andern bildlich; die Dritten wollen sich nur an den Geist halten, der Wort und Bild beseelt; und Andre wollen noch Anderes. Viel Unruhe, Schwankung und Zerrissenheit bringt das mit sich, aber auf dem Weltmeer wehen nun einmal die tobenden Stürme, welche auf dem stagni-

renden Landsee nicht entstehen; und diesem Ringen nach Verständniß, diesem Drang nach Deutung, verdankt die Welt viel Schönes, namentlich die ganze kirchliche Architektur des Mittelalters: diese durchgeistete Ausarbeitung einer so ungeheuern Steinmasse wie eine Kirche es ist, im Schutz des Kreuzes, das sie auf ihrer Höhe trägt. Es ist also sehr natürlich, daß eine Kirche einen ganz andern Eindruck macht und machen muß und soll, als eine Moschee, und in meinen Augen ist die Aja Sofia nur vorübergehend zu einer solchen eingerichtet. Es existirt eine kleine Legende bei Christen und Muhamedanern, welche auch den Glauben ausspricht, daß der Islam hier nicht immer herrschen werde. In dem Augenblick als Constantinopel von den Türken genommen wurde, las ein frommer Priester Messe in der Aja Sofia. Die Schreckensbotschaft drang in die Kirche grade als die Verwandlung der Hostie vor sich ging. Da betete der Priester mit heißer Inbrunst Gott möge den heiligen Leib Christi vor Entweihung schützen; und siehe! eine Wand umschloß plötzlich den Priester mit der Hostie, und Beide werden unversehrt wieder aus ihr hervortreten an dem Tage wo Constantinopel von den Christen eingenommen wird. Aber Du mußt nicht fragen, meine Herzensmama, ob ich diese Wand gesehen

habe; Du mußt hübsch glauben, so wie ich, daß sie die ganze Aja Sofia selbst ist.

Sultan Suleiman der Große ließ im Jahr 1560 durch seinen großen Baumeister Sinan die berühmte Moschee bauen, die seinen Namen trägt: die Suleimanje. Sie ist auch viereckig, auch mit einer Kuppel überwölbt, hat auch köstliche antike Säulen, hat Fenster von bunten Glasscheiben, welche zu zierlichen Arabesken zusammen gesetzt sind, und ist eine vollkommne Moschee: der Geist der sie durchweht ist einfach bis zur Trockenheit und schlicht bis zur Leerheit, ohne doch dürftig zu sein. Nein, dürftig ist sie gar nicht, groß, fest, mächtig ist sie! aber ihr Geist giebt nicht genug, denn er reicht nicht hoch genug. Sie ist so fertig, weltfertig mögte ich sagen, und der Himmel will doch nicht in sie hinein gleiten! höchstens ein Stückchen vom muhamedanischen Paradiese, repräsentirt durch Kränze von Drath an denen kleine Lampen, Straußeneier und Troddeln von Gold hängen, eine Art von rohen Kronleuchtern, die in festlichen Nächten angezündet werden, und die in keiner Moschee fehlen. Die von Beglerbeg war ganz damit durchwebt. Aber dieser kindische Aufputz stimmt gar nicht zu der übrigen Einfachheit. Die Wände sind weiß übertüncht; der Mihrab ist mit bunter Fayence aus=

gelegt; der Fußboden ist Backstein, aber mit Matten bedeckt. Dürfte man glauben, daß ein ascetisches Volk hier seine Andachtsstätte hätte, so würde die Kahlheit weniger befremden; jezt erscheint sie mir nur als ein Zeichen von Unentwickeltheit. Indessen erinnert doch noch die Form des Ganzen, die Anordnung der Pfeiler auf denen das Kuppelgewölbe ruht, der Säulen welche zwischen den Pfeilern stehen, an die Aja Sofia durch eine gewisse ernste Feierlichkeit. Allein die Moschee Sultan Achmeds, die im ganzen Bereich des Islams wegen ihrer sechs Minare's berühmte Achmedje, treibt die Einfachheit in der That bis zur Nüchternheit. Ein immenses Viereck, in dessen Mitte vier immense höchst rohe Pfeiler das Kuppelgewölbe tragen, Fenster an allen Wänden von oben bis unten, das Ganze förmlich untergetaucht in weißen Kalk: das ist sie. Die Osmanje aus dem vorigen Jahrhundert gefällt mir besser, ist freilich kleiner, aber dafür ist auch der ganze innere Raum frei und das Licht das rundum in die zahlreichen Fenster fällt, paßt gut dazu. Mit weißem Marmor sind die Wände bis zum Fries bekleidet, und dieser wird aus fuß hohen goldenen Buchstaben gebildet, die auf schwarzen Grund Koransprüche zeichnen, und in ihrer krausen Verschlingung wie Arabesken aussehen. Di

einfache Klarheit des Gesetzes des Islams finde ich in der Osmanje am glücklichsten aufgefaßt und im besten Sinn dargestellt, und dieser Uebereinstimmung wegen hat sie mir den angenehmsten Eindruck gemacht. Die Umgebungen sind am großartigsten bei der Achmedje; ihre sechs Minare's, mit zwei und drei Kränzen von Gallerien, — ihr mächtiger äußerer Vorhof mit herrlichen Platanen — ihr großartiger innerer Hof, den ein Portikus von antiken Marmorsäulen umringt — ihre zierlich gearbeitete Marmorfontäne voll Koransprüche in dessen Mitte — machen sie zu einem Kleinod in dem großen Schmuckkasten von Constantinopel. Uebrigens haben alle Moscheen mehr oder weniger große und schöne Vorhöfe mit säulengetragenen Portiken, mit Platanen und Cipressen und mit einer Fontäne. Diese Umgebungen sind eben so nothwendig, als die mit ihnen verbundenen Wolthätigkeitsanstalten. Neben der Fontäne im Schatten der Bäume sitzen gewöhnlich Verkäufer von Rosenkränzen. Im Vorhof von Sultan Bajesids Moschee werden Tauben gefüttert — zum Spaß, der Gebrauch ist so, daß wer hinkommt eine Kleinigkeit giebt, und dafür das Vergnügen hat Taubenschwärme über den hingestreuten Waizen herfallen zu sehen. Der Türk ist gutmüthig; er will daß auch das liebe Vieh es gut habe;

er mißbilligt sehr ein Thier zu tödten sobald man nicht dessen bedarf. Dieser übel angebrachten Gutmüthigkeit hat man das Ungeziefer der constantinopolitanischen Hunde zu danken. Verständige Leute haben vorgeschlagen diese zu vergiften. Aber behüte der Himmel! großes Geschrei der Türken gegen die Grausamkeit. Ich liebe den Hund wegen seiner Treue, seiner verständnißsuchenden Augen, seiner verschleierten und doch unleugbaren Intelligenz; aber die hiesigen machen mir nur den Eindruck des Ungeziefers und fallen in die Kategorie der Ratten und Mäuse, die man vertilgen muß. Wenn Nachts diese Tausende von hungernden Kehlen zu heulen anfangen, der Sturm braust, und die Wächter im Hafen sich von Zeit zu Zeit um nicht einzuschlafen ihren langen eintönigen, traurigen Ruf zusenden: so schauert es einem wie bei uns in eisigen Winternächten — und die Hunde tragen hauptsächlich die Schuld. Oder man reitet; das Pferd tritt eins dieser Thiere, die nie ausweichen; es fängt an zu heulen, seine Kameraden stimmen ein, rotten sich zusammen, laufen hinterher, an jeder Straßenecke vergrößert sich die Gesellschaft, das Geheul geht in Gebell über, das Pferd wird unruhig, der Reiter betäubt. Oder sie sterben, und sind als Leichnam vollends die allergrößte Calamität. Aber aus den

Allen macht der Türk sich nichts! er ist zu gutmüthig um nicht auch das Ungeziefer zu lieben. Scheint Dir das eine große Tugend zu sein? Nun, ich will sie ihm gönnen, aber seine Trägheit ist wirklich ganz unausstehlich. Gestern befand sich die ganze Gesellschaft im Schutz und unter der Anführung eines Kawaſſ. Der ist eine Art von Sicherheits- oder Ehrenwache, trägt Waffen, und wird von der Regierung an alle fremde Minister und Consuln zur beständigen Begleitung gegeben; so auch an einzelne Fremde, sobald ein Firman respectirt werden soll. Es war Mittag, wir waren grade zwei Stunden gegangen; plötzlich hieß es der Kawaſſ könne nicht weiter vor Ermüdung, müsse sich bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife von der überstandenen Anstrengung ausruhen und für die kommende stärken; und richtig! bei einem Café mußte die ganze Gesellschaft Halt machen und wol eine halbe Stunde verweilen. Es war nahe bei dem Eingangsthor zum Serai, aber das zu sehen ist jezt ganz unmöglich, weil der Großherr in diesen Tagen aus dem Palast zu Beglerbeg ins Serai hinüber zieht um den bevorstehenden Ramadan — die Fastenzeit — und vielleicht den ganzen Winter darin zuzubringen. Sultan Mahmud liebte nicht diese eigentliche Residenz der Großherrn, die von Mauern,

Thürmen und Thoren, von Gärten, Höfen und einer ganzen Welt von Gebäuden umringt, am äußersten Ende der Stadt wie ein Dreieck liegt, das von zwei Seiten vom Hafen und vom Propontis umspült wird, und im großen Gemälde des Bosporus den Lichtpunkt des Ganzen als die sogenannte „Spitze des Serais" bildet. Kein andrer Palast noch Kiosk hat eine so herrliche Lage; aber an keinen knüpfen sich so viele grausige Erinnerungen, von denen die an den erwürgten Sultan Selim für Sultan Mahmud am grausigsten gewesen sein mag. Ob sie nun seinem Sohn ferner liegen, oder ob dieser, wie das bei den Herrschern zu gehen pflegt, am liebsten das Gegentheil von Allem thut, was sein Vorgänger gethan, genug, das Serai soll wieder bewohnt werden, und die Vorbereitungen dazu verschließen es dem Fremden. So hörte ich von den Ministern, die ich darum befragte, und namentlich vom Internuntius, der so außerordentlich viel Güte für mich hat, daß er mir gewiß den Eintritt verschaffen würde, wenn es möglich wäre. Ich muß mich also damit begnügen die hohe Pforte gesehen zu haben, wo die Staatsgeschäfte verhandelt werden, und muß auf das Serai verzichten, wo der Großherr in sultanischer Herrlichkeiten schwelgt. Bis in dessen Küche könnte

ich übrigens vermittelst Bakschisch und guter Worte dringen — höre ich; aber das macht mir keinen Spaß, und ich bin des Glücks ganz unwürdig die großherrlichen Tiegel und Kessel gesehen zu haben. Gott, aus den Moscheen gerathe ich in die Küchen! das ist die Schuld des trägen Kawass, der uns beim Serai aufgehalten hat, vor dessen Thor aber auch noch eine wunderhübsche Fontäne zu betrachten ist. Diese wie ihre sämtlichen Schwestern sind eine große Zierde der Stadt, obgleich man sie mit Unrecht Fontänen nennt — worunter wir plätschernde Springbrunnen, hohe Wasserstralen in weiten Bassins verstehen. Dies sind Wasserbehälter von kleinen hübschen tempelartigen Gebäuden umgeben, aus denen das Wasser durch Röhren haushälterisch in Tröge rinnt — für das Vieh, während neben den Röhren meistens Schaalen von Blech angekettet sind, damit die durstigen Menschen sich auf ihre Weise laben können. Jenes Wasserhäuschen vor dem Serai ist viereckig, aber mit abgestumpften Ecken, und mit einem weit vorspringenden, ausgeschweiften Dach, so daß es etwas chinesisch aussieht. Buntfarbige Arabesken, Stuckatur, Vergoldungen, Koransprüche bedecken es von oben bis unten, ein wenig grell, doch sehr niedlich, und das Ganze ist so sauber, daß man es auf den Tisch stellen mögte, wie

irgend ein nettes Thee= oder Arbeitskästchen. — Ich bin auch mit den Moscheen zu Ende, denn mehr als jene vier, die Aja Sofia, die Suleimanje, die Achmedje, und die Osmanje, haben sich uns nicht aufgethan, und sie genügen auch vollkommen um einen Begriff ihrer Bauart, ihrer Einrichtung, und des Eindrucks zu geben, den sie auf den Beschauer machen. Was nun der Leser dazu sagt, liebe Mutter, könnte leicht etwas Anderes sein. Aber umsomehr, nur in andrem Sinn, genügen diese. Die größere Zahl würde für Dich nichts zur Deutlichkeit beitragen. Ich küsse tausend Mal Deine Hand. Uebers Jahr thue ich es in der Wirklichkeit — Inschallah! spricht der Türk, d. h. so Gott will.

XII

Constantinopel, Sept. 19, 1843.

Manche Dinge, die Anderer Entzücken ausmachen, kann ich hier wirklich nicht anders als unausstehlich finden, und darunter stehen obenan die Fahrten im Kaik, die ich fast täglich machen muß, und die mir immer mehr und mehr unbequem werden. Als ich

einst gegen Jemand die Gondelfahrten in Venedig lobte, entgegnete der: sie wären gar nicht zu vergleichen mit den Fahrten im Kaik im Bosporus; die nur wären bequem, die nur angenehm. Das ist mir unbegreiflich! Die Gondel gleitet ohne Schwankung, ohne Stoß, leicht und ruhig wie ein Schwan durch die Lagune, geführt durch den Gondolier, der mit bewunderswerther Geschicklichkeit hinten auf ihrem äußersten Rande steht, und Ruderschläge so sanft wie mit dem kleinen Finger thut; und man sitzt dazu auf einem sehr breiten, niedrigen, gut gepolsterten Sofa, überdacht, frei, wie man Lust hat. Im Kaik wird man geschaukelt, und fühlt überdas den Stoß jedes Ruderschlages, weil der Ruderer sich mit Vehemenz rückwärts wirft, so daß man immer eine zwiefache Bewegung spürt; dazu sitzt man kläglich am Boden, und wird ohne Rettung von der Sonne gebraten und von den Wellen bespritzt. Mir däucht es kann kein Zweifel obwalten, wo die größere Bequemlichkeit sei. Ich wenigstens bleibe dabei: ich kenne nur eine Art von wahrhaft entzückender Wasserfahrt, und das ist die in venetianischer Gondel. Will man den Kaik in seiner vollen Unbehaglichkeit genießen, so braucht man nur die Fahrt nach Bujúkderé zu machen — und die versäumt ohnehin kein Reisender — dann

15*

hat man drei Stunden lang Kaikfreuden. Bujúk-
deré ist das bekannte und berühmte Dorf am Bos-
porus in welchem die meisten fremden Minister ihre
Sommerlandhäuser haben, und zur Stunde sind sie
auch noch alle draußen, bis auf den Internuntius.
Der ist hier — Gottlob! Ach Ihr in dem guten
Europa, Ihr könnt gar nicht begreifen wie das an-
genehm ist mitten auf dem Berg von Pera so ein
europäisches Haus im ganz guten Styl zu finden!
Abgesehen davon, könnte ich ohne den Internuntius
gar nicht zu Allem gelangen. So eben giebt er
mir die Nachricht, daß ich am nächsten Freitag den
Harem von Rifát Pascha, dem Minister des Aus-
wärtigen, besuchen darf. Ich bin in beständiger
Relation mit ihm, und das wäre nach Bujúkderé
hin gar so nicht möglich gewesen — namentlich in
diesen Tagen, wo neben dem Regenwetter wüthende
Stürme geherrscht haben. Einige fünfzig Kaiks —
Anfangs hieß es 2000! — sind im Bosporus zer-
trümmert, sechs größere Fahrzeuge sind untergegan-
gen, viele Häuser am Ufer beschädigt, indem die
Schiffschnäbel in die hölzernen Wände gefahren sind,
und man hat bereits über dreißig Leichen von Ver-
unglückten gefunden. Die Aequinoktialstürme stellen
sich ungewöhnlich früh ein! — Wir waren an einem
schönen Tage nach Bujúkderé gefahren, wurden aber

doch tüchtig bespritzt, da bei der Umschiffung der kleinen Vorgebirge die Strömung stets so heftig ist, daß Leute am Ufer laufend den Kaik am Strick hindurchziehen müssen. Wir hatten drei Paar Ruder und dennoch dauerte die Hinfahrt drei Stunden; die Rückfahrt ist kürzer, weil man mit der Strömung geht. Bujúkderé liegt nördlich von Constantinopel in der tiefsten Bucht, die der Bosporus ins Land hinein macht, und Hügel, Wiesen und Schluchten voll Platanen und immergrünen Eichen, gruppiren sich aufsteigend hinter dem Ort, aber nicht hoch genug um über den weiten Wasserspiegel zu herrschen. Ganz in der Nähe und an der nämlichen Bucht liegt das Dorf Therapia, wo der französische Minister seine Sommerwohnnng und einen großen Garten voll prächtiger Bäume hat. Wenn man in diesen Orten lebt, so mag die gesunde frische Luft, die schöne Aussicht auf das schönere Ufer von Anatoli mit der Ruine des alten epheuumschlungenen genuesischen Schlosses und mit dem Riesenberge — so mögen die zahlreichen Spaziergänge, die man in Constantinopel gar nicht hat, große Annehmlichkeit gewähren; mir aber gefallen die Uferbilder während der Fahrt besser. Sie haben mehr Abwechselung, mehr Wärme, der Bosporus ist schmaler, flußartig gewunden; bei Bujúkderé ist

er wie ein Landsee und die Gegend eintönig. Die Rückfahrt, welche dieselbe ist, die wir bei unsrer Ankunft mit dem Dampfschiff machten, ist wunderhübsch, denn da fährt man in die immer schönere und schönere Gegend hinein, und man mögte hundert Augen haben um den ganzen bunten Reichthum auf einmal — und dann jeden einzelnen Punkt besonders betrachten zu können. Eine reizende Lage am Berg hinansteigend hat das Dorf Candili auf der asiatischen Seite. Aeußerst malerisch wie zwei vom Alter gebrochene Kämpen liegen die alten osmanischen Festungen, Anatoli hissar und Rumili hissar sich gegenüber. Mit ihrem Bau ängstigten und bedrängten die Sultane die byzantinischen Kaiser, welche umsonst dagegen Einsprache thaten. Nun liegt ganz in der Nähe ein russisches unvollendetes Festungswerk und deutet auf die Zukunft, so wie jene auf die Vergangenheit deuten. All die schwarzen Häuser des Dorfes Jeniköi zeigen an, daß sie Armeniern gehören, die ihre Reichthümer gern in dieser Art von Schacht verbergen. Bunt wie Blumen, und zwar in den allergrellsten Farben, sind hingegen die zahllosen türkischen Landhäuser. Mir kommen sie vor wie Kartenhäuser, durchsichtig und gebrechlich, hingestellt zum Schmuck des Bosporus, aber unbewohnbar für Menschen. Als Kinder hat-

ten wir Häuschen von Pappe, worin wir Heuschrecken verpflegten — daran erinnern sie mich. Sie machen sich jedoch sehr gut, besonders als Contrast wenn man von Bujúkderé und von den epheuumschlungenen ernsthaften Ruinen herkommt: das ist wie aus dem Herbst in den Frühling hinein. Der Großherr, der einige fünfzig große und kleine Paläste in und um Constantinopel haben soll, hat denn natürlich auch am Bosporus verschiedene Kiosks und die großen Schlösser von Beglerbeg auf der asiatischen und von Tschiragan auf der europäischen Seite. Letzterer, der von Sultan Mahmud gebaut ist, soll 37 Millionen Gulden gekostet haben, was freilich dadurch erklärlich wird, daß der Baumeister zu gleicher Zeit für sich selbst aus den Brosamen nicht weniger als zwölf Häuser erbaut hat. Frauen aus der Familie des Sultans haben auch ihre Paläste am Bosporus. Männer nicht. Ein Sultan hat keine männliche Verwandte; entweder verschwinden sie in der Kindheit, oder sie werden später so unsichtbar gehalten, wie der Bruder des Großherrn Abdul-Medjid. Scutari, mit seinem dunkeln Hintergrund des berühmten Cipressenhains der Todten, ist ein großer Schmuck des Bosporus, denn wie eine große Stadt, die es in der That mit seinen mehr als 100,000 Einwohnern auch ist, vervoll-

ständigt es das Kleeblatt von Pera mit seinen verschiedenen Anhängseln andrer Vorstädte, und von der eigentlichen Stadt Constantinopel, so daß jede dieser drei Abtheilungen für sich eine bedeutende Stadt bildet, während sie zusammen das heutige Stambul ausmachen. In der Mitte des Bosporus, Scutari am nächsten, liegt das Gebäude mit dem hübschen Namen und der trübseligen Bestimmung, der Leanderthurm, das Lazareth der Pestkranken, auf einer Klippe. Was der Name Leander hier bedeuten soll, weiß Niemand. Mädchenthurm heißt er nach einer alten Sage, daß eine Prinzessin von ihrem Vater in diesem Thurm gehalten worden ist, um sie vor einem ihr prophezeiten Unglück zu schützen. Nun hatte sie aber einen Liebsten, der um bei ihr Zutritt zu gewinnen sich als Gärtner verkleidete und ihr einen Korb mit Rosen brachte. Erfreut über Gabe und Geber nahm sie hastig das Körbchen; siehe! da schoß eine giftige Schlange aus den Rosen und stach das Mädchen in den Busen. Aber auf der Stelle tödtete der Liebste die Natter und rettete der Prinzessin das Leben indem er das vergiftete Blut aus der Wunde sog. Den weitern Verlauf der Geschichte weiß ich nicht; hoffe aber daß der alte König eingesehen haben wird, gegen die Liebe gebe es keinen Schutz, und wenn man deren Gefahren

überstehe, so werde man auch wol mit allen übrigen fertig werden. Und ein Pestlazareth ist jetzt dieser Thurm! Zum Glück hat sich seit einigen Jahren diese schauderhafte Krankheit nicht in Constantinopel gezeigt, und auch von verheerenden Feuersbrünsten ist es verschont geblieben. Aber im Jahr 1831 haben zu gleicher Zeit Pest, Cholera und eine Feuersbrunst gewüthet, die 40,000 Häuser niedergebrannt hat, darunter die Hotels der meisten Gesandtschaften. Das englische steht seitdem als Ruine mitten in einem verwilderten Garten, und man denkt daran ein neues zu bauen. Das französische ist im Bau; das russische eben vollendet, doch noch nicht eingerichtet — ein wahrer Palast aus behauenen Steinen, von denen jeder einen Dukaten gekostet haben soll. Die Aussicht ist eine der schönsten von ganz Constantinopel, und wenn die innere Ausstattung so magnifik wird wie Lage und Bau: so hat der Kaiser von Rußland bei seinem nächsten Besuch in Constantinopel einen wahrhaft kaiserlichen pied à terre. Die Internuntiatur hat den venetianischen Palast inne: kein Prunkgebäude, aber ruhigstattlich, wie Oestreich das immer und überall in seinem äußeren Auftreten ist, und wie ich das bei Staaten und Menschen unbeschreiblich gern habe, ohne eine Spur von Ostentation. Mir gefällt es doppelt,

wegen der außerordentlichen Zuvorkommenheit seiner Bewohner. — Aber die Aussicht von den Terrassen und von der großen Colonnade des russischen Palais kann sich mit den berühmtesten von Constantinopel messen: mit denen vom Thurm von Galata und vom Thurm des Serakiers, die wir gleich in den ersten Tagen bestiegen. Der erstere liegt auf dem Abhang des Berges von Pera, ganz nah bei der Mauer, die Galata rings umgiebt und deren Thore bei Nacht geschlossen werden. Denn Galata, die von den Genuesen in Handelsinteressen gegründete Stadt, ward bald den unmächtigen byzantinischen Kaisern gegenüber so ansehnlich, daß sie ein eigener kleiner Staat, mit eigener Gerichtsbarkeit und eigener Kirche, und nebenbei eine Festung mit crenelirten Mauern, mit Thürmen und Thoren, ward. Da die Kaiser nicht im Stande waren die Unabhängigkeit der Genueser zu hindern, so mußten sie deren Uebermuth in ihrer eigenen Residenz dulden, und nicht früher als mit Byzanz selbst ging Galata zu Grunde. Noch jezt ist es die eigentliche Handelsstadt von Constantinopel, wo die Kaufleute und Banquiers ihre Niederlagen, Magazine und Comptoirs haben — zuweilen in Häusern, denen man deutlich den halbabgetragenen oder verfallnen Thurm ansieht. Die Mauern stehen noch aufrecht,

aber die meisten ihrer Thürme sind Ruinen, und all dies Gemäuer ist über und über mit Epheu und andern Schlingpflanzen dicht bewachsen. Aber dies ist nur ein Stückchen des großen Panoramas das sich um den Thurm von Galata ausbreitet, und es liegt zu seinen Füßen. Weiter verfolgt man die ganze Krümmung des goldnen Horns, welches vielleicht den schönsten Hafen der Welt bildet. Da liegen alle mögliche Fahrzeuge, Kaiks, Segelbarken, Dampfboote aller Nationen, Kauffahrteischiffe, Fregatten, Linienschiffe so bequem beisammen, wie auf der See, und doch ist über den Hafen eine verbindende Brücke von Galata nach der Stadt geschlagen, die freilich nur von Holz und bereits baufällig, keine Zier, aber doch eine große Bequemlichkeit ist. Wir zählten sieben türkische Fregatten im Hafen, sämtlich abgetakelt und im kläglichsten Zustand. Einige Linienschiffe sahen gerüstet aus. Auf kleinen natürlichen oder künstlichen Klippen sind durch den ganzen Hafen Schilderhäuschen vertheilt, in denen Soldaten der Ordnung und Sicherheit wegen Wache halten, und sie selbst genießen wenigstens der vollkommensten und sichersten Ruhe, denn sie sitzen da und stricken Strümpfe — eine Lieblingsbeschäftigung der türkischen Soldaten. Niedlicher als diese guten Leute machen sich im Hafen die Möwen, die zu Millionen

darin Aufenthalt haben, und weiß wie Schneeflocken auf Mastbäumen und vorragenden Balken sitzen oder auf den Wellen sich schaukeln. Jenseits des Hafens breitet sich die Stadt in ihrer ganzen Länge aus, von der Spitze des Serais bis an die Landmauer, und über diese hinweg die Vorstadt der Töpfer bis zur Moschee von Ejub mit ihren Platanen und Cipressen. Diese Moschee ist eine besonders heilige Stätte, dem Ejub zu Ehren errichtet, welcher Fahnenträger Muhameds war. In ihr geschieht die große Ceremonie der Schwertumgürtung des Großherrn, die ungefähr einer Königskrönung entspricht, und nie hat der Fuß eines Ungläubigen ihren heiligen Boden entweiht. Todtenfelder von vergitterten Arkaden umgeben, von Cipressen beschattet, hie und da mit Rosensträuchen geschmückt, die dem kalten Leichenstein einen Hauch ihres lieblichen Lebens leihen, führen nach der Moschee; auf ihnen sind berühmte, gelehrte und heilige Männer bestattet. Am Thor des äußeren Vorhofs saß ein Wächter und wollte uns Anfangs kaum erlauben in denselben hinein zu blicken um die größte, schattenreichste aller Platanen, die wir doch schon so majestätisch rings um Constantinopel herum gesehen haben, zu bewundern. Aber unser Dragoman zähmte und sänftigte diesen Cerberus dermaßen durch milde Reden und

ganz ohne Bakschisch, daß er ganz freundselig wurde, uns den Blick in den Vorhof gestattete, und uns endlich zwischen den Gräbern herumführte und uns deren berühmteste Todte nannte z. B. den großen Rechtsgelehrten aus Sultan Suleimans Zeit, Ebn Suud. Es ruht ein so tiefer ungestörter Friede unter den kühlen grünen Schatten von Ejub — die hohen Wipfel und die starken Aeste all der herrlichen Bäume säuseln und wehen solche Ruhe herab, daß die moslemetische Unduldsamkeit wie ein Wahnsinn darunter wohnt; — denn jede Unduldsamkeit ist ein Wahn, der auf der Thorheit der Selbstüberschätzung beruht und die eigene Erkenntniß zum Mittelpunkt des Universums macht. In der Welt, wo so mancherlei Thorheit zu Hause ist und vollauf ihre Nahrung findet, darf man sich nicht über die der religiösen Unduldsamkeit wundern; aber zwischen den Gräbern, deren Geheimniß Keiner ergründet und Keiner offenbart hat, müßte sie verstummen. Es war mir schrecklich, daß der Türk mich fortjagen wollte als ob ich ein schädliches Thier sei, da ich doch warlich eine solche Andacht zu Allem was der Andacht werth ist habe, wie nur irgend ein Mensch sie haben kann. Das muß man sich hier gefallen lassen; allein es wird mir schwer. — Ich bin auf einen Abweg von meinem Panorama gerathen, liebes Clärchen! ich

wollte nur sagen, daß die Stadt sich vor dem Thurm von Galata in ihrer ganzen Ausdehnung hinbreitet, mit der glänzend schönen Spitze des Serais beginnend, mit der ernsthaft schönen Moschee von Ejub endend. Ueber die Stadt hinweg gewahrt man das Marmorameer, aber nur als schmalen Streif, begrenzt von der Bergkette Bithyniens, deren Olymp, seit einigen Tagen mit Schnee gekrönt, wie eine lichte Wolke am Horizont aufsteigt. Die übrigen Theile des Rundgemäldes bestehen aus der Ansicht des Bosporus, und aus den kahlen Hügeln, welche unmittelbar hinter dem Berg von Pera beginnen, und sich in das Land hinein, allmälig bis zum Balkan aufsteigend, wellen sollen. Einer dieser Hügel trägt den trostlos öden Gottesacker der Israeliten, von dem ich neulich schon sprach. Ein andrer heißt der Okmeidan (Pfeilplatz) auf welchem Sultan Mahmud sich im Bogenschießen geübt hat, nach türkischer Weise ohne Ziel, nur um die Kraft des Armes zu üben weitmöglichst ins Blaue hinein. Ueberall wo ein Pfeil gefallen, ist zum Gedächtniß dieser großen That ein Denkstein errichtet, hier ein Obelisk, da eine korinthische Säule, dort eine byzantinische, diese von schneeweißem Marmor, jene vergoldet und bemalt. Ein kleiner Kiosk in welchem sich der Sultan von dieser Anstrengung er=

holte, beginnt schon zu verfallen, und wird in wenigen Jahren eben so sehr nur nicht so schön eine Ruine sein, wie die Moschee von Piale Pascha am Fuß des Okmeidan, in einem Hain von Ulmen und Platanen, bereits ist.

Die Aussicht vom Thurm des Seraskiers ergänzt jene von Galata, indem sie hauptsächlich die Vogelperspektive auf die Stadt selbst, und dann eine ganz herrliche Ansicht des Marmora Meeres mit den Prinzeninseln und der asiatischen Küste darbietet. Das Seraskeriat entspricht dem Kriegsministerium der europäischen Staaten, so daß der Seraskier etwa der Kriegsminister und einer der wichtigsten Männer der hohen Pforte ist. Auf einem außerordentlich großen und leeren Platz stehen die Gebäude des Seraskeriats, von denen allein der Thurm ins Auge fällt, und auch der nur weil er eben ein Thurm, nicht weil er schön ist. Von einem Polizeioffizianten begleitet ersteigt man ihn, und findet oben eine kleine Kaffeewirthschaft eingerichtet, und durch zwölf große weite Bogenfenster höchst bequem die Aussicht. Wir saßen dort lange, lange bald vor diesem, bald vor jenem Fenster. Wie und wo man den Propontis sehen möge, immer ist er durch ein zauberisches Farbenspiel schön wie eine unvergängliche Fata Morgagna; und die Vogelperspektive orientirt so gut in

einer Stadt. Die große Menge überkuppelter Gebäude, die man in den Straßen gehend nicht gewahr wird, fielen uns auf. Es sind theils Khans, theils Imarets; dieses: Küchen für die Armen, in so großer Zahl, daß mir schien halb Constantinopel müsse in ihnen beköstigt werden können; jenes: Häuser in denen Kaufleute aus fremden Ländern zugleich Wohnung und ein Gewölbe für ihre Waaren finden. So giebt es einen persischen Khan, in welchem die Magazine der schönsten Shawls sind; so einige armenische. Ein Khan ist immer von Stein, einen innern viereckigen Hof umschließend, zwei bis drei Stockwerk hoch gebaut. Eine eiserne Pforte schließt ihn bei Nacht, so daß dessen Bewohner und ihre Waaren sehr sicher und auch gegen Feuer so ziemlich geschützt sind. Diese Anstalt ist höchst nothwendig in einem Lande wo es keine Gasthöfe giebt (nämlich keine für Türken, nur für Franken). Die Wohnung im Khan besteht aus einem ganz leeren Gemach. Darin breitet der Reisende seinen mitgebrachten Teppich aus, und hat nun alle Bequemlichkeit, die er braucht. Auf dem Teppich schläft er, sitzt er, ruht er, speist er, schreibt er, raucht er, ein Teppich genügt zu seiner Hauseinrichtung. Gott, was sind wir Europäer für verwöhnte Leute!

Da ich von den berühmten Aussichtspunkten spreche,

will ich doch auch nicht der vom Berge Bulgurlu vergessen, obgleich er mir nicht vorzüglich gefallen hat, weil er nach meinem Geschmack schon zu tief ins Land hinein liegt. In Scutari bestiegen wir eine Talika und fuhren wenigstens anderthalb Stunden zum Bulgurlu hinauf, dessen höchste Spitze, die mit zwei zum Cedergeschlecht gehörenden Bäumen gekrönt ist, wir zu Fuß ersteigen mußten. Wie gesagt: man sieht Alles was Constantinopel schön macht; allein man sieht es in zu weiter Ferne. Am Abhang des Bulgurlu steht der Kiosk, in welchem Sultan Mahmud plötzlich und einsam gestorben ist — zur Zeit seines Todes sprach man: an Gift; hier höre ich: an vielem Weintrinken. Ich denke: beides ist unwahr. Noch nie ist in wichtigem Augenblick ein hochgebietender Mann gestorben, an den sich viele Hofnungen und viele Befürchtungen knüpften, ohne daß Anhänger wie Gegner einen ganz extraordinären Grund für diesen überraschenden Tod aufzufinden gewußt hätten. — Ein lichter Sonnenstral, der erste seit drei Tagen, lockt mich ins Freie. Auf morgen, mein Clärchen.

XIII

Constantinopel, Septbr. 21, 1843.

Der Sonnenstral, der mich vorgestern hinauslockte, mein liebes Clärchen, zeigte mir ein merkwürdiges Bild der Vergänglichkeit und der Umwandlung alles Irdischen; er zeigte mir den alten Palast Hebdomon der byzantinischen Kaiser von bettelhaftem Judengesindel bewohnt: die höchste Herrlichkeit in den tiefsten Schmutz versenkt. Die Ruinen der Kaiserpaläste zu Rom sind nicht minder verfallen, und Kohl und Unkraut gedeiht und wuchert auf ihren Stätten; allein die Ueberreste sind großartiger; freier gelegen, einsam, mögen sie mehr der Wüste gleichen; — dieser gleicht einem Kloak. Durch das Viertel der Blachernen, das diesen Namen noch aus der byzantinischen Zeit bewahrt hat, wo ein Palast und ein Thor auf diesem Punkt gelegen ihn führten: gelangt man zum Hebdomon-Palast. Dies Viertel ist meistens von Juden und dem niedrigsten Volk bewohnt, und das allerbettelhafteste hat sich dort oben auf dem Hügel, um die Mauern und selbst in ihnen angesiedelt. Ein Paar klägliche Häuser sind so gebaut, daß man durch ihre widerlichen Zimmer gehen muß um durch eines der alten Fenster zu sehen, an dem von außen noch eine Säule steht; und zwischen

allerhand elenden Kleidungsstücken und Geschirren muß man sich hindurchwinden, um eine Art von baufälliger Terrasse zu erklettern, von der man ins freie Feld hinausschaut. Bakschisch versteht sich von selbst! aber ein Paar Dutzend Weiber und halbnackter Kinder hatten sich draußen versammelt und umstürmten uns mit solchem Geschrei nach Geld, indem sie immer mich Aermste, die ich nie einen Para bei mir trage, am Arm und Schleier und Shawl festhielten, daß der Dragoman nur mit Mühe den Weg bahnte. Ratten, welche in den vom Wurm zerfressenen Ueberresten eines längst vermorschten Thrones hausen: so war mir der Eindruck. Ueberhaupt hat Alles was sich aus dem alten Byzanz herschreibt — die Aja Sofia ausgenommen — durchaus nicht den großartigen Character der Monumente zu Rom, und zwar deshalb — so erkläre ich es mir — weil Byzanz selbst eine Art Nachahmung von Rom und ohne eigentliche Originalität war. Ferner müssen auch die Byzantiner, als weichliche Menschen die sie waren, nach viel kleinerem Maßstab und mit geringerem Material gebaut haben, als die grandiosen Römer; denn obgleich Byzanz *ein volles Jahrtausend später* von den Muhamedanern eingenommen wurde, als Rom von den germanischen Völkern — und obgleich man die bar-

barisch verwüstenden Bürger- und Fremden-Kriege
für Rom als ebenso vernichtend betrachten darf, wie
den Islam und die Erdbeben für Byzanz: so exi-
stirt hier doch kein einziges Monument, welches auch
nur von fern eine Ahnung der Großartigkeit aus-
spräche, die mir z. B. im Coliseum zu Rom so un-
widerleglich entgegentrat. Dort hast Du eine ganze
Stadt von alten Monumenten: Tempel und Paläste,
Brücken und Bäder, Circus und Amphitheater, Säu-
len und Portiken, Gräber und Triumphbogen; Du
kannst sie zusammenstellen, im Geist aufbauen, und
einigermaßen verstehen. Hier, obzwar Constantinopel
noch nicht volle vierhundert Jahr in den Händen der
Türken ist, hier hast Du nichts, liebes Clärchen,
als einen Schutthaufen mit ein Paar zierlichen Fen-
steröfnungen: den Hebdomon — zwischen dem Ge-
wirr kleiner türkischer Häuser einen hohen Porphyr-
stumpf, dessen Bedeutung man nicht kennt und den
man „die verbrannte Säule" nennt — eine sehr
schöne Cisterne mit hohen Säulenhallen, die halb
verschüttet ist und worin jetzt Seide gespult wird —
und auf dem Atmeidan (Rennplatz) einen egyptischen
Obelisk, eine Säule, und ein Monument von Erz,
das drei zusammengewundene, hauptlose Schlangen-
leiber vorstellt. Dieser Atmeidan ist der Hippodrom
des alten Byzanz, wo die Wagenrennen statt fan-

den, an denen das Volk eine so rasende Lust hatte,
wie das römische an den Kämpfen der Gladiatoren
im Circus. In Rom war natürlich auch ein Hippo-
drom — jezt nennt man ihn wenn ich nicht irre
Circus des Caracalla — und aus dessen Ruinen
kann man sich vortreflich die ganze Einrichtung eines
solchen ausbauen. Hier ist das unmöglich! ein gro-
ßer unebener Platz ist auf der einen langen Seite
vom Vorhof der Achmedje, und auf den drei an-
dern unregelmäßig von Häusern begrenzt; in seiner
Mitte, an dem einen Ende des langen Platzes,
stehen jene drei Monumente, die wahrscheinlich Ue-
berbleibsel jener Kunstwerke sind, mit denen man
den Hippodrom zu schmücken pflegte. Denn bei den
alten Griechen geschahen die olympischen Spiele zu
Ehren der Götter, folglich wurden die Orte wo sie
statt fanden mit dem Schönsten verherrlicht, was die
Kunst erzeugte. Die Byzantiner nahmen sie von
ihren Nachbarn, den alten Griechen an, aber na-
türlich ohne die religiöse Bedeutung, und nur den
Glanz, nicht den Geschmack beibehaltend, wurde dies
Vergnügen das wahnsinnigste, übertriebenste, ver-
zerrteste, das je ein Volk gehabt hat. An die Wa-
genrennen des Hippodrom knüpfte sich blutige Zwie-
tracht, Empörung, Revolution, politische und reli-
giöse Parteiung. Wegen eines Wagenlenkers stand

die Stadt Thessalonich gegen Kaiser Theodosius I. auf, so daß er ein Blutbad in ihr anrichten ließ. Der kluge Kaiser Justinian und seine Gemalin die schlaue herrschsüchtige Theodora hingen — er, den Orthodoxen und sie, den Heterodoxen an, um über beide Parteien des Rennplatzes Einfluß zu üben und Herrschaft zu haben, indem die Blauen orthodox, die Grünen heterodox waren. Das hinderte nicht, daß bei einem Wettrennen beide Parteien sich dermaßen entzweiten, daß eine fürchterliche Feuersbrunst, die halb Byzanz zerstörte, eine Folge ihrer Händel war. Der Atmeidan ist daher ein in seiner Art ebenso wichtiger Platz für das alte Byzanz, wie das Forum für das alte Rom: auf beiden bewegte sich das Leben eines Volks; — daher ist der Eindruck den beide machen, abgesehen von Oertlichkeit und Umgebung, der allerverschiedenste: auf dem Forum redeten und handelten Männer mit dem oft harten oft grausamen, immer tiefen Ernst des Römers; auf dem Atmeidan belustigten sich bis zum Blutvergießen und bis zur Gelehrsamkeit die phantastisch-spitzfindig-weichlichen Byzantiner, deren eigentlicher Character eben so schwer wie die Farbe des Chamäleons zu bestimmen ist. Darum sind sie mir nicht angenehm, nicht einmal Einzelne, und nur für ein Paar Frauen in der byzantinischen Kaisergeschichte

vermag ich mich zu interessiren, für die „weise Pulcheria" Schwester Theodosius des Jüngern und während seiner Minderjährigkeit Vormünderin, nach seinem Tode Kaiserin — eine anders „jungfräuliche" als Elisabeth von England sich Königin nennen ließ, denn obgleich als Kaiserin spät noch vermält, blieb sie ihrem Jungfrauenstande in Wahrheit treu, und war nicht blos eine fromme und reine Seele, sondern zugleich ein hoch und tief gebildeter, mit aller Gelehrsamkeit vertrauter Geist. Dann für ihre Schwägerin Eudoxia, Gemalin Theodosius des Jüngern, die ein Wunder von Schönheit, Tugend und Geist war, die Wonne ihres Gemals ausmachte, und für die Perle aller Kaiserinnen galt. Aber ein Apfel den Theodosius ihr geschenkt, und den man in den Händen des Gelehrten Paulinus fand, brachte sie in ihrem vierzigsten Jahr in den Verdacht der Untreue, und mit Recht oder Unrecht verstoßen, pilgerte sie ins Exil und in ein Kloster zu Jerusalem! — Gegen Verleumdung und gegen die eigne Schwäche — denn keins von Beiden ist erwiesen — schützt keine Vollkommenheit. Irene, die große Kaiserin, die Freundin Carls des Großen und Harun al Raschids, die stolz die Hand des Ersteren verwarf, und vom Thron gestoßen einsam in klösterlicher Verbannung auf einer der Prinzeninseln sterben

mußte, im Angesicht ihres Thrones und ihrer Krone, nur durch den Propontis von Byzanz getrennt — Irene hat auch einen von den Characteren, die sich ihr Schicksal machen, und daher ist mein lebhaftes Interesse für sie wach. In ganz andrer Art nimmt es Anna Comnena in Anspruch, welche die Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer, unter ihrem Vater Alexius Comnenus beschrieben hat; denn eine kaiserliche Prinzessin, welche die Annalen der väterlichen Regierung aufgezeichnet hätte, giebt es meines Wissens nicht weiter in der ganzen Weltgeschichte; und so ist Anna Comnena „einzig in der Historie" wie Johannes von Müller von Julius Cäsar, und doch nicht ganz mit demselben Recht, sagt. —

Da ich vom Atmeidan einen Abschweif zu den Frauen des alten kaiserlichen Byzanz gemacht habe, so werde ich noch einen in die neueste Zeit hinein machen. Die Aehnlichkeit der Namen veranlaßt mich dazu. Auf dem Etmeidan (Fleischplatz) lag ehedem die Kaserne der Janitscharen, und auf ihm stellten sie sich auf mit ihren Kesseln — ein Zeichen des Mißvergnügens — und begehrten in den Tagen ihres Uebermuthes den Kopf von diesem Großvezir oder von jenem Pascha oder Geldsummen oder wonach ihnen sonst der Sinn stand. Es ward gebracht, in einen Kessel geworfen, und befriedigt zogen sie von

bannen. Wo nicht — gab es Aufruhr, Sultans-
wechsel oder irgend einen Akt wilder Empörung
Dies Unwesen zu beenden war sechszehn Jahr lang
Sultan Mahmuds herrschender Gedanke, den er erst
1826 ausführen konnte, weil er mit der höchsten
Vorsicht zu Werk gehen mußte. Bei den Reformen,
die er im Militär zum Theil machte und zum Theil
beabsichtigte, brach immer ihre Widersetzlichkeit her-
vor, der er nicht gradezu entgegen treten durfte, weil
ihr Anhang im Volk und überall zu groß war. Er
wußte die Sachen so darzustellen, als seien diese
Reformen der eigentliche Stand der Dinge in frühe-
ren Zeiten gewesen, und als wolle er nichts Neues
ein-, sondern nur das Alte *zurück*führen. So
gewann er allmälig festen Fuß und sichere Hand,
und ein Fetwa das er sich in diesem Sinn vom
Mufti geben lies, und das alle diejenigen, die sich
seinen Reformen widersetzten als Frevler gegen das
wahre Gesetz bezeichnete und verdammte, kam bei der
nächsten Auffässigkeit der immer widerspenstigen und
unruhigen Janitscharen in Ausübung. Als sie auf
ihrem Etmeidan versammelt waren — an 30,000
ist mir erzählt — berief Sultan Mahmud den Diwan,
legte ihm das Fetwa vor, das seine Absicht gut
hieß, und ließ seine neuen Milizen versammeln und
Kanonen auf den Etmeidan fahren. Es begann ein

wüthender Kampf, ein Gemetzel; die Janitscharen zogen sich vor den Kanonen in die Kaserne zurück; sie ward in Brand gesteckt; das Schwert würgte hier, das Feuer fraß da; nach drei Tagen gab es in Constantinopel keinen Janitscharen mehr, aber noch nach vierzehn prallten die Kaiks im Bosporus all Augenblick an einen Menschenkopf an. Die Schwüle die in jenen Tagen in der geistigen Atmosphäre geherrscht hat, soll schauerlich gewesen sein. Alle haben gewußt daß irgend etwas vorgehe, und Keiner was, wie viel, wie weit. Für die Franken hat es immer geheißen: Euch gilt es nicht, Ihr dürft ruhig sein! — aber auch sie sind dennoch in der höchsten Spannung gewesen, denn wenn die Janitscharen die Oberhand behalten hätten, so würde es den Franken übel ergangen sein. Es ist unglaublich welche Mißhandlungen diese von jenen zu erdulden hatten! Ganz kurze Zeit vor ihrer Zerstörung, hat mir ein glaubwürdiger Mund erzählt, begegnete ein Janitschar einem armenischen Kaufmann und rief ihm zu: „Komm her! ich habe einen neuen Jataghan gekauft, ich will an Deinem Nacken versuchen ob er scharf ist". In solchem Fall war jeder Widerstand unnütz. Der Kaufmann nahte sich mit Unterwürfigkeit, versuchte aber denn doch Bitten und Vorstellungen. Nach langen Hin- und Her

reden, immer unter dem blanken scharfen Jataghan stehend, sagte dann zuletzt der Kaufmann: „Ich bin in Deiner Hand, thue was Du willst, ich vertraue meine unversorgten Kinder Deiner Großmuth an.“ Da ließ der Janitschar ihn gehen. Vielleicht war das Ganze nur ein Scherz gewesen; aber die moralische Folter der Brutalität eines solchen ausgesetzt zu sein, war doch wirklich zu groß! Uebrigens, hätte es dem Janitscharen beliebt Ernst zu machen, so wäre der Kopf des Kaufmanns gefallen, jener hätte seinen Jataghan eingesteckt, und die Sache wäre abgethan gewesen. Der Christ war damals in der That nicht mehr werth als ein Hund, mogte er nun Rajah oder Franke sein, und mußte in steter Besorgniß wenigstens vor einer Insultirung schweben. Madame Balbiani hat sieben Jahr in Pera gelebt, ohne sich je nach Constantinopel hinüber zu wagen: so unsicher war es. Das ist jezt vorbei! sobald man sich ein wenig in Acht nimmt, nicht die grüne Farbe trägt und dergl., was ich schon früher erwähnte, so widerfahren einem nur noch kleine kindische Beleidigungen. A propos der grünen Farbe! man hat mir erzählt, daß die Berechtigung einen solchen Turban zu tragen, heutzutag Jedem zukomme, der die Wallfahrt nach Mecca gemacht. Nun höre ich aber, es sei ein Mann eigens dafür angestellt

zu wachen, daß Niemand einen grünen Turban trage, als nur die Nachkommen Muhameds, weil diese Familie noch immer eine besonders vornehme Stellung zwischen den Muhamedanern einnehme. Bei den Türken giebt es weder einen Adel noch das was wir vornehme Familien nennen. Alle sind nichts. Nur der Großherr ist Alles; und Derjenige wird Etwas, dem er seine Gnade zuwendet, möge er nun Eunuch, Ruderknecht, Bartscheerer, Pfeifenstopfer, Renegat oder Sclav sein. Diesen Ursprung haben die meisten Würdenträger, Minister, Paschas. Sie gefallen dem Großherrn durch Intelligenz, Geschicklichkeit oder andre ihm zusagende Eigenschaften, oder sie entwickeln überraschende Talente, oder sie schmeicheln sich mit Schlauheit ein: so kommen sie aus dem Staube empor und sind Etwas, zuweilen viel, so lange sie in der Gnade des Großherrn sind. In der Türkei giebt es also keine andre, als eine auf persönlichem Verdienst beruhende Vornehmheit, so daß ich oft denke: das sei ein prächtiges Land für die europäischen Liberalen, da es dieselbe Hoheit des Characters verräth dem Sultan im Palast wie dem Volk auf den Straßen zu schmeicheln, um sich in Evidenz zu setzen.

Jezt genug, mein liebes Clärchen, vom Atmeidan wie vom Etmeidan, die beide in der Geschichte des

christlichen und des islamitischen Constantinopels eine so große Rolle spielten und beide so tief in Blut getaucht worden sind. Zu anderweitigen Ueberresten aus der byzantinischen Zeit, von denen ich Dir heute hauptsächlich erzählen wollte, muß man auch den Aquaduct rechnen, der seine schönen Bogen über und zwischen den Häusern erhebt, und eben jezt reparirt wurde. Wir gingen auf ihm wie auf einer hohen Terrasse. Die Wasserleitungen sind etwas das einigermaßen von den Türken in Ordnung gehalten wird, weil sie auf Güte, Frische und Fülle des Wassers großen Werth legen; daher haben auch die Sultane zu allen Zeiten die alten Aquaducte erhalten oder neue gebaut, und in den nächsten Tagen wollen wir nach Belgrad reiten, wo von Kaiser Justinian bis auf Sultan Mahmud alle Bauten der Art in dem Bezirk weniger Stunden vereinigt sind. — Einzelne Brocken von alten Säulen und Pilastern findet man ziemlich häufig, meistens bei den allerelendesten Häusern, hier als Thürpfosten, da als Schwelle benutzt. In einer Mauer im Blachernen-Viertel, fanden wir Steine mit einigen griechischen Buchstaben, und als wir vor ein Paar Tagen über die Brücke heimkamen, hatte man eben zufällig bei ihrem Ende vor dem Thor von Galata, einen Torso ausgegraben, nämlich den Rumpf einer Marmorstatue vom Gürtel

bis zu den Knien, im faltenreichen Gewande, das die Alten ihren Rednern zu geben pflegten. In andern Orten würde man dergleichen Bruchstücke aller Art sammeln und aufbewahren; hier hat niemand Interesse dafür. Man läßt sie liegen, bis irgend ein armer Mann kommt und sie zu seinem dürftigen Hausbedarf auf irgend eine Weise benutzt. Es mag das Meiste mehr durch Verwahrlosung als durch eigentliche Zerstörung untergegangen sein.

Die Bauwerke, welche mich am meisten aus der alten Zeit interessirt haben, weil sie am besten erhalten und zugleich am pittoreskesten, sind die Stadtmauern. Das klingt paradox, und ist doch ganz wahr. Gestern, an einem wunderschönen Morgen, bestiegen wir einen Kaik und fuhren auf dem goldnen Horn bis zur Spitze des Serais, dann um diese herum in den Bosporus, der aber bald im Propontis mündet, und endlich auf diesem schönsten aller Meere immer die Stadt entlang bis zu den famösen sieben Thürmen, dem alten Staatsgefängniß der hohen Pforte. Hier lag einst ein Palast der byzantinischen Kaiser; an einem Stein über dem Thore prangt noch der römische Adler. Der könnte viel erzählen und wol ihm, daß er es nicht kann! Wer ein Augenzeuge von all dem Schauderhaften gewesen wäre, das hier vorgefallen ist, wäre sehr

zu beklagen. Nur es zu lesen erfodert schon starke Nerven, z. B. die Beschreibung wie Kaiser Andronikus und Sultan Osman II. umgebracht wurden, die beide hier gefangen saßen. Das trat mir recht lebhaft an Ort und Stelle aus dem Gedächtniß vor die Augen. Außer den Erinnerungen haben die sieben Thürme nichts Erschreckendes mehr; sie sind nur noch eine Citadelle an der einen Ecke des Dreiecks, das Constantinopel bildet, und man darf nicht das Innere besuchen. Bei ihnen verließen wir den Kaik, und machten nun einen anderthalbstündigen Spaziergang längs den Landmauern, die sich von den sieben Thürmen, wiederum bis zum goldnen Horn, ungefähr in ihrer alten Gestalt erstrecken. Sie sind dreifach; die erste Mauer ist ohne Thürme und scheint am niedrigsten gewesen zu sein, weil sie fast ganz eingestürzt und abgetragen ist, so daß man den hinter ihr befindlichen Graben, der ganz voll Gemüsegärten und Feigenbäumen ist, und die beiden andern Mauern bequem übersieht. Diese sind in regelmäßigen Entfernungen mit Thürmen versehen, und immer so, daß der vordere Thurm die hintere Mauer deckt und der hintere Thurm die vor ihm liegende Mauer schützt. Die Thürme sind meist rund, auch viereckig, einer ist achteckig; ruinirt sind sie natürlich alle — das macht sie schön! denn nun haben Epheu,

wilder Wein und noch weichere Schlingpflanzen, das geborstene und zertrümmerte Gestein mit festen und zarten Armen umschlungen, so daß es an manchen Stellen wirklich scheint, als hielten sie es vom gänzlichen Sturz ab; — und immer und immer fiel mir dabei die Heldin des persischen Gedichts ein, die schöne Rhodaver, die ihren geliebten Rustan an ihrem Haar zum Fenster emporzieht — so mächtig und so zärtlich sieht es aus. Aber nicht Schlingpflanzen allein, auch herrliche Platanen haben sich in Besitz des Bodens gesetzt und bilden mit den Ruinen verbunden so großartige Gruppirungen, daß man oft meint die Ueberreste eines alten gewaltigen Schlosses — aber nicht Stadtmauern zu sehen. Die Thore sind im Verhältniß klein, eng und niedrig; manche sind verlegt, andre zugemauert seit den alten Tagen. Das St. Romanusthor, das jezt Top kapú, Kanonenthor heißt, fesselt den Blick, denn hier fiel am 29. Mai 1453 Constantin Paläologus, der letzte byzantinische Kaiser und der siebente seines Hauses. Constantinopel war bereits seit dem 6. April belagert, und Sultan Muhamed II. that das Unmöglichscheinende um zu seinem Ziel zu gelangen, ließ Schiffe über Land fahren und eine riesige Kanone gießen, während man in der Stadt selbst im wüthenden Zwist sich befand, wegen der beabsichtigten

Vereinigung der griechischen und römischen Kirche. Nur 9000 waffenfähige Männer fanden sich in der großen Stadt zur Vertheidigung der Mauern, außer den Genuesern denen Galata gehörte unter Giustiniani. Der Kaiser erkannte auch daß der Zustand rettungslos sei, und daß es nur noch darauf ankomme heldenhaft unterzugehen. Er empfing wie ein Sterbender am 28. Mai die Sakramente in der Aja Sofia, und nahm dann beim Sturm seinen Platz wie jeder gemeine Krieger ein. So kam er um, und später erkannte man ihn zwischen den Leichen an seinen Purpurstiefeln. Während man immer zur Rechten die Mauer hat, breiten sich zur Linken abwechselnd Gärten, Todtenfelder, auch unbebautes Land, und der schattige Ulmen- und Platanenhain des griechischen Klosters Baluklu aus. Der Weg steigt und fällt mit dem gewellten Erdreich, und blickt man auf den höheren Punkten rückwärts, so zeigt sich der silberlichblaue Spiegel des Marmora-Meeres. Auf den Todtenfeldern saßen türkische Frauen — essend, wie immer. Bei den Kaffeehäusern, die vor keinem Thor fehlen, saßen Männer — schweigsam rauchend, auch wie immer. Dann gab es wieder gänzlich einsame Stellen, wo man das Zirpen der Grille im Grase hörte. Ein ganz eigenthümlicher Character von friedlicher Stille war zu den Füßen

dieser alten Mauern hingebreitet, die so manche wilde und blutige Kämpfe gesehen. Das machte einen großartigen Eindruck des Ganzen, während das Auge beständig durch neu sich entwickelnde Bilder am Einzelnen sich erfreute. Bei einem Kaffeehause ruhten wir ein Paar Minuten im Schatten einer Platane, und lebhaft bedauerte ich nicht zeichnen zu können; denn eine Moschee erhob unbeschreiblich graziös Kuppel und Minare über ein Meer von Grün, das in reichen nüancirten Wellen die Mauern überflutete; — es hätte ein charmantes Bild gemacht. An einer andern Stelle ragte die Ruine des Hebdomon über die Mauer; aber immer und überall war eine solche köstliche Fülle und Frische der Belaubung, daß ich sagte: „Ach was ist da zu machen! Constantinopel muß den Kindern Muhameds bleiben, denn die Natur ist für sie und läßt die Farbe des Propheten wie eine Fahne von allen ihren Zinnen wehen."

Das war ein wunderhübscher Spaziergang, und ist der einzige, den man mit Bequemlichkeit machen kann, d. h. ohne klettern zu müssen und ohne sich auf steinigen Wegen die Füße zu verletzen. Das was man bei uns eine Promenade nennt, irgend einen gartenmäßig gepflegten Ort für Spaziergänger, Fahrende, Reiter, giebt es hier nicht. Fragt man nach einer solchen, so wird man immer auf

das große Todtenfeld von Pera verwiesen, auf dem allerdings, am Sonntag besonders, eine große Menschenmenge wandelt, die aber doch nie so groß ist, wie die Menge der auf demselben ansässigen Hunde, deren wüstes Gebell und Geheul, verbunden mit der Oede des ungepflegten Ortes selbst, sogleich jeden Gedanken an eine Promenade verscheucht. In den geborstenen und umgefallenen Leichensteinen der Armenier und Katholiken, die an dem einen Abhang liegen, haben sich die Hündinnen ihre Wochenbetten eingerichtet, und das winselnde Quiken ihrer Brut vermehrt für mich das Unbehagen dieser Stätte. Es ist wirklich nicht zu glauben, wie hier das Schönste und das Widerlichste auf so frappante Weise und schleierlos neben einander liegt. Aber die Szenerie von Constantinopel ist ganz gewiß eine der schönsten der Welt. — Gehab Dich wol, mein liebes Clärchen. Neues giebt es hier beständig! morgen mache ich meinen Besuch im Harem.

XIV

Constantinopel, Septbr. 22, 1843.

Lieber Bruder, es giebt mir eine unglaubliche Satisfaction, daß ich Dir heut einmal von einem Ort erzählen kann, der Deinem Fuß ebenso unzugänglich ist, wie dem meinen jene zahlreichen sind bei denen es heißt: „Ma non le donne“; — umsomehr, da auf diesem Ort viel interessantere Geheimnisse der Schönheit, der Liebe, der Leidenschaft zu vermuthen sind, als auf jenen. Ich war heute im Harem von Rifát Pascha. Wenn Du aber meinst es sei in Constantinopel eben so leicht einen Morgenbesuch zu machen, wie in Berlin oder Wien: so irrst Du heftig; dies war eine lebensgefährliche Expedition, und ich habe einen kleinen Widerwillen gegen alle geselligen Verbindungen bekommen, die sich über das goldne Horn hinaus erstrecken. Denn aus dem venetianischen Palast nach Rifát Paschas Wohnung am andern Ende von Constantinopel zu gelangen, ist schwieriger als in Berlin die Friedrichsstraße hinab, vom Oranienburger bis zum Halleschen Thor zu fahren: man muß den Berg von Pera hinunter, dann über die baufällige Brücke, die an zwei Stellen, um Fahrzeuge durchgehen zu lassen, so steil gewölbt ist,

daß man mit einem Hemmschuh höchst vorsichtig herabfahren muß, und endlich durch die schmalen, gräßlich gepflasterten, auf und ab kletternden Straßen der Stadt, die so eng und kraus gewunden sind, daß die Vorderpferde zuweilen gar nicht zu sehen waren, wenn sie um eine Ecke bogen, und in denen man, des schlechten Weges halber Schritt vor Schritt fahren muß. Der Internuntius hatte also die Güte gehabt meinen Besuch einzuleiten, und Gräfin Stürmer brachte mir das Opfer mich hinzuführen; denn, mein lieber Bruder, so reizend Du Dir einen Harem vorstellen mögest, — ich muß Dir aufrichtig sagen: hat man zwei besucht, so sehnt man sich nicht nach dem dritten, und nur den ersten betritt man mit jenem Interesse, das auf der Unbekanntschaft beruht. Heute Morgen um zehn Uhr setzten wir uns vom venetianischen Palast aus in Bewegung: Gräfin Stürmer, eine Dame aus Pera, die der türkischen Sprache vollkommen mächtig ist, und ich. Die Türken lieben frühe Stunden, und diese war bestimmt worden. Auf der steilsten Stelle des Berges von Pera stürzte ein Pferd nieder, ein Lakay verwundete sich stark als er zur Hülfe herabsprang, ein zweiter etwas, aber aus Besorgniß vor mehr dergleichen accidents mußten sie denn doch beim Wagen bleiben. Du kannst Dir vorstellen, wie mir zu

Muth war! zu meiner persönlichen Aengstlichkeit im Fahren gesellte sich das unbehagliche Gefühl Schuld an allen diesen Unfällen zu sein. Ich schöpfte Athem als wir den Berg und die morsche Brücke überwunden hatten, und suchte mich des Gedankens an die Rückkehr zu entschlagen. Um eilf Uhr langten wir in des Pascha Wohnung an, wo die Einfahrt in den innern Hof wiederum aufs Allerkünstlichste bewerkstelligt werden mußte. Ein Dutzend Diener, natürlich lauter Eunuchen, befanden sich in der untern Halle. Die Treppe war mit den feinsten Matten belegt, auch der achteckige Vorsaal, zu dem sie führte, wo eine große Menge von Sclavinnen sich befanden, aus denen ein Frauenzimmer uns entgegen trat, und uns willkommen hieß indem sie uns die Hand gab und mit dem Kopf nickte. Es war die Schwester Rifát Paschas, Wittwe und Mutter von zwei kleinen Mädchen. Dann kam seine Frau, begrüßte uns auf die nämliche Weise, und man führte uns in einen Salon neben dem Vorsaal, wo die Mutter, die Frau und die kleine Tochter von Muchdar-Bey, dem türkischen Gesandten in Wien, sich aufhielten. Dieser Salon war ganz türkisch: Fenster bei Fenster dem Eingang gegenüber, und abermals Fenster bis zur Hälfte der beiden Seitenwände; unter ihnen ein breites Sofa mit weißem

Perkal bezogen, worauf bunte Blumen mit Wolle und mit der Tambournadel gestickt waren. Vor diesem Sofa zwei lange Matratzen, mit roth und weiß gestreiftem Baumwollenstoff bezogen, für diejenigen, welche ganz niedrig sitzen mögen, und endlich seitwärts ein europäisches Kanapee und Stühle mit gelbem Velours d'Utrecht und von unmodischer Form. Die grell bemalten Wände, die Menge kleiner zerschlitzter Fensterdraperien, die Matte des Fußbodens, das kleine schrankartige Möbel in einer Nische neben der Eingangsthür — Alles war wie im Kiosk des Großherrn bei den süßen Wassern. Der ganze Salon war nun voll Frauen, von denen sich die beiden Damen des Hauses, und die europäischen und türkischen Besucherinnen auf den verschiedenen Sofas niederließen, während die Sclavinnen zum Theil an der Hinterwand des Salons standen, oder auf dem Boden kauerten, oder den Dienst verrichteten, der darin bestand, daß man zuerst Confitüren herumreichte von denen der Gast einen Löffel voll nimmt und dazu etwas Wasser trinkt, und darauf Kaffee in den bekannten kleinen bunten Porzellantäßchen ohne Henkel, die in einer Art von silbernem Eierbecher stehen. Der Kaffee wird nicht wie die Confitüren auf einem Präsentirbrett herumgereicht, sondern jedes Täßchen wird einzeln gebracht, wird sauber und vor-

sichtig mit zwei Fingern gereicht, und muß eben so vorsichtig mit zwei Fingern in Empfang genommen werden, denn die winzigen Schaalen sind stets voll bis zum Rande. Hat man ausgetrunken, so darf man nur die Augen aufschlagen und aus der Reihe der wartenden Sclavinnen tritt alsbald eine heran und hält ihre flache Hand hin. Man stellt den Becher darauf; sie legt die andre Hand flach auf denselben, ein Manövre wodurch jede Collision der Finger gemieden und das kleine Geschirr sicher fortgetragen wird, und das jeder Aufwärter in dem gemeinsten Café sehr geschickt macht. Bei Bedienung der Gäste waren die kleinen Nichten und das zwölfjährige Schwiegertöchterchen des Pascha sehr thätig, aber nicht aufdringlich und ungeschickt — wie das oft der Fall bei unsern Kindern ist — sondern mit dem ruhigen Takt der Sclavinnen; denn das gehört zu ihrer Erziehung. Hätten wir geraucht, so würde das den Sclavinnen sehr viel Beschäftigung gegeben haben. Jetzt nahm nur Muchdar Beys Mutter einen Tschibuk; die übrigen Damen rauchten nicht — vielleicht aus Rücksicht für uns. Wie sie aussehen, wirst Du ganz neugierig wissen wollen; und da thut es mir wahrhaft leid sagen zu müssen, daß wir auch nicht eine Spur von Schönheit gefunden haben. Die Schwester des Pascha

hat ein überaus gutes und wolwollendes Gesicht,
aber es ist dermaßen fett und kugelrund, und die
ganze Gestalt ist überhaupt von so frappanter Run=
dung, daß ich beständig an den Vollmond denken
mußte. Sie trug einen lilafarbenen Tafftspenzer und
einen buntgeblümten weißseidnen Rock, der unten zu
beiden Seiten und vorn aufgeschlitzt ist, und dessen
Hintertheil in einem Schlepp ausläuft, beide Klei=
dungsstücke so unbegreiflich eng, daß man sich wun=
dert wie diese Fülle der Formen darin Platz finden
könne. Faltenreich war nichts am Anzug, als die
ungeheuer weiten Pantalons von goldgelbem Tafft,
die so tief und faltig herabfielen, daß sie den ganzen
Fuß unsichtbar machten und nicht beurtheilen ließen
ob er ganz oder halb oder gar nicht chaussirt war.
Auf dem Kopf trug die Dame das rothe Mützchen
mit dem blauen Quast, unter welchem mitten auf
der Stirn ein Büschel falscher Locken hervorquoll,
und das mit Haarzöpfen umwunden und mit drei
großen Blumen von Diamanten geschmückt war.
Die engen Ermel des Spenzers waren am Hand=
gelenk aufgeschlitzt, und die Unterermel von weißem
Musselin mit Franzen und Schnürchen von lilafar=
bener Seide, hingen gleich enormen Manschetten
daraus hervor. Die Hände hatten keinen andern
Schmuck als die mit Hhenna orangefarben gemalten

Nägel. So, nur in verschiedenen Farben, und nicht alle Sclavinnen in Seide, waren sämmtliche Frauenzimmer gekleidet, und Diamanten trugen nur die Damen. Am meisten herausgeputzt waren die Kinder, bei denen sich die seidenen Schleppröcke und die Diamanten und Federn auf einer — ich vermuthe künstlichen Fülle von Haarzöpfen und Locken recht seltsam ausnahmen. Nicht alle Spenzer waren bis zum Halse hinauf mit Häkchen geschlossen, sondern — gar nicht. Namentlich präsentirte Muchdar-Beys Mutter ihre volle Büste in einer Weise, die uns für eine bejahrte Dame in Europa sehr komisch erscheinen würde. Mein Auge vermißte an all diesen Gewändern das Wolthuende eines weißen waschbaren Stoffes, der nach unsern Begriffen nothwendig zu jedem Anzug ist, und auch bei dem Allerkostbarsten von Sammt oder Atlas als Chemisette oder Manschetten nicht fehlen darf; — denn diese mit bunter Seide verzierten Unterermel machten mitnichten den Eindruck von etwas Waschbarem. Nach unserm Geschmack waren all diese Toiletten nicht sauber genug. Ein Hauptgegenstand der Unterhaltung war die Verschiedenheit der europäischen und türkischen Anzüge, und besonders lebhaft sprachen sich die Damen gegen Corsets aus. Aber ihre Spenzer sind dermaßen knapp und fest umschließend, daß

sie ungefähr die Stelle jener vertreten. Natürlich blieb die Conversation ziemlich auf Aeußerlichkeiten beschränkt, denn Fragen die sie nicht beantworten wollten und die mich am meisten interessirten, z. B. wie das Verhältniß einer Favoritsclavin zur Frau des Hauses sei, ließen sie fallen — als unser Dolmetsch darauf hindeutete. Hingegen sprachen sie über andre Dinge, die in Europa grauenhaft, verbrecherisch, unerhört sind, wie von einer allgemeinen Gewohnheit, und so erfuhr ich denn, daß die Frauen wenn sie ein oder zwei Wochenbetten gehabt und derselben müde sind, die ungebornen Kinder tödten. Nach ihren Beschäftigungen fragten wir wol auch, und sie sagten, sie hätten außerordentlich viel zu thun; aber andrerseits hieß es doch immer, Stickereien oder Beschäftigungen im Haushalt wären Arbeiten der Sclavinnen, so daß ich nicht weiß womit sie eigentlich ihre Zeit ausfüllen. Viel Besuch empfangen, je vornehmer man ist um desto mehr, und immer auf einen ganzen Tag, das — sagte unser Dolmetsch — sei eine der Hauptbeschäftigungen der türkischen Damen. Zeitraubend ist das nun freilich ganz entsetzlich, aber uns kommt es doch nur wie schläfriger Müßiggang vor. Am liebsten hätte ich gefragt: „Aber vergeht Ihr denn nicht vor Langerweile in Eurer einförmigen Abgeschiedenheit, die Euch

aller Theilnahme an dem Leben Eures Gatten beraubt? Ihr kennt nicht seine Freunde noch Feinde, nicht seinen Wirkungskreis, nicht seine Beschäftigungen, überhaupt nicht die Welt und die Verhältnisse in denen er lebt. Nichts theilt er mit Euch, und Ihr müßt ihn selbst mit Euren Sclavinnen theilen; — seid Ihr denn nicht einer so herabwürdigenden Existenz zum sterben überdrüssig?" — Vermuthlich würden sie mir Nein! geantwortet haben, denn das Leben im Gleis uralter herkömmlicher Gewohnheit ist auch ein Leben. Und dann haben sie auch das Surrogat aller Frauen zu ihrer Disposition, denen ein großes Interesse im Leben fehlt, und das man eben so häufig in der europäischen Gesellschaft, als im türkischen Harem findet: die Intrigue. Natürlich beschränkt sich diese auf den allerengsten, ich mögte sagen niedrigsten Kreis, aber in demselben versuchen sie doch hundert und tausend Kreuz- und Querwege um zu ihrem Zweck zu gelangen. Und damit Du siehst, lieber Dinand, daß man hier eben so gut wie in unsrer civilisirten Gesellschaft über die intimsten Verhältnisse des lieben Nächsten spricht, werde ich Dir erzählen, was man uns aus Rifát Paschas Harem erzählt hat, und was uns neugierig auf „l'objet aimé" machte. Also: Rifát Pascha hat eine ganz besonders begünstigte Favoritsclavin,

welche die Eifersucht seiner Frau dermaßen erregte, daß diese Alles versuchte um die Nebenbuhlerin von ihrer Höhe herabsteigen zu machen. Natürlich umsonst! So lange man geliebt ist schaden die fremden Machinationen nichts, und oft sogar befestigen sie eine bereits wankende Liebe von Neuem: so ungern erträgt der Mensch in der Sphäre der Gefühle den Widerspruch; denn es gehört Vernunft dazu um diesem Gehör zu geben, und Liebe und Vernunft liegen nun einmal nicht in derselben Sphäre. „Eine Liebe die nicht Wunder ist, ist keine" — steht im Kaiser Octavianus, und ist das Schönste was Tiek je gesagt hat; die Vernunft hat aber wie männiglich weiß, und wie die Rationalisten vielfach bewiesen haben, nichts mit Wundern zu thun. Um den Zauber jener Favoritin zu brechen, verfiel die Frau auf ein wahrhaft verzweifeltes Mittel: sie ließ die allerschönste und reizendste Sclavin kaufen, die in Constantinopel zu finden war und schenkte sie ihrem Gemal, bereit die neue Rivalin zu dulden um nur die andre zu stürzen. Ist das nicht ein ächtes Haremsmittel? so eigensinnig und so trostlos? Jede Andre, nur nicht die! nur nicht die! — Und ist es nun eine Andre, so kann man von Neuem intriguiren. — Auf den Erfolg jenes Mittels wirst Du ebenso gespannt sein wie wir es waren. Nun, auch das

war umsonst. Die Favoritin blieb auf ihrem Platz. — Diese befand sich übrigens heute zwischen den dienenden Sclavinnen und war durch nichts ausgezeichnet, als durch ihre wunderschöne Figur — lang und schlank wie eine Nymphe, und schmieg- und biegsam wie eine Gerte, fiel sie sehr neben den unbeholfenen Gestalten der Meisten auf. Indessen würden wir sie doch vielleicht kaum bemerkt haben, wenn nicht nach dem Diner — von dem ich sogleich berichten werde — die Damen sich bei ihren Abwaschungen im Speisesaal aufgehalten hätten, und wir von einigen Sclavinnen in den Salon zurückgeführt worden wären. Sie war unter diesen, und auf einmal frappirte uns die hübsche Person; denn sie sprach, sie lächelte, sie wurde lebhaft, und das machte sie hübsch. Sie hatte eins von den Gesichtern bei denen man sagt: Aber sie ist ja häßlich! die kleinen Augen, der große Mund ꝛc. ꝛc.! Plötzlich werden die unregelmäßigen Züge gleichsam von ihrer Unschönheit entschleiert, und das Gesicht scheint verwandelt. Eine Griechin, welche das Amt einer Schaffnerin im Harem zu bekleiden schien, und mit welcher unser Dolmetsch griechisch sprach, sagte dies sei die Favoritsclavin; doch wo die schöne geblieben — ob man sie uns nicht zeigen wollte, ob man sie fortgeschickt, weil sie ihren Zweck nicht erfüllt hatte? —

das erfuhren wir nicht, und nur so viel ist gewiß, daß kein einziges schönes, und ein einziges interessantes Gesicht unter all diesen Frauenzimmern war, und daß grade die Favoritin letzteres hatte. So lebhaft und freundlich sie noch eben mit unserm Dolmetsch gesprochen, so ernst und unbeweglich wurde sie als die Damen des Hauses eintraten. Augenblicklich trat sie mit den übrigen Sclavinnen in den Hintergrund des Zimmers, stand da still und starr ohne eine Miene zu verändern, bedeckte ihre Hände mit ihren langen Unterärmeln — verhüllte Hände sind ein Zeichen von Ehrfurcht bei den Türken — that den Dienst, und kauerte zuweilen auf den Fersen nieder, ganz wie die Uebrigen, und eben so unschön wie sie. Das muß keine beneidenswerthe Existenz sein: von dem Mann geliebt und von der Frau gehaßt, und dazu dienende Sclavin dieser Frau! Unglücklich oder melancholisch sah sie aber nicht im Geringsten aus, denn auch ihr Schicksal ist ein altherkömmliches, schon seit des Erzvaters Abraham Zeit. Verstoßen wie die arme Hagar darf jedoch aus dem Harem Keine werden. Sinkt und fällt sie in der Gunst, so tritt sie in den Kreis der gewöhnlichen Dienerin, und macht dem neuen Gestirn Platz.

Nachdem unser Besuch etwa eine Stunde gewährt

haben mogte, wollten wir ihn beenden, wurden aber statt dessen zum Frühstück eingeladen und durch das achteckige Vorzimmer in einen langen Speisesaal geführt, der an seinen beiden kurzen Wänden Fenster hatte, und folglich vortreflich für seine Bestimmung eingerichtet war, denn Keinem schien das Tageslicht in die Augen. Am Eingang standen im Halbkreis Sclavinnen, Einige mit Waschbecken, die Anderen mit Kannen und Handtüchern, die am Rande mit Gold und bunter Seide gestickt waren. Man goß uns Wasser über die Hände, und jene Damen bereiteten sich gründlich zum Speisen vor. Muchdar Beys Mutter zog ihren Spenzer aus, um gehörig frei in ihren Bewegungen zu sein, und die übrigen streiften ihre Unterärmel auf, oder stopften sie unter die engen des Spenzers. Dann setzten wir uns auf europäischen Stühlen an einen ganz europäisch gedeckten langen Tisch, auf dem Blumenvasen, Fruchtschaalen, Glaswerk, Teller, lauter gewohnte Gegenstände sich befanden, und die Sclavinnen bedienten auch ebenso gut als unsere Domestiken. Es war ein vollständiges Diner, das mit europäischer Suppe und anderen Speisen begann, wobei uns angenehm auffiel, daß man stets mit dem Teller die silbernen Messer und Gabeln wechselte. Hättest Du diese Hyperkultur in einem Harem geahnt? Nach dem

Suppe bekam jede Person einen Teller mit einem ganzen großen Huhn, dann mit einem Fisch; dann weiß ich nicht weiter, denn es kamen zur Abwechslung türkische Speisen, manche sehr süße, und darauf wieder ganz fette — was mir nun eigentlich ein Greuel ist. Manche Schüsseln wurden herum gegeben, und wenn wir gar nicht, oder nach der Meinung der Sclavinnen nicht genug nahmen: so legten sie uns noch mehr vor. Es war im Ganzen ein komisches Gemisch von fremden und einheimischen Gebräuchen, Sitten und Speisen. Es versteht sich von selbst, daß nur die Gäste und die Damen des Hauses am Diner Theil nahmen, aber die Sclavinnen redeten untereinander und mit jenen ganz ungenirt. Neben mir saß die Schwester des Pascha. Sie aß Suppe, Crême u. dgl. mit einem Löffel von schwarzem Horn, und alles Andere mit ihren Fingern. Ein wahrhaft merkwürdiger Anblick! Diamanten im Haar und alle zehn Finger mit orangefarbenen Nägeln und triefend von Fett und Sauce! Natürlich machten die übrigen Damen es nicht anders. Bei der großen Thätigkeit in der sich ihre Hände befanden, konnte ich diese beobachten: es waren kleine fleischige Hände, mit kurzen, stumpfen, unentwickelten Fingern, mit Fingern die nie in andre Thätigkeit als in die unsrer Gabeln kommen

mogten; ich gestehe Dir, mir war, als ob sie durch eine Schwimmhaut verbunden wären! Nach wenigstens zwanzig verschiedenen Speisen machte der Pilaw den Beschluß der Malzeit. Wir nehmen zum Dessert einen Bonbon, die Türken nehmen einen Teller voll Reis und Hammelfleisch; — und so griffen denn auch die Damen gemeinschaftlich in die Schüssel und ließen es sich wol schmecken. Nach solchem Fingergebrauch muß die Abwaschung denn allerdings gründlicher sein, als man sie bei uns in den kleinen dunkelblauen Bowlen vorzunehmen pflegt. Fast hätte ich vergessen zu berichten, daß neben uns Fremdlingen in geschliffenen Karaffen Champagner stand; aber wir wollten den Anhängerinnen des Korans keinen Anstoß geben, und erprobten daher nicht dessen Aechtheit. Nach dem Speisen gingen wir wieder in den Salon, nahmen Kaffee und Gefrornes, und wünschten nach einer kleinen Weile abermals uns zu empfehlen, denn eine Unterhaltung durch einen Dolmetsch ist immer etwas schwerfällig und wird, stundenlang fortgesetzt, recht ermüdend; doch nun hieß es, der Pascha werde gleich aus dem Diwan kommen, wir mögten doch noch ein wenig verziehen. Jezt wäre es sehr glücklich gewesen, wenn man uns, wie es in orientalischen Geschichten stets beschrieben wird, durch Gesang, Tanz und

Lautenspiel der Sclavinnen unterhalten hätte; denn da es unter der Würde der türkischen Damen ist dergleichen Talente zu üben, so müßten sie doch dafür sorgen, daß in ihrer Umgebung Personen seien, welche die Monotonie des Harems durch solche Unterhaltung unterbrächen. Aber in diesem gab es weder Schönheit noch Genie. Du kannst Dir gar nicht vorstellen wie das schwierig ist mit Personen zu sprechen, welche die Welt nur hinter vergitterten Fenstern und hinter den Vorhängen ihrer Arraba betrachten, und die dennoch keinesweges von irdischen Interessen abgezogen, sondern ganz und gar drin lebend und webend sind; — denn mehr noch als der Leib, wohnt hier der Geist im Käfig. Die Existenz wird zum erschrecken materiel. Das erfragten wir noch, wie die Heirathen sich bei dieser gänzlichen Absonderung der Geschlechter machten; und erfuhren, es geschehe meistens durch die Mütter, die aus einem Harem in den andern gehen, und für ihre Söhne und Töchter Verbindungen knüpfen, in welche diese bei ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit widerstandlos willigen, sobald die Mütter passende Partien gefunden haben. Rifát Paschas fünfzehnjähriger Sohn ist schon seit sechs Monaten mit einem zwölfjährigen Persönchen verheirathet. Sie hatte uns schon fleißig mit Kaffee

bedient, als wir erfuhren dies sei die Schwiegertochter des Hauses. Endlich kam auch der Sohn, der in Gestalt und Benehmen vollkommen zu der kleinen kindischen Frau zu passen schien, Beide sehen grade so unerwachsen und unentwickelt aus, wie man bei uns bei fünfzehn und zwölf Jahren ist — und da Leute doch heirathen um mit einander zu leben und nicht zu spielen, so haben es diese offenbar zu früh gethan. Aber ist es nicht ein Unsinn, fast eine Sünde, den armen Kindern die Kindheit so zu rauben, und ihnen die Blüte der Jugend vor der Zeit abzurupfen? Eben merke ich, daß ich von der Frau des Pascha noch gar nicht gesprochen habe. Das rührt daher, daß wir sie am Wenigsten gesehen haben; das Diner, nämlich die europäische Anordnung, mogte sie vielleicht beschäftigen. Sie trug auch schöne Diamanten, und mogte in ihrer Jugend, als noch Frische auf ihren feinen Zügen lag, recht hübsch gewesen sein. Jezt war sie es um so weniger da sie keinen einnehmenden Ausdruck hatte. — Endlich brachen wir denn doch auf ohne des Pascha Ankunft zu erwarten, und mit denselben Ceremonien, im Kreise der Sclavinnen, nahmen wir von einander Abschied, und der Sohn des Hauses geleitete uns die Treppe hinab. Die Heimfahrt ging glücklich von statten, an der

gefahrvollen Stelle gingen wir zu Fuß den Berg hinan, und gegen vier Uhr saß ich wieder wolbehalten in meiner Behausung — sehr zufrieden Einmal einen Harem besucht zu haben, und ganz getröstet wenn es auch nie wieder geschehen sollte. — Die meisten Perotinnen, wie ich auch bei unserm Dolmetsch erwähnte, sprechen mehr oder minder fertig sowol türkisch als neugriechisch — letzteres der Dienstboten wegen, die fast alle Griechen sind, und haben ein großes Talent fremde Sprachen zu erlernen. Die perotischen Familien sind meistens Italiener, Venetianer und Genueser, aber längst des Handels wegen in Pera niedergelassen und eingebürgert. Ihre Bekanntschaft mit der türkischen Sprache hat sie in Verbindung mit allen fremden Gesandtschaften in Constantinopel gebracht, bei denen einzelne ihrer Mitglieder die wichtige Stelle eines Dragoman bekleiden; denn Du weißt, daß nur Oestreich eine Art von orientalischer Pflanzschule hat, in der junge Männer für die diplomatisch-orientalischen Geschäfte gebildet werden. Die Peroten haben keine andre Heimat als ihren Berg von Pera, und kein andres vaterländisches Interesse, als das desjenigen Staates, in dessen Dienst sie etwa getreten sein sollten. Ist das nicht eine ganz abnorme Erscheinung? ich denke nicht, daß es sonstwo in der Welt

etwas Aehnliches geben mag wie diese Heimatlosigkeit, die dennoch festen Fuß gefaßt hat.

Lebe wol, mein lieber Bruder.

XV

Constantinopel, Septbr. 24, 1843.

Zu den Haremsnovellen, die ich Dir vorgestern schrieb, liebster Bruder, füge ich noch ein Blättchen, denn ich habe Zeit, weil heute Ruhetag ist. Ich bin nämlich gestern nach Belgrad geritten, und das hat mich so grenzenlos ermüdet, daß ich mich nicht auf große Promenaden einlassen werde. Ganz geht es auf Reisen nie wie man will! es läßt sich nicht Alles combiniren, und da muß man gezwungen Manches fahren lassen, was man gern gesehen hätte, z. B. ich, die kleine Reise nach Brusa. Alle acht Tage geht ein kleines Dampfboot nach Mundania am Marmora Meer hinüber, und kommt am vierten Tag hieher zurück, so daß man grade Zeit hat nach Brusa zu gehen, das am Fuß des Bithynischen Olymps in lieblicher Ebene liegt, und den Olymp selbst zu besteigen. Es hätte mich sehr interessirt diese Gegend, welche eine der berühmt schönen des Orients ist, und die Stadt, die erste Re-

sidenz der osmanischen Sultane, kennen zu lernen; aber immer traf es sich so, daß ich am Freitag, wenn das Dampfboot ging, eine Abhaltung hatte: am ersten Freitag mußte ich den Sultan sehen der aus der Moschee kam, am zweiten die heulenden Derwische hören, am dritten regnete es, und vorgestern am vierten hatte ich den Besuch im Harem zu machen, der nicht aufzuschieben war, theils weil der Ramadan — die große Fastenzeit der Muhamedaner beginnt, theils weil übermorgen meine Abreise statt finden muß, wenn ich mit dem östreichischen Lloyd nach Beirut gehen will; und das will ich allerdings, denn zu dem Dampfschiff, welches vierzehn Tage später unter türkischer Flagge nach Syrien geht, mögte ich mich nicht entschließen, weil es hauptsächlich für türkische Passagiere bestimmt ist. So mußte ich denn zu meinem großen Leidwesen die Partie nach Brusa aufgeben, und statt heute vom Olymp die Gefilde Kleinasiens zu überschauen, muß ich mich damit begnügen ihn gestern Abend in wundervoller Schönheit mit seiner rosenroth stralenden Schneekrone gesehen zu haben. Nach Belgrad ritt ich wegen seiner berühmten Aquaducte, und nebenbei um einen Sattel zu versuchen, den ich nothwendig zu der syrischen Reise brauche. Denn ich habe mir vorgenommen sie mit aller erdenklichen

Bequemlichkeit zu machen, weil ich ohnehin noch genug unvermeidliche Beschwerden haben werde. Wenigstens sagen das einige Herren, die so eben die Reise gemacht, und nun ein so grenzenloses Bedürfniß der Erholung, des Ausruhens haben, daß ihnen schon Constantinopel als äußerst comfortable und wenig orientalisch erscheint — während es für uns ganz das Gegentheil ist. Giebt es also wirklich so enorme Mühseligkeiten, so muß man sie sich nach Möglichkeit zu erleichtern suchen, denn wenn ich körperlich allzu ermüdet bin, so sind die Sinne nicht mehr fähig der Seele Eindrücke der Schönheit, der Majestät zuzutragen, und dann hätte ich ja die ganze Reise umsonst gemacht. Nach allem was ich hier höre kommt mir überhaupt vor, als müsse man sich recht fest einprägen und immer vor Augen halten, weshalb man sie eigentlich macht, um nicht häufig herabgestimmt und enttäuscht zu werden. Ich mache sie um die Stätten kennen zu lernen, auf denen einst große Civilisationen gleich Blüten aus dem Kern ihrer Religionen hervor- und untergingen, als der Samenstaub jener Blüten taub ward. Ich mache sie um die Stätte zu sehen, wo unsre Civilisation, die vielseitigste von Allen die je gewesen, ihren Ursprung hat. Vergnügen, Unterhaltung, geistige und künstlerische Genüsse, eine ununterbro-

chene Reihe von Naturschönheiten erwarte ich nicht und suche ich nicht; begehrte ich sie: so würde ich nach Paris gehen, dann nach Italien, dann nach der Schweiz; ich könnte das in derselben Zeit, mit geringeren Kosten, ohne Mühsal; aber von dem Welttheil der ist, will ich zu dem hin, der war; aus der europäischen Gegenwart in die orientalische Vergangenheit. Da müssen Traurigkeiten, Wüsten, Ruinen, Desolationen herrschen, und einzeln und einsam, wie Sterne aus dem Wolkenhimmel, müssen hie und da majestätische, troftreiche, segenvolle Erinnerungen auftauchen, an welche der Geist seine Hofnungen knüpft, und dasjenige was sein wird aus dem was gewesen ist herausspinnt. Hofnungen will ich, nur Hofnungen! ..... nicht für mich, nicht für Andere, aber für uns Alle. In Europa sieht es so hofnungslos aus, so unruhig. Keinem ist wol auf seinem Platz, und er sucht in der Stille oder öffentlich einen andern. Alles was besteht soll umgeändert, oder umgebildet, wenn nicht gar umgestoßen werden. Jeder fühlt die Nothwendigkeit der Umbildung und nicht ein Einziger hat eine neue klare Form gefunden nach welcher sie zu modeln wäre. Nicht die Religion, nicht die Gesellschaft, nicht der Staat, stehen mehr auf dem alten festen Fuß. Die Prinzipien aus denen sie sich bis daher

entwickelt hatten, sind in Frage gestellt oder ganz verneint. Mir wird bange wenn ich das so in der Nähe ansehe. Bin ich aber im Orient, betrachte ich die Ruinen des Sonnentempels zu Balbek, oder die Omars-Moschee über dem Tempel Salomons, oder den Sand über den Wunderwerken von Memphis und Theben — bedenke ich dabei, daß so viel Größe, Macht und Herrlichkeit untergehen, und daß dennoch unsre ganze große occidentalische Bildung frisch und neu ihnen folgen konnte: so giebt diese Betrachtung mir Zuversicht für eine bis jezt noch unbekannte aber gewisse und in ihrer Art vollkommne Phase, die neu über den Trümmern unsrer Welt beginnen wird. Denn Trümmer wird es geben größer als die von Balbek und Theben zusammen genommen! schon jezt kommen sie zum Vorschein, man hält sie nur noch mit eisernen Klammern zusammen, und es hat auch Niemand den Muth zu sagen: Seht! es sind Trümmer. — Aber wer von uns hat sich nicht selbst hundert Mal bei Betrachtung des Zustandes von Religion, Gesellschaft und Staat gefragt: Wie lange wird er noch halten? — Also nicht um mir Erinnerungen — sondern um Hofnungen zu sammeln, Hofnungen die sich nicht im Geringsten auf mich oder meine Person beziehen, mache ich diese Reise; denn ich hoffe nicht ein in-

eressantes Buch über sie zu schreiben, ich hoffe nicht
poetisch angeregt durch sie zu werden, ich hoffe auch
nicht ein seliges Leben zu führen während ich sie
nache; sondern ich hoffe eben nur das, was ich
Dir oben gesagt habe, und dies Bedürfniß nach
Hofnung muß wol recht groß sein, da ich mich
apfer allen nothwendigen Beschwerden unterziehen
will. Aber auch nur den nothwendigen! dazu bin
ch ebenfalls entschlossen, und mit nichten gesonnen
ine Pilgerfahrt im Sinn mittelalterlicher Frömmig-
eit mit freiwilligen Entbehrungen und Kasteiungen
urchwebt anzutreten. Was die Kasteiungen betrift,
nein lieber Dinand, da bin ich zu sehr ein Kind
neines weichlichen und bequemen Jahrhunderts: ich
cheue sie von ganzem Herzen. Und dennoch thue
ch all Augenblick Dinge bei denen Du mit Recht
ragen könntest: „Aber weshalb marterst du dich so
b?" — Ja, Lieber, wenn es keine Widersprüche
n den Menschenseelen gäbe, so wär' es leicht mit
ns selbst und mit Andern fertig zu werden. — —
Bei Belgrad denkst Du gewiß an die Hauptstadt
on Serbien. Du darfst es aber nur indirect thun;
enn als die Türken jene Stadt eroberten, verließen
iele ihrer Einwohner sie und siedelten sich ein Paar
Meilen von Constantinopel in einem Dorf an; und
as ist das kleine thrazische Belgrad. Es hatte sei-

nen Moment von Fashion, als Lady Mary Worthley Montague, Gemalin des englischen Botschafters bei der Pforte, vor mehr als hundert Jahren die gute Jahreszeit dort zubrachte. Wer englisch gelernt, hat ihre wunderhübschen Briefe aus Constantinopel gelesen, und es ist wirklich schade, daß man sie immer nur als ein Schulbuch behandelt — so weit ich mich ihrer erinnere. Jezt hält man den Aufenthalt in Belgrad für ungesund. Die vielen Wasser und die schattenden Bäume sollen Fieber erzeugen; man begnügt sich einen Spazierritt dahin zu machen um diese beiden Dinge, die für hiesige Augen zugleich Curiositäten und der Inbegriff aller Schönheit sind, kennen zu lernen. Wie hoch die Türken Bäume und ein Flüßchen anschlagen, geht aus den Benennungen der „himmlischen Wasser“ und der „süßen Wasser“ hervor, und aus der besondern Vorliebe mit der sie diese beiden Orte besuchen. Belgrad ist aber für die Türken viel zu entfernt! dahin kommen nur Europäer. Der Wald von Belgrad ist gleichsam heilig. Kein Baum wird in ihm gefällt! Er alimentirt die zahlreichen Quellen, die Constantinopel mit Wasser versorgen. Ueber „le grand champ“ — wie man kurzweg den großen Todtenacker nennt, ritten wir gestern früh um acht Uhr fort, und an der großen Kaserne vorüber

eren Kanonen den Platz, der sich vortreflich zu
Emeuten eignet, und einen Theil der Stadt beherr-
chen. Jezt emeutiren sich aber nur Hunde gegen
ie Reiter. Nach den süßen Wassern ritten wir
inab und dann in die Thrazischen Gefilde hinein,
ie baumlos und unbestellt, weit und breit Hügel
n Hügel reihen. An tiefen Stellen, wahrscheinlich
urch die letzten heftigen Regen erzeugt, war der
Wiesenboden ganz morastig; an den höheren und
rocknen war er dermaßen mit Thymian bedeckt, daß
er starke Duft die ganze Atmosphäre füllte, noch ehe
ie Pferde die Pflanze unter ihren Hufen zertraten.
llsdann schien der frische Morgenwind uns förm-
ich Wellen von Arom entgegen zu tragen. Wol-
gerüche in reiner freier Luft sind für mich etwas
Bezauberndes, und kommt man aus Constantinopel,
o erhöht es sich durch den Zauber der Neuheit.
Allmälig wird die Gegend anmuthiger; es zeigen
ich einzelne Bäume; auf hohen Punkten sieht man
Aquaducte, wie sie von Hügel zu Hügel laufen;
dann reitet man wieder in einen Grund hinein und
jede Aussicht verschwindet. So kommt man zuerst
an den Aquaduct von Kaiser Justinian, der nach
römischer Weise zwei Reihen von Arkaden über
einander gestellt hat, welche die eigentliche Wasser-
leitung tragen. Schade nur daß die einzelnen Bogen

nicht gleichförmig breit sind und keinen schönen Schwung haben. Nun beginnt der Wald, der meistens aus Kastanien und Eichen besteht. Aber Du mußt Dir Letztere nicht vorstellen wie die Holsteinischen! Wo ich auch Eichen sehen möge, immer und überall muß ich sagen: die Eiche braucht den deutschen Boden um sich in ihrer vollen Kraft zu entfalten. Auch hier ist sie nicht so stark, nicht so mächtig und bei Weitem nicht so hoch als bei uns. Gar die Blätter sind kleiner. Es mag auch eine andre Art sein; das kann ich nicht unterscheiden! aber gegen norddeutsche Eichen sehen diese unvollkommen aus. Der Wald selbst hat viel Gebüsch und Unterholz; zuweilen hört er ganz auf und beginnt dann wieder, und gepflegt, wie unsere Forsten, ist er natürlich ganz und gar nicht. Aber als der einzige in Rumeli freut man sich dennoch über ihn und findet ihn schön. Die Wasserleitungen von Kaiser Andronikus und Sultan Osman, sind Bassins zu welchen die Röhren nicht sichtbar sind. Sie liegen in der Nähe des Dorfes Pyrgos, und jenseits desselben beginnt der eigentliche Wald von Belgrad, dessen herrschender Baum die eßbare Kastanie ist, der aber nicht anders als der von Pyrgos aussieht. Der Character des Ganzen ist ungemein still und fast melancholisch, wie das waldige

und zugleich wenig bewohnte Gegenden fast immer
sind. Man sieht keine Menschen, keine Feld- und
Gartenarbeit, keine Thätigkeit irgend einer Art. Die
Wege sind Fußsteige und kaum das; außerhalb des
Waldes reitet man ziemlich querfeldein. Dazu kommt,
daß in dieser Jahreszeit die Wälder, auch bei uns,
todtenstill sind ohne die kleinen allerliebsten Vögel,
welche sie im Frühling durch ihr muntres Gezwit-
scher so lustig machen. Sie haben den Sommer
voll Lust und Liebe gehabt; nun ists vorbei mit dem
Schwung ihres kleinen Lebens! sie müssen nur noch
darauf bedacht sein es zu fristen. Es giebt für
mich nichts Schwermüthigeres als ein recht schöner
Spätsommertag im Walde, während ich auch nichts
Fröhlicheres kenne als einen Juniustag in ihm. Um
ein Uhr, vorbei an großen Teichen, kamen wir nach
Belgrad. Wir waren bei den verschiedenen Wasser-
leitungen herumgegangen und seit acht Uhr zu Pferd:
also ziemlich hungrig, und in dem Wirthshaus —
oder wie soll man die Baracke nennen vor der wir
abstiegen? — gab es nur bittern schwarzen Kaffee
und frisches Wasser. Ich hofte auf eine meiner
Lieblingsspeisen, auf Giaúrd, eine Art saurer Milch
welche die Türken vortreflich zubereiten. Aber im
ganzen Dorf war keine! Zum zweiten Mal ward
der Dragoman auf Fouragiren entsendet: da brachte

er nach langer Zeit einige frische Eier, etwas süße Milch und ein Stück frisches Brot — letzteres so feucht, daß es mir mehr gewaschen als gebacken vorkam. Darauf beschränkte sich unser Diner — zu meinem allergrößten Vergnügen. Man sieht denn doch einmal mit wie Wenigem man leben kann! und dann amüsirte mich die schneidende Verschiedenheit meiner drei letzten Diners. Heut saß ich auf einem Balkon unter Gottes freiem Himmel im Schatten einer schmutzigen Hütte, und aß aus einer schwarzen Pfanne die Eier, wie irgend eine Bäuerin sie gekocht hatte. Gestern speiste ich im Harem des türkischen Ministers des Auswärtigen mit aller Eleganz, welche türkische Gebräuche mit europäischen versetzt, zulassen; — und vorgestern bei dem Internuntius mit Diplomaten, mit Reisenden verschiedener Nationen, mit Personen von bekanntem Namen, mit einem Wort: ganz in der Gesellschaft. Ist das nicht wirklich sehr unterhaltend? — Der Aquaduct Sultan Mahmuds, den wir besuchten nachdem unser frugales Mittagbrot verzehrt war, ist bei Weitem der Schönste von Allen, ein sehr großes Reservoir von schneeweißem Marmor, mit ofnen und mit überbauten Bassins, welche durch Terrassen verbunden sind, so daß der ganze Bau wie ein großartiger Palast aussieht, der überdas in der baumreichsten

Gegend des ganzen Waldes liegt. Dies ist eine
nteressante Partie, bei der wir am längsten ver-
weilten, umsomehr da wir bei einer größeren Ge-
ellschaft Bekannte trafen. Aber als ich nun wieder
u Pferde steigen mußte, war ich müde geworden,
nd hätte gern nicht für „ein Pferd!“ nicht für
ein Pferd!“ ein Königreich gegeben. Wir brauch-
n zwar nicht über Belgrad und Pyrgos zurück zu
eiten, sondern auf näherem Wege, der aus dem
Walde oberhalb Bujúkderé auf die Straße von dort
ach Constantinopel führt; — allein ich war nun
nmal müde, denn seit den Pyrenäen hatte ich kein
ferd bestiegen, und dann ist auch der kürzeste Weg
lang. Uebrigens hatten wir auf jenem hohen
unkt oberhalb Bujúkderé eine unvergleichlich schöne
usſicht: Hügel stiegen bis zu dem Ort hinab, der
der Tiefe an seiner großen Bucht wie an einem
llen See lag. Zwischen den Bergen beider Ufer
rschwand und erschien der Bosporus, je nach sei-
n und ihren Windungen. Zur Linken breitete sich
s schwarze Meer aus, und zur Rechten, jenseits
s Propontis, streckten sich Anatoli's bergige Küsten
s, die in glanzvoller Herrlichkeit der königliche
lymp in den Purpur des Abendrothes getaucht,
erragte. Dazu der transparente Himmel und der
ammende Sonnenuntergang des Südens! — und

es ist wahrhaft schmachvoll daß ich dennoch! dennoch! müde war und müde blieb, und seelenfroh war, als wir endlich um halb acht Uhr in unsrer Behausung anlangten.

Nun, lieber Bruder, leb recht wol und nimm nicht übel daß ich meine Briefe immer so kurz und ohne Umstände abbreche. Wollte ich mich auf Liebesversicherungen einlassen, so würde ihre Länge unberechenbar sein, und mir ist jeder Augenblick zugemessen. Ueberdas versteht es sich ja von selbst daß ich Eurer gedenke, der Fernen, der Lieben; das beweist mein fleißiges Schreiben. Also nehmt es nicht so genau mit der Form.

XVI

Constantinopel, Montag, Septbr. 25, 184

Dies ist der letzte Brief, Herzensmama, den ich Dir von hier schreibe. Alle Vorbereitungen zur Weiterreise sind gemacht und morgen Nachmittag geht es nach Smyrna fort. Da freut es mich recht daß ich noch heute früh des Sultans Palast von Tschiragan inwendig gesehen, nachdem ich ihn so oft von außen bewundert habe, und in aller E

vill ich Dir sagen wie sich das gemacht hat. Der
Hofgärtner, welcher zu jenem Palast den Garten
nlegen soll, ist nämlich ein Deutscher und kommt
uweilen zu Madame Balbiani. Da sah ich ihn
or ein Paar Tagen, und er nahm es auf sich mich
hne Firman in den Palast zu führen, und heute
üh um neun Uhr brachte uns ein Kaik an die
estimmte Stelle. Ich glaube schon früher gesagt
ı haben, daß dieser Palast eine Agglomeration von
erschiedenen und ganz ungleichen Pavillons ist, die
urch Gallerien zu keinem regelmäßigen, aber zu
nem harmonischen Ganzen verbunden sind, bei
elchem die Marmorstufen die der Bosporus be-
pült, und die Marmorkolonnade die sich im Bos-
porus spiegelt, besonders anmuthig und blendend
ıs Auge fallen. Das Innere ist nun weder das
ne noch das andere, denn der seltsame türkische
eschmack, den wir nicht anders als geschmacklos
nnen können, und dies ganze Baumaterial von
yps und Holz, treten da zu bedeutend hervor.
in Hauptschmuck der Zimmer sind Spiegel und
hren, vier, sechs, acht, in jedem. Unter den
endülen befindet sich ein Spielwerk, und das erste
as man zu unsrer Ergötzlichkeit that war, daß
an in dem einen Saal alle sechs Spielwerke auf
nmal in Gang brachte. Wir sollten staunen,

und in der That, wir staunten! Die Pendülen selbst waren fast alle aus Paris, und von den wunderschönen Bronce mit bunter Email, die man nur dort zu machen versteht. Man muß wol in Constantinopel von der europäischen Mode gehört haben, allerlei kostbare, kuriose und unnütze Sächelchen auf Tischen und Kamingesimsen herumzustellen und hatte sie im Tschiragan-Palast in der Art nachgeahmt, daß man auf die Spiegeltische kleine elende Flacons, dürftige Porzellanvasen mit verblichenen Blumen, und allerlei schlechtes Porzellangeschirr gestellt hatte. Vor der einen Uhr lag z. B. eine große Forelle; triumphirend hob ein Diener die obere Hälfte ab, und zeigte daß es eigentlich eine Schaale mit einem Deckel sei. In dieser Art war Alles was nicht Geschenk war; und auch diese z. B. zwei Porzellanvasen mit den Porträts vom Kaiser und der Kaiserin von Rußland, waren bei Weitem nicht so schön und so magnifik, als man dergleichen königliche Geschenke in Europa zu machen pflegt. Bunte Lithographien, Ansichten der Schweiz, und alle Hauptstädte Europas darstellend, hingen in goldenen Rahmen an den grellbemalten Wänden mancher Gemächer; hingegen standen in den meisten breite Sofas mit violetten oder purpurfarbenen Goldstoffpolstern. Ein Saal ist recht schön; er liegt in

Pavillon mit der Marmorkolonnade: es ist der große Audienzsaal, in welchem bei feierlichen Gelegenheiten ‍er Thron des Großherrn errichtet wird. Für gevöhnlich ist er ganz leer; aber der Raum ist groß ‍nd hoch, und die äußerst zierlich in Stuc gearbeite Decke, wird von Säulen getragen, die man ‍uf den ersten Blick für Marmor hält, weil man's ‍icht glauben kann: draußen Marmor und drinnen Gyps. Es ist aber dennoch so; sie sind von Gyps, ‍nd jede ist von oben bis unten mit einer Ranke ‍on Weinlaub ganz regelmäßig umschlungen. In ‍inem andern Pavillon hält der Sultan sich am Morgen auf, nachdem er den Harem verlassen hat, ‍ dem er schläft; — der Haremspavillon mit sei‍en vergitterten Fenstern wurde uns nicht gezeigt. Wieder ein anderer ist seine Nachmittagswohnung, ‍nd da fiel mir in dem einen Zimmer die seltsame Thür- und Fensterdraperie von schwarzem Tafft ‍nd weißem Musselin mit hellblauen Franzen auf. ‍n dessen oberem Stockwerk sind ein Paar elegant ‍insollende Zimmer, und ein kleiner Saal dafür ‍stimmt die fremden Minister zu empfangen; da ‍nein hatte man das Kostbarste an Kandelabern, Vasen, Spiegeln, und europäischen Lehnstühlen mit ‍unkelrothem Atlas bezogen, zusammengestellt und ‍durch etwas bewerkstelligt, das weder elegant,

noch kostbar war. Der Garten dieses Palastes ist eine ganz neue, an einem ziemlich steilen und baumlosen Berg ansteigende Anlage, in welcher bis jez nichts von dem zu sehen ist was man sich unter einem Garten denkt — nicht Blumen, nicht Schatten, nicht Grün, nicht Wasser, nichts als die himmlische Aussicht auf den Bosporus! nach zehn bis zwölf Jahren wird es vielleicht ein Garten geworden sein. In der Mitte zwischen den Pavillons liegt ein Blumenparterre, wo aber nichts Seltenes und Schönes zu sehen war, als das was man auc bei uns hat: kletternde Rosen, Dahlien u. dgl. Citronen- und Orangenbäume stehen in Töpfen, auch wi bei uns, und werden Winters in ungeheizte Gewächshäuser gebracht. — Hättest Du Dir vorgestellt, daß i vom Serai des Großherrn eine so magere Beschreibung liefern würde? Es ist aber warlich nicht mein Schuld! ich weiß nun einmal nichts Andres vo einem Gebäude ohne Geschmack, ohne Kunstschätz ohne Erinnerungen zu sagen, und Niemand kan es, wenn er der Wahrheit treu bleiben will. I hoffe, daß all meine Beschreibungen von Constanti nopel sehr der Wahrheit treu sind, weil ich ga wie ein Neuling, ohne Vorurtheil für oder wid hergekommen bin. Das ist in Europa fast unmö lich! auf irgend eine Weise interessirt man sich d

ereits lange vorher für das Land in das man reist;
ber dieses ist uns im Grunde gänzlich fremd, oder
var es wenigstens mir dermaßen, daß ich nicht weiß,
b schon irgend Jemand eine Beschreibung von Con-
antinopel gemacht hat. Nun, ich wünsche, daß
Du keine kennen mögest, himmlische Mutter, dann
at die meine doch mindestens den kleinen Reiz der
Neuheit für Dich. — Heute beginnt der Ramadan,
as ist die große achtundzwanzigtägige Fastenzeit der
Muhamedaner, die sie so streng halten müssen, daß
e von Sonnenauf- bis Untergang weder einen Tro-
fen trinken, noch einen Bissen essen, noch einen
schibuk rauchen dürfen. Im Moment wo die Sonne
ntergegangen, fällt ein Kanonenschuß; das ist das
eichen um Nahrung nehmen zu dürfen, dann stürzt
lles in die Kaffeehäuser und genießt doppelt nach
r schweren Entbehrung. Fürs Volk, für die ar-
itende Classe, ist sie wirklich schwer! So ein Paar
uderer müssen z. B. nach Bujúkderé hin und her
hren, und dürfen kein Glas Wasser trinken wenn
auch halb verschmachtet sind. Die Reichen ha-
n es gut; die schlafen den größten Theil des Ta-
s, und führen ein nächtliches Leben. Da die
ürken kein Sonnenjahr, wie wir, sondern Mond-
hre haben, so tritt der Ramadan alljährlich um
f Tage zurück, und nach einer Reihe von Jahren

wird er mitten in die allerlängsten und heißen Som-
mertage fallen und dann wahrhaft qualvoll sein
Am Schluß des Ramadan giebt es drei Tage Bai-
ramfest, Jubel, Ergötzlichkeiten, religiöse Ceremonien
in den erleuchteten Moscheen. Gestern waren di
Minare's erleuchtet und die Schiffe; aber nicht sehr
und es war grade sehr hübsch diese einzelnen wi
aus dem Himmel gefallnen Sterne so seltsam hie
in der Luft, dort über dem Wasser schweben zu sehen
Wie schön hier überhaupt die verschiedenen Beleuch
tungen, verbunden mit der wasserreichen und den
noch so grünen Umgebung wirken, ist gar nicht z
beschreiben, und habe ich es auch hie und da ver
sucht, so ist es mir doch nicht gelungen und D
darfst glauben, daß Constantinopel schöner als jed
Beschreibung ist. Neulich als wir nach Belgra
ritten war ich früher aufgestanden als meine G
wohnheit ist, und sah nun ein wahrhaft entzücke
des Bild: wogende Morgennebel deckten geheimnis
voll den ganzen Raum; hinter ihnen schossen Lich
stralen vom großen Sonnenheerd aus um sie z
durchdringen, und um sie herum flog der Morge
wind mit starken Flügeln um sie zu verscheuchen un
dem Licht den Weg zu bahnen. Allmälig sanken s
langsam, leise, hier tauchte eine glänzende Kupp
auf, dort ein weißes Minare, und da noch ein

und dort noch eine; und auf Alles was sich aus dem nebligen Silberschaum emporhob, warf die Sonne ihre rosigen Frühstralen, ihren ersten, frischen jungen Liebesblick, und wie aus rosenfarbenem Marmor auf einer Basis von Perlenmutter gebaut, lagen die anmuthigen Gebäude da, ganz wie man es in Feenmärchen liest. Aber je höher die Sonne stieg, desto tiefer sanken die Nebel, so daß allmälig die höher liegenden Häusergruppen zum Vorschein kamen, dann Bouquets von Cipressen, dann Mastbäume der Schiffe, und endlich die ganze mächtige Masse der Stadt — die man eigentlich nur in der Ferne sehen müßte, wenn man nichts als bezaubert von ihr sein wollte. Betritt man sie — Illusion ade! das ist keine Feenstadt, sondern eine Schmutzstadt, und nicht nur im Ganzen — auch das Einzelne verliert so bald man nahe heran tritt, wie ich das so eben beim Tschiragan-Palast schlagend gewahr geworden bin. Dennoch, oder vielleicht grade deshalb, ist Constantinopel außerordentlich sehenswerth, weil die in die Augen fallende Vereinigung des Schönen und Widerlichen so schleierlos ist, und dem Ganzen ein Gepräge von Unordnung, Confusion und Verwahrlosung aufdrückt, das wiederum charakteristisch für die inneren Zustände ist. In manchen Dingen giebt man sich Mühe und versucht einen

Schritt zur Bildung. Drei junge Aerzte, von einem deutschen Arzt aus Wien hier gebildet, promovirten neulich in Gegenwart des Sultans und aller hohen Staatsbeamten, und legten einen Amtseid ab, was bisher etwas ganz Unerhörtes gewesen. Man hat diesen Act mit großer Feierlichkeit vollzogen und der Sultan soll sich einigermaßen gerührt und theilnehmend gezeigt haben. Aber die Theilnahme eines Monarchen muß schöpferischer Art sein. Die active ist nicht einmal genug, und mit so einer passiven wird man vollends gar nicht weit kommen. Man macht Versuche, man läßt sich abschrecken und die Sache fallen, wenn sie nicht gelingt; wohingegen einem Monarchen bei schöpferischer Theilnahme tausend Mittel zu Gebot stehen um die Sache, die zwanzig Mal mißglückt ist, dennoch durchzusetzen. Aber ich glaube, daß weder Sultan Abdul Medjid noch irgend ein andrer im Prinzenkäfig von Weibern und Eunuchen erzogener Großherr, zu einer Entwickelung gelangen kann, die zugleich erkennt und will. Dabei sind freilich die himmlischen Gaben, die freien Geschenke Gottes die Hauptsache, und das regenerirende Genie eines Fürsten hängt eben so wenig von Lust und Laune oder Erziehung ab wie ein finanzielles oder ein künstlerisches oder jedes andre; aber seitdem ich einen Harem gesehen, kommt

dieser Boden mir nur tauglich zur Erzeugung krüppelhafter Pflanzen vor, und auf ihm vegetirt ein Sultan bis er den Thron besteigt. Und dann finde ich alle Zustände so zukunftslos hier! Diese Europäer die in türkischen Dienst treten, kommen versuchsweise auf eine Reihe von Jahren um dies oder jenes einzuführen, und gehen fort wenn die Zeit um ist zu der sie sich verpflichtet haben. Oder sie kommen um sich Vermögen zu erwerben, weil sie stark bezahlt werden, und gehen sobald sie dies Ziel erreicht haben. Oder endlich kommen sie abentheuermäßig um in der Türkei ihr Glück zu versuchen. Aus Interesse für Volk und Land kommt kein Europäer hieher und noch weniger bleibt er hier um einen andern als einen persönlichen Zweck: was für ein Nutzen oder Segen könnte daraus dem Land und Volk für die Dauer oder in die Zukunft hinein ersprießen? — Die meisten der höheren türkischen Beamten sind gekaufte Sclaven. Ein Sclav hat kein Vaterland und kann keines haben: er lebt für sein Ich. In dem Kreise seiner Verpflichtungen muß er sich einigermaßen halten, aber woher soll ihm der Trieb zu einer Wirksamkeit kommen, die über den althergebrachten Schlendrian hinausgreift? und wenn die Räder einer Staatsmaschine Jahrhunderte lang die Sache in Bewegung gesetzt haben, so sind sie

eben alt und wackelnd und drehen sich nicht mit dem gehörigen kräftigen Umschwung; — er aber hütet sich wol sie zu berühren. Nimm nun dazu, daß die türkische Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt, wie das in allen schlecht verwalteten Ländern der Fall, aber hier bis ins Unglaubliche gesteigert ist, theils durch die Vielweiberei, theils durch die wie ich höre allgemeine Sitte der Frauen das Kind im Mutterleib zu tödten wenn sie der Wochenbetten satt sind; — und ich frage: woran sollten sich Hofnungen für die Zukunft auf junge Triebe, auf frische Schößlinge knüpfen, wenn das Mark des Baumes ohne Lebenskraft ist. Ein Staat den Sclaven lenken, Familien wo die Weiber nicht Mütter sein mögen, weil sie Sclavinnen und nicht Gattinnen sind: ist der Gipfel der Unnatur und kann gar nichts andres als ein Zeichen bedeutenden Verfalls sein. Aehnlich war es im alten Rom; auch dort diese Herrschaft der Freigelassenen, auch dort diese Abnahme der Bevölkerung, auch dort dieser Widerwille der Weiber gegen das Mutterwerden — aber freilich nur aus Ueppigkeit, was ich von den Türkinnen nicht gehört habe —; jedoch war für das alte Rom ein Glanz vorhergegangen, der mit der spätern Decadenz Schritt hielt, und von dem das türkische Reich sehr fern geblieben ist. Rom hat doch eine Zeit der Freiheit,

und die schönste, eine freie Jugend gehabt; die Türkei war immer ein Reich der Despotie und Sclaverei.

Zum Schluß etwas Komisches. Endlich habe ich den Firman bekommen, den ich zur Fortsetzung meiner Reise vom Ministerium des Aeußern — europäisch geredet, denn die türkischen Bezeichnungen kenne ich nicht — begehrt habe. Er soll unnütz sein; aber das thut nichts! in diesem Lande muß man sich für alle Fälle rüsten. Es hat aber Mühe gemacht ihn zu bekommen und der Secretär, dem die Ausfertigung eines solchen Firmans zukommt, hat nicht gewagt die Verantwortung allein über sich zu nehmen und ihn auszustellen; höhere Beamte sind zu Rath gezogen worden. Und nun rathe weshalb! — — Weil noch nie eine Frau einen Reisefirman begehrt hat. Es war mir vorbehalten diesen in den Annalen des osmanischen Reiches unerhörten Fall herbeizuführen und ich werde nicht ermangeln dies außerordentliche Document mit mir nach Europa zurückzubringen, weil es vielleicht einzig in seiner Art auf der Welt ist. Uebrigens sieht es ganz gemein aus und, wenn phönixselten, ist es doch mit nichten phönixschön.

Nun lebe tausend und aber tausend Mal wol, meine liebe Herzensmama, und wünsche mir eine glückliche Fahrt — denn wir haben immer Wind

und unruhiges Wetter, und ich muß nun ungefähr acht Tage auf dem Meer zubringen. Ich küsse Deine Hand.

XVII

Smyrna, Freitag, Septbr. 29, 1843.

Jezt bin ich in Asien, freilich nur in Kleinasien, aber doch wirklich und auch dem Namen nach aus unserm europäischen Welttheil heraus. Jezt bitte ich Dich, Herzensmama, Dir vor allen Dingen recht fest einzuprägen, daß ich keinesweges gesonnen bin aus Jubel darüber in Asien zu sein, Alles schön und herrlich zu finden was ich sehe. Durchaus nicht, Ich werde so Gott will! immer mein gutes unbestechliches Auge behalten, und nur das schön finden, was auf mich diesen Eindruck macht, gleichviel ob es in Asien oder Europa liegt und — dies vorausgeschickt — sage ich ganz beruhigt: Smyrna hat nichts Schönes als seine Weiber und seine Weintrauben. Doch ehe ich von Smyrna rede will ich Dir erzählen wie meine Reise verlief, und doppelt gern, weil ich mich ungewöhnlich gut befand. Dann schöpfe ich immer Hofnung und denke: „Nun habe

ich für immer die Seekrankheit überwunden, nun
kann ich ganz gewiß das Meer vertragen!" — Ob
dem so ist wird sich heut Abend zeigen, denn es
ist heftiger Wind und wir gehen um sechs Uhr fort.
Dienstag am 26sten, Nachmittags vier Uhr, trug
uns das sehr gute Dampfschiff Seri Pervas aus
dem goldnen Horn durch den Bosporus in den Pro-
pontis, und so schnell es auch ging, konnte man
Konstantinopel weit und mächtig ausgebreitet, bis
Sonnenuntergang herrlich beleuchtet, gewahr werden.
Ich war glückliche Alleinbesitzerin der Damenkabine,
hatte Licht und Luft in ihr, und glaube auch diesen
Umständen mein Wolbefinden zuschreiben zu müssen.
Mit der Nacht hob ganz konträrer Wind, Südwind
nd hohes Meer an, und wir behielten Beides bis
ur Einfahrt in die Bucht von Smyrna, d. h. über
ierundzwanzig Stunden. Ich verbrachte sie fein
uhig auf dem Sofa in meiner Kabine liegend, das
enne ich schon Wolbefinden auf dem Meer, und
eß mir erzählen bei welchen Punkten wir vorüber-
ihren. Ach, lauter Punkte die zu Poëmen gewor-
en sind und lauter Namen die wie Lieder klingen!
Bei Libyssa Hannibals Grab! das war ein Feind
würdig der alten Roma, denn er war so groß wie
hre größten Söhne. Hier starb er, im fremden Bi-
thynien, am selbstgewählten Gift, als sein Stern

nicht mehr vernichtend ihr zu Häupten stand. Sein Haß war sein Leben. Als er kein Mittel zum thatkräftigen Haß mehr hatte wollte er sterben, und starb. Gott, wie gefällt mir das bei den Alten! Ihr freiwilliger Tod ist auch durchaus nicht ein Selbstmord zu nennen. Sie waren immer voll von einem großen unegoistischen Gedanken; für den lebten sie und traten vom Leben zurück ohne Convulsionen egoistischer Verzweiflung, sobald er nicht mehr seine Stätte in der Welt fand. — Ueber die Dardanellen zog Xerxes mit seinem Heer und wurde überwunden von dem kleinen Athen; und über die Dardanellen zogen die Osmanen und eroberten Gallipoli, und das große byzantinische Reich war nicht im Stande sie nach Kleinasien zurück zu treiben. — Da ist Ilions Küste mit der Ebene von Troja, in der friedlich die Grabeshügel der beiden Todfeinde, Hectors und Achilles nebst dem des Patroklos sich erheben, und von Jahrtausend zu Jahrtausend den eignen Ruhm und die Unsterblichkeit ihres alten blinden Sängers erzählen. Alter Homer! wie müßtest du lächeln wenn du wüßtest welche Mühe sich die Speculation unsrer kleinen hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen. — Verläßt man die Dardanellen, die ehedem Hellespont hießen, und deren

Küsten weit an Schönheit hinter denen des Bosporus zurückstehen: so sind die ersten Inseln des Archipelagus Imbros, Lemnos und Tenedos; dann Mitylene, das alte Lesbos. An die Küste von Lesbos kam das Haupt des Orpheus geschwommen, nachdem der wunderbare Sänger, der für seine Liebe die Unterwelt — und durch seine Lieder die rohen thierischen Gewalten überwunden hatte, von den thrazischen Mänaden ermordet worden war. In seiner tiefen Begeisterung lag etwas, das ihrem tobenden Fanatismus gegenüber wie ein stummer Vorwurf aussah; sie tödteten den edlen Sänger. Die Bewohner von Lesbos gaben seinem Haupt ein ehrenvolles Grab; dafür segnete Apoll die Insel mit den Gaben der Poesie, sie ward Arions und Sapphos Heimat, die des Alcäus und Terpander's, der die siebensaitige Lyra erfand — und überdas mit einer schönen und reichen Natur. Samothrake sieht man fern und dunkel; dort war der Sitz der alten Orpheischen Geheimlehren, denn in den Jugendtagen der Völker sind ihre Sänger mit andern Gaben ausgestattet, als in ihren alterhaften oder greisesschwachen: Seher der Zukunft sind sie, Propheten, welche zu den Tagen der kommenden Zeiten heranzubilden versuchen, und in ihre Worte mehr hineinlegen, als die Menge faßt. Ob von den Einzelnen nicht auch

Manche sie mehr mißverstanden als verstanden haben? das frage ich mich jezt zuweilen, wenn mir so ein Ausdeuter des Dante oder Shakespeare in die Hand fällt. — Und abermals wurde es Nacht, und als der Morgen wieder kam, lagen wir schon ein Paar Stunden im Hafen von Smyrna vor Anker, und ich kam höchst gespannt aufs Verdeck. Mein erstes Wort war: „Aber ganz wie die spanische Küste bei Alicante und Carthagena!" und so ist es wirklich. Dieselben scharfen, nackten, gelbröthlichen Berge, die sich baum- und schattenlos schroff am Ufer erheben, in welches das Meer mit einem großen Golf hineingetreten ist: Smyrna selbst ist jedoch eine bedeutende Handelstadt, wie das südliche Spanien keine mehr aufzuweisen hat, wo über 100,000 Menschen bequem leben und Manche reich werden, und wo eine Art von europäischer Gesellschaft aus den Konsulfamilien aller Nationen sich gebildet hat. Das Frankenquartier am Meer, das zuerst in die Augen fällt und in dem sich natürlich auch die Gasthöfe befinden, sieht ziemlich europäisch aus, und ich glaubte schon mit Constantinopel von der Unsauberkeit Abschied genommen zu haben, bis ein Gang durch die Stadt mich eines Andern belehrte. Frappant ist ihre Lage übrigens nie; am wenigsten wenn man von den grünen Ufern des

Bosporus kommt. Ich bin nun in Jonien, auf diesem wundervoll begabten Boden, dem die herrlichsten Blüten griechischer und christlicher Bildung entsprossen sind; und seltsamer Weise ergreift dieser Boden mich nicht so mächtig, wie es mir sonst wol zu geschehen pflegt. Aber ich weiß auch weshalb. Jonien war kein in sich abgeschlossenes Ganze, wie die glücklicheren kleinen griechischen Freistaaten waren. An sie lehnt es sich mit seiner Bildung, mit seiner Sprache; ihnen liefert es seine großen Männer, seine Denker, Weltweisen, Dichter und Künstler, Hesiod und Herodot, Thales und Pythagoras, Homer und Anacreon, Parrhasius, Zeuris und Apelles. Das Alles begreifen wir unter hellenischer Bildung, und die Blüten derselben, wie Athen und Corinth, verschwimmen für uns auch mit dem Begriff ihrer Pflanzschule, die großentheils in Jonien war. Später, in den ersten Zeiten des Christenthums, fand es hier eine Stätte, wo es in der Kraft und Reinheit gedieh, wie die Apostel es gründeten; und der feurigste unter ihnen Allen, der am thätigsten und vielleicht auch am wirksamsten es zu verbreiten wußte, Paulus, war aus Kleinasien, aus Tarsus in Cilicien. Von Patmos herüber schrieb der Lieblingsjünger Christi, Johannes, an die sieben christlichen Gemeinden Kleinasiens die sieben Send-

schreiben, welche die Apokalypse einleiten, und die an Ephesus, Laodicea, Sardis, Thyatira, Philadelphia, Pergamus und Smyrna gerichtet sind. Da hat Smyrna eine schöne Ermunterung: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Es ist wol ein blühendes und reiches Leben, das sich um Smyrna gelagert hat und ihm größeren Glanz und Spielraum gönnt, als diese halb vernichteten Gegenden kennen; doch „die Krone des Lebens“ ist eine Verheißung, die hier unter der Herrschaft des Islams noch nicht die Zeit ihrer Erfüllung gefunden hat. So ansehnlich uud in blühendem Zustand wie Smyrna soll keine jener sechs andern Gemeinden sein, von denen einige als kleine Ortschaften, andre gar nicht mehr existiren, z. B. von Ephesus nur noch geringe Trümmer, und doch besaß es eins der Wunderwerke der alten Welt, den Tempel der Diana. Das ist nun Alles Staub und Asche! der Tempel ist verschwunden und die Gemeinde ist zerstoben, der Johannes schrieb: „Ich habe wider dich, daß du verlässest deine erste Liebe.“ Turkmanen haben da gehaust und Osmanen, und die Mongolen unter Timur haben mehr als dreißig Jahr ihre Zelte an dieser Stätte aufgeschlagen; dann fiel sie unter das türkische Joch, und nun ist sie ein ungesunder Morast, wo in dieser Jahreszeit böse

Fieber heimisch sind. Und das ist das klägliche Ende des alten und weltberühmten, prangenden Ephesus! — Uebrigens müssen jene christlichen Gemeinden sich nicht gar lange in ihrer ersten Reinheit erhalten haben, wie denn überhaupt die apostolische Kraft und Einfachheit nur so lange bestanden zu haben scheint, bis Constantin die christliche Religion annahm und sie dadurch gleichsam mit dem weltlichen Purpur bekleidete, der ihr nicht bestimmt ist, denn ihr Stifter spricht ausdrücklich: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Denn bereits im vierten Jahrhundert, als sie sich kaum erholt hatten von den Verfolgungen und Martern, welche die römischen Kaiser über sie verhängten, begannen die Christen untereinander uneins zu werden, und sich gemein zu zanken, wild zu hassen und blutig zu verfolgen, um der verschiedenen Deutung willen, welche einzelne unter ihnen aufstehende, spekulirende oder tiefsinnig mystische Lehrer, nicht sowol den Worten und Lehren Christi, als seiner Erscheinung selbst gaben, so daß die Christen nach und nach in ich weiß nicht was alles für Secten zerfielen: Arianer, Nestorianer, Jakobiten, Monophysiten, und unzählige Andre, von denen noch Manche im Morgenland existiren. Die Conzilien, auf denen diese traurigen Streitigkeiten nicht sowol geschlichtet, als durch irgend einen Machtspruch der

Mehrzahl oder eines Ueberlegenen unterdrückt wurden, fanden auch großentheils in diesem nämlichen Jonien statt, wie die von Nicäa, von Ephesus, von Chalcedon; und immer faßte man auf ihnen den Beschluß da eine Grenze zu ziehen, wo der Stifter unsrer Religion keine gezogen hat, nämlich im Glauben; denn er spricht ausdrücklich und einfach: „Der Glaube macht selig;" — und ganz und gar nicht: „Dieser oder jener Glaube." Es ist unerhört was die Theologie der Religion für Schaden gethan hat! Das ist ein Irrthum wenn man meint der Verstand schade ihr! O nein! der höchste Verstand wird sich am tiefsten vor ihr beugen. Aber die Charlatanerie die mit dem Verstande getrieben wird, der Scharfsinn der Spekulation, die Klügeleien der Gelehrsamkeit, die Spitzfindigkeiten des Zweifels, die schaden ihr fürchterlich und bis zum heutigen Tage, weil der Mensch die traurige Neigung hat sich beständig über dasjenige stellen zu wollen, was er erkannt hat. Daher meinen die Einen der göttlichen Satzungen entbehren zu können, weil dies oder jenes Dogma ihnen nicht haltbar erscheint, und die Andern verschanzen sich hinter Autoritäten jener Conzile um dasjenige unantastbar zu erhalten, wovon sie heimlich fürchten mögen, daß sie es nicht siegreich werden vertheidigen können. Und bei diesen Ein-

seitigen soll der Mensch die Wahrheit finden! Wer nicht in die Tiefe des eigenen Seins hinabsteigt und nicht dem eigenen Wesen aufrichtig Aug in Auge schaut und nicht dringend und glühend Frage und Forschung und Sehnsucht nach Erkenntniß hegt: der ist in unsrer Zeit übel berathen. Ich stelle mir zuweilen einen Menschen vor, der den reinsten und edelsten Glauben hat, der je in einer Seele Eingang finden kann: den Glauben an jene Seligkeiten, die Christus in seiner Bergpredigt bezeichnet, sie sucht, sie erstrebt, sie will, nur sie (denn das nenne ich den wahren Glauben: leben und weben, athmen und sein für eine Erkenntniß und in ihr) was das für ein vollkommner Mensch sein müßte und für ein seliger in seiner Vollkommenheit. Und dann frag' ich mich ob es zu seiner Vervollkommnung oder zur Erhöhung seiner Seligkeit auch nur eines Strohhalms Gewicht beitragen kann, wenn er der Meinung ist: Christus sei vor Erschaffung der Welt schon gewesen, oder erst nach ihr; — oder: Christus habe nur eine göttliche Natur oder nur eine menschliche oder beide verschmolzen gehabt; — und dann kann ich nicht anders als mit der tiefsten Aufrichtigkeit mir selbst antworten: Nein! — Ist denn eine solche Meinung überhaupt ein Glaube? bringt sie veredelnd in das menschliche Wesen ein? giebt sie

Kraft zur Besiegung der Trübsal? giebt sie Muth zum Kampf gegen die nimmer ruhende Verlockung? giebt sie Schwung, Zuversicht, Willen, irgend etwas das Lebensathem aushauchte? steht sie nicht da abseits wie ein fremder vornehmer Gast, den man nicht wagt an seinen Tisch zu laden und durch dessen Anwesenheit man sich doch einigermaßen beehrt fühlen soll? Aber mein Glaube, das ist mein Hausfreund, der sich mit mir an meinen Heerd setzt, auch wenn er kalt — an meinen Tisch auch wenn er leer ist und mir darüber hinweg hilft, und ein einziges Wort Christi hat mehr von jener lebendig machenden Kraft in sich, als die Beschlüsse von allen Conzilien Kleinasiens, die nicht im Stande gewesen sind einen Ausspruch zu erfinden an dem man sich halten mögte neben: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ — Und so sind es keine trostreiche und erhebende Gedanken, die mir begegnen, wenn ich in der Geschichte Joniens zurückgehe; bis zum tiefen Alterthum muß ich dringen um all das Wort- und Schulgezänk zu vergessen, und auf einer Reise nach Palästina liegt einem doch die christliche Vergangenheit näher am Herzen als jede andere. Ein Besuch der „sieben Gemeinden“ ist übrigens etwas, das bei den Engländern besonders sehr in der Mode ist. In meinem Plan

ag er nie. Ich will nach Palästina, ich will den Boden betreten, auf den das Wort Gottes wie ein himmlisches Samenkorn fiel. Was unter der Hand er Menschen daraus geworden ist, das sehe ich genugsam rund um mich herum in unsrer Welt, nd es sind Wüsten und Trümmer größer als die on Ephesus. — —

Meine himmlische Mutter, es macht Dir wol icht sonderlich viel Spaß wenn Deine Tochter Dir rzählt, daß sie in einigen Conflikt mit den Conzi- en geräth; also will ich Dir von dem Spazierritt zählen, den wir gestern machten, nachdem ich durch rühstück und Toilette den letzten Rest des dampf- hifflichen Unbehagens abgeschüttelt hatte. Drei Dör- r um Smyrna theilen unter sich im Sommer die olhabendere fränkische Bevölkerung: Burnabad, udscha und Sedikoi. Sie haben Landhäuser, Gär- n, Bäume, eine reiche Vegetation, welche die tadt selbst nicht hat. Man hatte uns Burnabad s das schönste genannt, und wir ritten auf fried- hen unlenksamen Eseln hinaus. Da ich nicht wie e türkischen Frauen à califourchon zu sitzen ver- he, so saß ich quer und mit dem rechten Fuß Steigbügel auf meinem breiten Sattel, was lerdings nicht sehr bequem war. Indessen hielt mich doch ganz gut, und wir ritten zwei Stun-

den lang durch die von der glühenden Sonnenhitze ganz ausgedörrte, ich mögte sagen pulverisirte Ebene, die nur schattenlose Oelbäume und vertrocknete Bachbette hat; denn hier ist man noch im hohen Sommer, obzwar man ihn bereits seit fünf Monaten genießt. Burnabad liegt nicht am Meer und hat nicht einmal die unmittelbare Aussicht darauf. Jedes einzelne Landhaus ist sammt seinem Garten von einer hohen weißen Mauer umzogen, so daß es sehr heiß und beklommen zwischen denselben ist, aber allerdings in ihnen recht freundlich — nur im ganz ganz kleinen Styl, etwa wie ein Blumenparterre sich zu dem verhält, was wir einen Garten nennen. Man kann darin auf einem schattigen Plätzchen sitzen und sich am Anblick der Granatgebüsche und Citronenbäume erfreuen; aber zu gehen, auf diesen schmalen graden, mit kleinen Steinchen oder Muscheln gepflasterten Wege (um den Staub zu vermeiden) das ist wirklich sehr unerfreulich. Der Dragoman brachte uns zuerst in das Haus eines reichen griechischen Kaufmanns, wo uns die Hausfrau äußerst gastlich empfing, uns erst in ihren kühlen hübschen Salon und dann in ihren heißen Garten führte. Die Aussicht vom Peristyl über der hohen Freitreppe vor dem Salon, war die einzige anmuthige die ich in Burnabad gefunden: über d

Cipressen des Gartens hinweg und zwischen den heißen rothen Bergwänden hindurch, sah man in der Ferne erquickend und kühlend das ewig unvergleichlich schöne Meer. Der Salon war ganz europäisch möblirt; die Tochter des Hauses saß am Flügel und spielte „Casta Diva;" wir erfuhren daß Smyrna im Winter italienische Oper habe; es war ganz wie an den Küsten Italiens oder Spaniens, und auch die große Freundlichkeit gegen uns Fremdlinge erinnerte mich angenehm an Andalusien. Mit Kaffee, Confitüren und frischem Wasser nach orientalischer Sitte zwei Minuten nach unserm Eintritt bewirthet, mit Blumen beschenkt, verließen wir nach einer halben Stunde dies gastliche Haus. Für unsereins, auferzogen in unsrer ceremoniösen europäischen Gesellschaft, wo kein Mensch mit dem andern spricht bevor er nicht wenigstens dessen Namen, noch lieber Herkunft, Stand, Ahnentafel kennt, ist es unbeschreiblich angenehm fremd in ein fremdes Haus zu treten und empfangen zu werden, als sei man ein erwarteter Gast. Ich kann mich nicht gleich besinnen wo der Spruch der heiligen Schrift steht: „Sei gastfrei; denn du kannst nicht wissen ob du nicht einen Engel beherbergst." Aber dies Gesetz geht sich noch immer durch das Morgenland, sogar weiter in die Levante, wie man das fränkische,

handeltreibende Morgenland zu nennen pflegt. —
Eines Engländers Campagne war etwas größe
und ausgebildeter angelegt als jene griechische, je
doch ohne die erfrischende Meeransicht; — und al
wir gegen fünf Uhr heimkamen war ich nicht seh
neugierig auf Budscha und Sedikoi. Langen Züge
von Kameelen begegneten wir bei der sogenannte
Karavanenbrücke auf dem Heimritt, die ins Inner
des Landes gingen. Sie schreiten alle langsam un
leise hintereinander her, und folgen keinem ander
Führer als einem Esel, der mit einem Glöckche
um den Hals den Marsch eröfnet. Die braun ge
brannten Gesichter der Führer, die obendrauf saße
oder nebenher gingen, hatten viel bestimmtere schär
fere Züge, als die welken türkischen Gesichter habe
Bei einem großen alten Brunnen am Wege wurde
die genügsamen häßlichen Thiere getränkt, und jede
wartete geduldig bis die Reihe an ihn kam. B
gegnet man in den äußerst engen Gassen von Smyrn
solchem bepackten Zuge, so muß man entweder um
kehren oder in ein Haus treten; denn zum Au
weichen ist kein Platz. Gegen fünf Uhr war
lieblich kühl geworden; da standen in der Franke
stadt all die wunderhübschen Smyrniotinnen v
ihren Hausthüren und plauderten nachbarlich m
einander, oder saßen bei geöfneter Hausthür in de

Vorsaal ihrer Wohnung en famille beisammen. Ja, die sind wirklich wunderhübsch! prächtig dunkle, große, lebhafte Augen, und schöne regelmäßige, von Geist und Leben bewegte Züge. Sieht man sie an, so begreift man die alte ionische Schönheit. Dazu tragen sie ein Tuch ungemein graziös um die dunkeln Haarzöpfe geschlungen, zuweilen von Seide, zuweilen von weißem Musselin mit bunten und goldenen Blumen in die Zipfel gestickt. Gott, wie lieblich ist die Schönheit! ich habe ja nichts davon daß ich die Smyrniotinnen in der Abendkühle vor ihren Thüren plaudern sehe, aber es stimmt mich ganz heiter. Von einer andern Schönheit Smyrnas habe ich allerdings etwas — denn ich esse sie, nämlich Weintrauben; Weintrauben wie man in Deutschland keinen Begriff von ihnen hat, so groß, so saftig, so feurig, kurz — das Ideal von Trauben. Die Feigenzeit ist vorüber zu meinem tiefsten Bedauern. Für Feigen habe ich eine unglückliche Leidenschaft, denn ich kann sie gar nicht in Deutschland befriedigen, und hier ist ihre Zeit leider um. Die berühmten getrockneten werden auf eine höchst unappetitliche Weise präparirt: man macht die Hände mit Speichel naß und dann klatscht man zwischen ihnen die Feigen breit und packt sie in Tonnen fest aufeinander, so daß sie zusammen kleben. Bis sie

nach Europa kommen sind sie so wie wir sie gern essen.

Die Gesellschaft von Smyrna macht, wie gesagt, noch ihre Villeggiatura, daher fand ich keinen der Konsuln an die ich Briefe hatte; aber heute kamen sie in aller Frühe in die Stadt. Der dänische Konsul erzählte mir: als er vor fast vierzig Jahren als ganz junger Mensch in seiner europäischen Heimat gewesen sei, habe er, ich weiß nicht durch wen in Holstein einen alten Mann kennen gelernt, der ihm durch seinen Geist, und seine hohe seltene Bildung und seine Liebe für die Astronomie einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht habe; und ob ich nicht mit ihm verwandt sei: es sei ein Herr von Hahn gewesen. Ich sagte ganz erfreut: das war mein Großvater, und auch er freute sich die Enkelin hier willkommen zu heißen. Aber es war mir recht merkwürdig nach so langen Jahren, an der Küste des ionischen Meeres, von einem mir ganz unbekannten Mann den Namen meines Großvaters so in Ehren gehalten zu finden. — In der Familie des holländischen Konsuls ist dieser Posten seit mehr als hundert Jahren gleichsam erblich. Ich liebe ausnehmend alle Erblichkeit; sie giebt eine gewisse Ruhe, die das Erworbene oder Erlangte nicht giebt; sie weckt nicht den kahlen Ehrgeiz dies oder

jenes erreichen zu wollen, sondern den edlen, welcher mit der Gewißheit des Erreichens Hand in Hand geht: die Obliegenheit aufs Allerbeste zu erfüllen. Stolz kann sie machen; eitel nie. Darum liebe ich sie.

Später machten wir einen großen Gang durch die Stadt und hinauf zu dem Berge, auf dem die enormen Ruinen des alten Schlosses liegen, das ehedem die Stadt beherrschte und zur römischen Zeit sehr prachtvoll war, jezt aber nur noch aus wenig Gemäuer, aber unglaublich viel Schutt besteht. Da übersieht man Smyrna, dessen Türkenquartier an einem Abhang dieses Berges, ganz getrennt vom Frankenquartier, wie eine besondre Stadt gelagert ist; die Ebene, die wie ein Leopardenfell aussieht, gelblich mit dunkeln Flecken — das sind die Gärten und die bebauten Felder; und dann das Meer von hohen Bergen umringt, die doch keine Mauer gegen den Sturm bilden, der es zerwühlt. Es war zu stürmisch da oben um sich lange aufzuhalten. Eine Schaafheerde stand ängstlich zusammengedrängt zwischen den Trümmern, nicht wagend nach spärlicher Nahrung umher zu suchen, und der bewaffnete Hirt der sie hütete, konnte auch nichts zu ihrem Schutz thun. Wir flogen wahrhaft bergab; und es that mir sehr leid, daß ich hernach, durch den unendli-

chen Schmutz des Judenquartiers, nicht auch fliegen konnte. Vorher, in der Frankenstadt, waren wir in einige Häuser getreten, die gar einladend aussahen. Der Vorsaal ist immer so breit wie die Hausthür und so tief wie das ganze Haus, mit Fußboden von Marmor und breiten Sofas; in der Tiefe ohne Thür, so daß man durch eine Veranda von Weinreben oder Rosen in ein Gärtchen hinein tritt, das freilich auch nur wenig Ellen breit, aber bunt und duftig, und im Hintergrund meistens mit einem Fontänchen geschmückt ist. Wie das lieblich aussieht, von der Straße aus durch die Hausthüren in die heimlich lockenden Gärtchen zu schauen, besonders wenn eine schöne Frau im kühlen halbdunkeln Vorsaal sitzt! — — Plötzlich muß ich die Feder fortwerfen und an Bord. Ade! Ade!

XVIII

Beirut, Freitag, Oktbr. 6, 1843

Gott grüß Dich, mein Clärchen! die Meerfahrt ist überstanden, frisch und munter hab ich Fuß gefaßt auf der lieben guten und wunderschönen Erde und das Erste was ich Dir erzählen will ist, daß

ich vorgestern Deine Gesundheit, wie sie Deinem Geburtstag zukommt getrunken habe, und zwar in dem berühmtesten Wein der Welt: im Cyperwein, und im Franziskanerkloster von Larnaka auf Cypern. Ach es ist mir wie ein Traum was Alles ich in der Nähe und Ferne gesehen habe und wo ich gewesen bin in diesen acht Tagen. Nur die Namen zu nennen Chios, Patmos, Samos, Rhodos — klingt das nicht wie ein lieblicher Akkord? macht Dir das nicht einen holdseligen Eindruck, als ob Du einen Strauß von verschiedenfarbigen, duftenden Rosen in die Hand nähmest? Ach wie schön ist die Welt, wie groß! und doch gar nicht so undurchdringlich weitläuftig, wie man es sich vorstellt ehe man ein Paar tüchtige Schritte in sie hinein gemacht hat. Da sitze ich so ruhig und wolbehalten am Fuß des Libanon, wie ich unter den Linden sitze, an der äußersten Küste des Mittelmeeres wie an der Ostsee; keine Gefahren hab' ich auf der weiten Reise überstanden, keine Schrecknisse haben mich bedroht, kein Finger hat mir weh gethan. Freilich — seekrank war ich! aber das ist mehr eine unbegreiflich ungeschickte Einrichtung meiner Organisation, als eine Krankheit, und ewig wol kann sich der Körper ja unmöglich befinden: drum leidet der meine auf dem Meer. Mit einem Fuß nur das Land

berührend, bin ich vollkommen gesund. Die Seekrankheit ist allerdings über alle Maßen störend; aber dennoch haben wir eine prächtige Reise gemacht, wenn ich so an sie zurückdenke und mich an Alles erinnere. Heute vor acht Tagen, Nachmittags fünf Uhr, gingen wir in Smyrna an Bord, und gestern früh mit Sonnenaufgang warfen wir hier auf der Rhede die Anker. Aber wir haben uns unterweges viel aufgehalten. In Smyrna traf ich noch einmal mit Grillparzer zusammen, der aus der Ebene von Troja dahinkam — doch nur flüchtig um von ihm Abschied zu nehmen. Ich freue mich recht daß ich in Wien, welches mir immer lieb gewesen ist, eine angenehme Bekanntschaft mehr habe; denn er ist mir angenehm, wie alle Menschen die bei einem schönen und großen Talent schlecht und recht geblieben sind, wie Gott sie geschaffen hat. Man sollte meinen das sei sehr wenig und sehr natürlich. Ja, wenig mag es wol sein; aber ach! nichts ist so selten als das Natürliche. Unser Boot tanzte heftig vom Quai bis zum Dampfschiff „Lodovico," und ich sah wol daß es eine schlechte Nacht geben würde. Wie eine Mauer stand eine schwarzblaue Stratuswolke im Westen, und die untergehende Sonne blitzte hie und da nur mit Funken, nicht mit Stralen, hindurch. Die Berge hat-

ten sich auch ganz hart und fest in ihre eigenen Steinmäntel gehüllt. Nirgends jene wundervollen Färbungen, jene Transparenz der Luft, jenes Verschwimmen und feine Abschattiren der bestimmt gezogenen Linien mit dem Aether, welche dem südlichen Abendhimmel solchen Reiz verleihen! So nahm ich Abschied von dem alten üppigen Lydien, wo einst Crösus seine ungeheuern Schätze häufte, wo Cyrus die persische Herrschaft ausdehnte, wo Alexanders unüberwindliches Schwert die Perser in den Staub warf, wo der mazedonische Feldherr Antiochus nach dem Tode seines Heldenkönigs das syrische Königreich gründete, wo diesem durch die Römer ein Ende gemacht ward, und wo die römisch-byzantinische Herrschaft, allmälig durch Turkmanen und Mongolen zerrieben, vor den Osmanen in den Staub fiel. Die osmanischen Sultane liebten fort und fort dies Land, nachdem sie auch längst Constantinopel besaßen, und schmückten die alte lydische Hauptstadt Magnesia mit dem Glanz ihrer Gegenwart und ihrer Bauten. Aber in dieser türkischen Herrschaft ist, wie ich Dir früher schon sagte, mehr ein zerstörendes als ein erhaltendes Prinzip, so daß sie zwar für den Augenblick etwas hinstellen — doch keine Dauer ihm geben kann. Ihr Scepter ist wie der Stab einer bösen Fee: auch ohne böse Absicht

thut er Schaden wohin er fällt. Die von ihm beherrschten Länder sind wie ausgesogen, wie vertrocknet im Quell des Lebens. An Menschen, an Erzeugnissen des Bodens, an Reichthum, produziren sie nicht den zehnten Theil von dem was sie in andern Tagen hervorbrachten; Luft und Erdreich deterioriren sich, denn in ihnen sind böse Elemente, die sich augenblicklich breit machen, wenn der Mensch mit seinem Leben, seiner Sorgfalt, seiner aufmerksamen Pflege ihnen nicht entgegen wirkt. Kein überwältigender Feind, kein vernichtender Eroberer hat unter der türkischen Herrschaft seine Zelte hier aufgeschlagen, und doch sind diese Länder verwüstet wie von mörderischen Feinden. Erdbeben haben allerdings furchtbar geschäftig das ihre gethan, und sie sind eine Gewalt, welche die Hand des Menschen paralysirt indem sie ihn selbst mit beständiger Furcht und Grauen erfüllt. Aber wenn nicht eine so stumpfe Despotie der eigentliche Genius der hohen Pforte wäre, wenn irgend Einer an Verbesserung, Aufschwung, Fortschritt dächte, wenn das Paschalik nicht ausgesogen werden müßte, damit die Abgaben bezahlt und die Beamten reich werden könnten: so müßte doch wol irgend Einer auf den Gedanken gerathen, daß es hier noch andre Dinge zu versuchen und einzuführen giebt, als die euro-

päische Uniform der Soldaten und ihr europäisches Exerziren und Manövriren — welches Alles nicht das Geringste dazu beiträgt um sie kriegerisch und tapfer zu machen. Wo Landbau und Handel nicht getrieben, beschützt und gehoben werden, da fehlt einem Staat die rechte wie die linke Hand, sowol die welche einnimmt, als die welche ausgiebt; denn alle anderen Quellen und Hülfsmittel erschöpfen sich mit der Zeit. Ganz ohne Fabriken ist dies Land denn aber doch nicht! in Brusa webt man recht hübsche Stoffe aus Seide und Baumwolle, manche mit Gold brochirt, andre wieder moirirt und satinirt, die auch in Europa getragen werden könnten, wenn man nicht dort Stoffe ganz von Seide für den nämlichen Preis hätte. Die berühmten Teppiche von Smyrna werden nicht in der Stadt selbst, sondern tiefer im Lande gewirkt, und sind denn freilich durch Dauerhaftigkeit und Schönheit auch den besten englischen weit überlegen, — der französischen und brüsseler gar nicht zu erwähnen. Auf dem Dampfschiff waren einige, und unter andern ein süperber in Besitz eines Paschas, welcher bis hieher mit uns gereist ist. Der „Lodovico" hatte eine äußerst bunte und zahlreiche Gesellschaft in seinem nicht übergroßen Raum versammelt, mit der ich nach und nach Bekanntschaft machte. So viel verschiedene Men-

schen auf einem so engen Platz zusammengedrängt habe ich nie gefunden; denn auf dem Donaudampfschiff bei meiner Abreise von Pesth war zwar die Menschenzahl viel größer, so groß daß sie vollkommen undurchdringlich und daher ungenießbar war: aber es waren lauter Ungarn und meistens Kaufleute; — hier aber alle Nationen, alle Religionen, alle Stände durch einander gemischt: ein Derwisch und ein Franziskaner, ein würtembergischer Pfarrer und ein maronitischer Geistlicher vom Libanon; jener Hassan Pascha und drei Bauern, deutsche Colonisten aus der Krimm, die sich im Thal Josaphat bei Jerusalem ansiedeln wollen; ein französisches Ehepaar das eine wahre Pilgerreise nach Palästina zu machen scheint, denn es will nur die heiligen Orte besuchen, und ein englisches Ehepaar das seine Honigmonate in der großen arabischen Wüste verbringen will; dann noch mehr Engländer, Deutsche, auch ein Schwede — Clärchen, es war unerhört amüsant! — Die Damenkabine war eine kleine, finstre unbequeme Höle, mit einem einzigen handgroßen Licht- und Luftloch. Zum Glück theilte ich sie nur mit der Engländerin, die wie ich des Reisens gewohnt, folglich auf Unbequemlichkeiten gefaßt war, und auch wie ich friedlich ihr Lager suchte, sobald sich das Dampfschiff in Bewegung setzte. Da ver-

hielten wir uns denn ganz still, obgleich es auf der vierzigstündigen Fahrt von Rhodos nach Cypern wirklich qualvoll war da unten auszuharren, und ärgerten uns ein wenig über die Französin, die täglich drei Mal, zum Frühstück, zum Diner und zum Thee, vor dem Spiegel unsrer Cabine Haube und Mantille zurecht rückte, uns dabei von ihren Kopfschmerzen, ihrem Schnupfen, ihrem fieberhaften Zustand erzählte, und nach vollendeter Toilette in den Speisesaal ging um dort mit großem Appetit zu essen. Der Gatte dieser Dame war ein Wesen, das allmälig wie ein bösliches von der ganzen Schiffsgesellschaft gemieden wurde, denn er begann seine Phrasen entweder mit: „Le grand-père de ma femme, le duc de ....“ — und: „Le cousin de ma femme, le marquis de ....“ —; oder er fragte nach dem Wege den man zu den Cedern des Libanon einschlagen müsse, eine Frage die wir, sämmtlich fremd wie er, ihm nicht beantworten konnten. Der Pascha war in andrer Art ein höchst lästiger Reisegefährte. Auf dem ohnehin schon engen Raum, der auf dem Verdeck für die Inhaber des ersten Platzes übrig blieb, standen und liefen immer ein halbes Dutzend seiner schmutzigen, zerlumpten Sclaven um ihn herum, Pfeifenstopfer, Pfeifenträger, Pfeifenbringer — was weiß ich für Gesin-

del, dem die nackten Beine in zerrissenen Pantoffeln steckten und der Elbogen aus dem zerrissenen Rockärmel sah. Hatte Jemand etwas in Händen, das dem Pascha auffiel, ein Opernglas z. B. oder ein Fernrohr: so winkte er einem Sclaven, und der Sclav nahm sofort Opernglas oder was es war, aus den Händen des Besitzers und reichte es seinem Herrn. Der besah und versuchte es, und gab es, wenn er dessen überdrüssig war, dem Sclaven — dieser es dem Besitzer zurück. Diese Art zu sein fanden Einige allerliebst, naiv, kindlich; ich fand sie nur grob, denn er benahm sich als sei er Herr und Gebieter des Schiffes, und seine stupiden Sclaven machten einmal die Engländerin aufstehen, um seinen Teppich grade auf ihrem Platz im Schatten auszubreiten. Einmal gab es eine Szene. Einer von seinen Leuten hatte den Maschinisten geschlagen und der äußerst nachsichtige Capitän begehrte diesmal Genugthuung, sonst würde er den Sclaven auf der ersten besten Klippe aussetzen: dergleichen dürfe nicht statt finden. Das begriff denn doch der Pascha. Er ließ den Sünder kommen und neben seinem Teppich niederknien, riß ihn beim Kopf herunter und züchtigte ihn mit der Hand, dann mit seinem Pantoffel, wie man Kinder züchtigt. Als er ihn darauf mit dem Fernrohr bearbeiten wollte, sprang

der Derwisch hinzu und zog den heulenden Sclaven fort, der ganz wie ein ungezogenes Kind heulte, und der Pascha griff wieder zu seinem Tschibuk. Wie roh, wie brutal das Alles war, kann ich gar nicht genug sagen, und ich würde es überhaupt nicht erwähnt haben, wenn es nicht zur türkischen Sittenschilderung gehörte. — Die drei schwäbischen Bauern, welche sich während der ganzen Fahrt nicht von ihrem Deckplatz bewegten, haben eine recht merkwürdige Geschichte. Wie das die Würtemberger viel thun, so wanderten auch sie vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren mit andern Landsleuten aus, und zwar nach dem südlichen Rußland, wo sie sich im Schutz der Regierung ansiedelten, einen vortreflichen einträglichen Boden bebauten, nicht mehr als achtzehn Kreuzer per Mann Abgabe zahlten, und sich ganz zufrieden fühlten. Ihre Kolonie wuchs zu einigen hundert Seelen an. Sie sind Protestanten. Jezt scheinen religiöse Streitigkeiten unter ihnen ausgebrochen zu sein, denn es entstanden Separatisten, und unter diesen bildete sich der Glaube aus: die Zeit der Erfüllung einer apokalyptischen Verheißung sei da; Christus werde auf die Erde kommen, tausend Jahr in Wonne und Frieden die Welt regieren, und im Thal Josaphat die Seinen ganz besonders nah und begnadigend um sich versammeln;

— und sie, seine Getreuen, müßten dahin und seine Ankunft erwarten. So wollten sie denn zuerst Alle auf einmal auf und davon ziehen, bis sie denn den vernünftigen Vorstellungen von Seiten der Regierung insofern Gehör gaben, daß sie nicht blindlings mit Weib und Kind ins Thal Josaphat, d. h. ins Elend gingen, sondern zuvor drei Abgeordnete erst nach Constantinopel und dann nach Palästina schickten um sich von der Möglichkeit ihres Vorhabens an Ort und Stelle und mit Autorisation der türkischen Regierung zu überzeugen; — und jene Bauern im schwäbischen Wamms, mit dem breitkrämpigen schwarzwälder Hut und der breiten allemanischen Sprache, waren nun eben die drei Abgeordneten. Zu dem Bruder des würtembergischen Pfarrers hatten sie Vertrauen gefaßt und ihm erzählt was ich Dir hier wieder erzähle. Auf seine Frage, woher denn grade sie wüßten, daß Christus auf die Erde kommen würde? ist die Antwort gewesen: Einigen unter ihnen hätte es das Herz gesagt. — Und auf diese Aussage hohler exaltirter Köpfe baute eine ganze Gemeinde fest genug um ihre ruhige zufriedene Gegenwart einer idealischen Zukunft zu opfern! Welch einen Grad muß der stumpfe Fanatismus da schon zuvor erreicht haben um dies möglich zu machen, und wie tüchtig müßten diese Menschen sein

und handeln können, wenn sie nicht zur Thorheit mißleitet wordon wären! Ob man aber nicht von Seiten der Regierung Leute ins Irrenhaus bringen müßte, denen „das Herz“ so verderbliche, dem Wol Anderer nachtheilige Dinge sagt: das wüßte ich gern. Im Mittelalter spukten die Ideen vom tausendjährigen Reich, so wie vom Untergang der Welt zu verschiedenen Zeiten in allen Köpfen. Man hat es immer als eine Spekulation der katholischen Kirche darzustellen gewußt, welche durch Verbreitung solcher Ideen Herrschaft über die Seelen und gelegentlich über die Geldbeutel zu gewinnen suche. Jezt, manches Jahrhundert später, thun in unsrer aufgeklärten Zeit Protestanten dasselbe. — Mit dem würtembergischen Pfarrer sprach ich viel. Er war ein eifriger Hegelianer und so recht in der vollen Verehrung seines Meisters; sechs Jahre hatte er seine Werke studirt ohne den Geist bewältigen zu können, der ihn daraus ansprach; endlich war es ihm doch gelungen, und nun fühlte er sich befriedigt und klar. Für meinen unphilosophischen Kopf ist dergleichen nun völlig unbegreiflich, weil ich meine, wenn ich Neigung hätte die sinnliche und übersinnliche Weltgeschichte von ihrem Urgrund bis zu ihrem Ziel in ein System, d. h. in eine folgerechte und zusammenhängende Entwickelung zu bringen: so würde ich

lieber sechs Jahre meines Lebens verwenden um mir mein eigenes aus-, als um mich in ein fremdes hinein zu studiren. Denn bei den fremden kann man ja gar nicht gewiß sein ob man das rechte gefunden, und ob man nicht nach so ausdauerndem sechsjährigen Studium auch ein Fichtianer oder Schellingianer geworden wäre. Und das scheint mir mißlich! noch weit mißlicher aber, ob man weise daran thut sich irgend einem Philosophen unbedingt mit vollem Glauben und ganzer Seele in die Arme zu werfen, da bisjezt noch Jeder, der in der Mode war auch wieder herausgekommen ist, und alsdann zu dem Urtheil Veranlassung gegeben hat daß, wie groß auch sein Einfluß gewesen, er zur genügenden Erkenntniß der Dinge dennoch unzureichend sei. — Am Meisten habe ich mich gewiß mit dem Franziskanerpater Jean-Battiste aus den Kloster San Salvador zu Jerusalem unterhalten, der in Geschäften seines Ordens aus Paris und Constantinopel kam, und das französische Ehepaar von Rom aus auf der Pilgerfahrt begleitete — was ihn nicht immer zu amüsiren schien. Denn der Pater Jean-Battiste ist troz seiner groben Kapuze, seiner Sandalen und seines Strickgürtels ein Mann, der sich wie jedes andre Weltkind lieber amüsirt als langweilt. Sechsunddreißig Jahr ist er alt und seit

dem sechszehnten in den Orden getreten. In seiner Heimat, Genua, ist dieser frühe Eintritt erlaubt; im Kirchenstaat und in Toscana nicht vor dem vierundzwanzigsten. Ich sagte: „Wer kennt bei sechszehn Jahren das Leben? und wer kann demjenigen entsagen, was man nicht kennt"? — Er sagte gelassen: „Man kennt es und weiß sehr gut was man thut." — Aber ich glaube ihm nur ausnahmsweise. Er ist ein schöner Mann, so weltlich schön, mit klugen freundlichen Augen und einem sarkastischen Munde. Er erzählte mir viel von den Verhältnissen seines Ordens im Orient, was mich sehr interessirte. Nach dem unglücklichen Ende der Kreuzzüge war das heilige Grab wie das ganze gelobte Land in der Gewalt der Muhamedaner, und die Klöster zerstört, die Mönche und Geistlichen vertrieben, die Pilger wenn sich deren noch fanden, ohne Beistand für Leib und Seele. Da erbat sich St. Franziscus zu Rom vom Papst für seinen neugestifteten Orden die Vergünstigung nach Palästina gehen und sich der Pilgrimme wie der dort ansässigen Christen auf jede Weise annehmen zu dürfen — eine Vergünstigung die er im Jahr 1304 mit Ausschluß andrer Orden — nur nicht der Carmeliter — empfing, und die damals eine Art von Märtyrerthum, wenigstens eine höchst gefährliche Mission war. Die

Franziskaner begannen ihr Werk mit jener unermüdlichen Ausdauer, welche die katholische Kirche bei allen ihren Unternehmungen auszeichnet, und zu denen sie Ordensgeistliche braucht, sobald es weit in die Zukunft hineinreichende Interessen gilt, weil diese fest im Geleise des Ordensgeistes bleiben, und außerhalb desselben nicht handeln können, weil sie alsdann nur wie ein todtes Glied eines lebendigen Körpers dastehen würden. Durch die ganze Levante, von Constantinopel bis Damaskus und bis Fayoum auf der Grenze von Oberägypten, sind die Klöster der Terra santa — wie ihr gemeinschaftlicher Name ist — verbreitet. Sie stehen sämtlich unter dem von San Salvador zu Jerusalem und werden von dort aus meistens rekrutirt aber, wie sich von selbst versteht, immer nach der Bestimmung des Franziskanergenerals, der zu Rom mit den übrigen Ordensgeneralen residirt. Sie sind theils Herbergen für alle Pilger ohne Unterschied der Person und der Confession, theils Schulen für die christlichen Kinder, theils Hüter der heiligen Stätten, zuweilen das Alles zusammen, und immer ein Mittelpunkt und Sammelplatz für die katholischen Gemeinden. Missionäre sind sie nicht; dies Geschäft wäre ein vergebliches zwischen den Bekennern des Islam. Dabei fällt mir ein, daß ich in Constan-

tinopel einen amerikanischen Missionär, d. h. einen Deutschen in Diensten der amerikanischen Mission, die von der schottischen oder presbyterianischen Confession ist, kennen gelernt habe. Es sollen ihrer viele dort sein, und ihre Wirksamkeit auf die Juden richten; ob mit Glück, hörte ich nicht. — Aber um auf die Klöster der Terra santa zurück zu kommen! sie stehen sämtlich unter dem Schutz des allerchristlichsten Königs, nämlich des französischen. Ist das nicht eine Anomalie? Frankreich, das auf seinem Boden alle Klöster aufgehoben, und gar eine Zeitlang die christliche Religion selbst abgeschafft hat, ist noch aus den Tagen Ludwigs des Heiligen Protektor der Klöster im Orient geblieben. Uebrigens haben sie durch die Revolutionen in Frankreich und Spanien seit fünfzig Jahren sehr gelitten, denn sie bestehen nur durch freiwillige Beiträge und Almosen. Die griechische Kirche ist mit ihren Klöstern in demselben Maß, vielleicht begünstigt durch den mächtigen russischen Schutz, emporgekommen, und die armenische desgleichen, welche für sich die großen Reichthümer ihrer Bekenner hat, die meistentheils Banquiers, Handelsherrn und Kaufleute und die ersten Finanzbeamten des türkischen Reiches sind. Jeder Firman zur Autorisation irgend eines mit dem kirchlichen Wesen zusammenhängenden Aktes zur

Gründung einer Schule, zur Ausbesserung einer Kirche, muß erkauft und so theuer wie möglich bezahlt werden, und da die Armenier reich sind, stehen ihnen die Firmans zu Diensten. Diese drei Confessionen sind die herrschenden in der Levante. Die katholische Kirche betrachtet die Griechen als Schismatiker wegen ihrer Abtrennung vom päpstlichen Stuhl; aber die Armenier als Häretiker, weil sie andern Dogmen folgen und Monophysiten sind, d. h. sie glauben nur an die göttliche Natur in Christus. Fragst Du wie das zu verstehen sei, so muß ich wiederholen, was ich neulich Einem von Euch schrieb: zu verstehen sind diese Dogmen gar nicht, zu deuten unendlich! — Genug, das Conzil zu Chalcedon erklärte sich im Jahr 451—53 für die gezweite Natur Christi, und somit war die Trennung vollzogen. Das griechische Schisma trat später im Jahr 858 ein und der letzte Versuch der Vereinigung fand auf dem Conzil zu Florenz 1439, aber vergeblich statt. Hier in Syrien bilden die Maroniten eine bedeutende Secte der katholischen Kirche. Der Ritus soll anders sein und die Geistlichen dürfen sich verheirathen. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, entgegnete der Pater: „L'église tolère tout ce qui n'attaque pas la foi.“ Und das ist im Grunde eben so weise als gut, da sie

och nur eine geistige Herrschaft haben soll und zu-
leich die Macht behält das Prinzip immer aufrecht
ı bewahren. Was ich Dir da oben Alles erzählt
abe, erzählte mir übrigens der Pater nicht, und
och weniger die Streitigkeiten in welchen jene drei
irchen in Palästina untereinander leben. Ich habe
ereits in Constantinopel so viel darüber gehört, daß
h jedes Gespräch mied, das diese Wendung neh-
en konnte, aus Furcht einen allzugroßen Wider-
illen gegen die christlichen Zustände in Jerusalem
ı fassen und mit Vorurtheil dahin zu kommen. Ein-
al geriethen wir ins Gespräch über den großen
treit der Jesuiten und der Jansenisten, der unter
udwig XIV. halb Frankreich in Bewegung setzte,
ıd sich darum bewegte: ob im Menschen die gött-
he Gnade oder der freie Wille wirksam sei. Ich
n nun ganz für die Gnade — vielleicht weil
) an mir selbst gelernt habe, wie beschränkt der
eie Wille ist. Als der Pater fragte, ob das eine
oteſtantische Ansicht sei, war ich in der That be-
ämt gestehen zu müssen, daß ich durchaus nicht
isse, was die protestantische Kirche darüber lehre;
er als er sagte man müsse nicht zu viel über solche
inge grübeln, da mußte ich lächeln, denn ich weiß
cht gut, daß damals der Papst eine Bulle gegen
e Jansenisten und ihre Lehre von der Gnade er-

gehen ließ, weil, wenn göttliche Gnade die einzig wirkende Kraft in der Menschenseele ist, die Kirche alle Macht über die Seelen verlieren würde*). — Du wirst ganz erstaunt fragen, woher ich die Zeit zu so verschiedenartigen Diskussionen nahm, da ich doch auch immer mit der Engländerin in der kleinen Cabine mich befand. Nachdem wir Freitag Abend sechs Uhr aus Smyrna fort- und die Nacht hindurch gegangen waren, lagen wir vierundzwanzig Stunden in der Bucht von Tschesme, der Insel Chios gegenüber, vor Anker, nachdem der Capitän einen vergeblichen Versuch gemacht hatte ins Meer hinaus zu gehen. Der Wind war so stark und so ganz konträr, daß das Schiff so gut wie gar nicht von der Stelle kam, und daß er fürchtete seinen Kohlenvorrath zu verbrauchen ohne Rhodos zu erreichen. In der denkwürdigen Bucht von Tschesme macht

---

*) Eben jezt habe ich mich sehr mit Luthers Schriften beschäftigt und also auch seine Ansichten über die Gnade und Gnadenwahl kennen gelernt. Sie stimmen durchaus nicht mit dem was ich oben unter Gnade verstand zusammen. Ich nenne Gnade die unberechenbare, nicht von unserm Willen und unsrer Willkür abhängende Kraft, die sich in gewissen Momenten durch das Gewirr unsrer Leidenschaften und durch die Nebel unsrer Mattherzigkeit unwiderstehlich Platz macht und uns erleuchtend, erlösend, erkräftigend auf die ersehnte Höhe innerer Freiheit stellt.

Dresden, im Julius 1844.

ch diese verschiedenartigen Bekanntschaften, und hatte nebenbei Zeit mir die Szenerie und Umgebung genau zu betrachten; denn dieser Ort ist wichtig in der türkischen Geschichte. Hier empfing die türkische Flotte am fünften Julius 1770 den Todesstoß von welchem sie sich nie wieder erholt hat, als die vereinte russische und englische Flotte unter Orloff und Elphinston sie durch Brander in die Luft sprengte. Das Städtchen Tschesme liegt unansehnlich zwischen dem Gestade und kahlen zerklüfteten Bergen; aber seiner Bucht gegenüber liegt die reizende Insel Chios, in der Morgenbeleuchtung mit silbernen Bergen — Mittags mit goldrothen und Abends mit violetten geschmückt, deren Linien zugleich sanft und bestimmt, ganz von ionischer Schönheit sind. Wie eine Wunderblume oder eine kostbare Muschel schwamm das reizende Eiland auf den Wellen, und durch ein Fernrohr sah man seine Häuser und Gärten. Vor zwanzig Jahren, beim Aufstand Griechenlands gegen die Pforte, haben die Türken hier Grausamkeiten und Metzeleien verübt, deren Spuren noch nicht vertilgt sein sollen; aber so aus der Ferne sieht man nur die Schönheit, die Gott ihr gegeben hat — wie man bei einem lieblichen Antlitz auch nicht gleich die Schmerzen gewahr wird, die im Herzen wohnen mögen. Jenseits der Berge von Tschesme, land-

wärts, finden sich die Ruinen von Erythräa. Im tiefsten Alterthum war das die Heimat jener Sybille die mit der persischen, der samischen und der cumäi schen den Ruhm der größten Weisheit und des schärf sten Tiefblicks in die Zukunft theilte. Sehnsucht nac einer bessern Zukunft: das ist ein Familienzug de dem Menschengeschlecht seit seinem Urbeginn aufge prägt ist. Die verschiedenartigsten Götter, Gesetz und Entwickelungen haben die Völker, in ihren Spra chen verstehen sie sich nicht, in ihren Bestrebunge stehen sie sich feindlich gegenüber, nichtachtend od verdammend rollt eine Epoche über die andre da hin; — aber in dem einen unverwischlichen Zug sind sie alle, alle, von Jahrtausend zu Jahrtausen Brüder, und diese Sehnsucht, als Seufzer, od Angstschrei, oder Klageruf ausgesprochen, hallt w ein langes Echo in die Ewigkeit hinein. Dies Sehnsucht kamen die einzelnen Menschen mit de göttlich begabten großen Seelen entgegen und gab ihr das, was ihr den Stachel, aber nicht de Schwung nimmt: ein Ziel, und den Glauben dies Ziel. Meinst Du daß die alten Priester den Tempeln von Memphis und in dem Hain v Dodona armselige Betrüger — daß die Sybillen u Propheten extravagante Schwärmer waren? glaube nur: sie erkannten das Bedürfniß der Me

chennatur, die unabweislich noch etwas Andres ver-
angt als Brot und Arbeit; und darum waren sie
eren höchste Woltthäter, größer als die welche
Spinnmaschinen oder Runkelrübenzucker oder Dampf-
vagen ihr gaben; sie gaben ihr den Glauben an
ie eigene, ewige Vervollkommnung. Leben und stre-
en in diesem Sinn, nach diesem Ziel: das giebt
ie Wonnen des Olymps, oder die Seligkeiten der
lysäischen Gefilde, oder die ewige Seligkeit, oder
as Reich Gottes — denn anders als in seiner
Sprache kann Keiner reden! — Dies Streben ge-
veckt zu haben, das ist einem müden Wanderer einen
üchtigen Pilgerstab und eine Wasserflasche gereicht
u haben; damit suche er sich die Heimat auf. Nur
ie falschen Propheten, die blinden Fanatiker, welche
uch jede Zeit neben jenen Sehern gebar, nur sie
prechen zu ihm: Jetzt hast du sie erreicht. Christus
ehrt beten: „Dein Reich komme!" — aber die Se-
aratisten schicken jene armen Bauern ins Thal Jo-
aphat, weil da sogleich das tausendjährige Reich
eginnen werde. — — Nun, liebes Clärchen, ich
atte vollauf Zeit über dies Alles nachzudenken, denn
Sonntag, am ersten Oktober, um halb sieben Uhr
Morgens liefen wir abermals aus der Bucht von
Tschesme und kehrten nicht wieder zurück, obzwar
ie See noch immer sehr hoch ging. Ich wollte

höchst ungern in die dumpfe Cabine, wollte für mein Leben gern Patmos sehen und die andern schönen Inseln, und versuchte daher mich, wie der Pascha auf dem Verdeck zu etabliren; aber seine Sclaven machten mich vor Ungeduld ganz nervenschwach indem sie mir immerfort über die Füße trabten und seine Pfeife neben mir ausschütteten. Drum ging ich in die Cabine, und blieb dort bis wir Montag früh Rhodos erreichten. So habe ich denn nicht Samos gesehen, wo Pythagoras geboren ist, der seine Jünger lehrte nie anders als mit Hymnen den Aufgang der Sonne, als eines Boten des Lichtes, zu begrüßen. Nicht Patmos, das dem Evangelisten Johannes während seiner Verbannung eine Stätte bot, und woran wir so nah vorüber geschifft sind, daß man das griechische Kloster auf einem seiner Hügel deutlich erkannt hat. Nicht Cos, Heimat des Apelles, dessen Name als ein Gegenstand der Verehrung traditionel von einem Malergeschlecht zum andern übergeht, ohne eine andere Basis zu haben, als die Bewunderung des Alterthums, denn nicht ein Pinselstrich seiner Hand ist auf spätere Tage gekommen. Nicht auf dem Festlande die Felsen von Cnidos, bei denen die Ruinen der Stadt liegen, die Praxiteles geboren, und die seiner Venusstatue den Namen gegeben hat. Vor einem Jahr sah ich in

der Glyptothek zu München eine, die den Namen Venus von Cnidos trug. Ob das die rechte war? — Aber wie arm an Allem was Kunst und Bildung ist, sind jetzt diese Stätten, und wie reich fühlt sich das Abendland im Besitz einiger ihrer Brosamen.

Ein tiefblauer wolkenloser Himmel breitete sich über Rhodos aus, als wir uns am Morgen des zweiten Oktober auf dem Verdeck zusammendrängten um die altberühmte Insel so früh wie möglich zu sehen, die eines der Wunder der Welt trug. Rhodos heißt auf griechisch die Rose, und Rhodos hieß die holde Tochter der Aphrodite, welche Phöbus hier auf dem Atabyrisberge sah und ihr seine Liebe schenkte; so lautet die Sage, welche die Insel zur Lieblingstätte des Sonnengottes heiligte. Seine Statue war es, die man in Erz achtzig Ellen hoch goß und über dem Hafen aufstellte, ihm zu Ehren und Dank, nachdem Demetrius der Städtebezwinger im Jahr 282 vor Christi Geburt Rhodos belagert und nicht bezwungen hatte. Erdbeben, von denen diese herrlichen Himmelsstriche so viel zu leiden haben, stürzten dies Weltwunder; aber als die Araber 672 nach Christus die Insel eroberten, sollen dessen Trümmer noch 9000 Centner gewogen haben. — Die Stadt steigt amphitheatralisch am Ufer auf und verläuft in eine weite, reichbebaute Ebene. Ihre Mauern und

Thürme geben ihr ein behelmtes Ansehen, und einzelne Palmen wehen wie Friedensfahnen über dem ritterlichen Krieger, der hier noch in voller Rüstung auf der Todtenbahre zu liegen scheint. Der Atabyris dominirt die ganze Insel, die von der heißen Sonne in farbige Glut getaucht war. Sie sah wunderprächtig aus! Ob diese Sonnenstralen nicht das Erz geschmolzen haben, welches die uralten Bewohner der Insel, die Telchinen, so zauberhaft kunstreich zu bearbeiten wußten, daß ihre Gebilde eine unwiderstehliche Gewalt über die Seele des Beschauenden übten? Nein nein! es waren nicht die Sonnenstralen dabei im Spiel, und keine magischen Sprüche sprachen jene alten Meister über ihre herrlichen Schöpfungen! ihre Magie — das war ihr Genius. Gott! hätten wir doch jezt noch Künstler von denen wir sagen mögten: sie sprechen Zaubersprüche über ihre Gebilde, so übersinnlich bemeistern sich diese unsrer Seele! — Rhodos hat zwei große, herrliche, glanzvolle Epochen gehabt: die hellenische, als sie eine Stadt der Künste war, mit drei tausend Statuen ihre Plätze — und mit den Werken des Zeuxis und Apelles ihre Hallen geschmückt hatte; und die christliche, als das Kreuzpanier der Johanniter über ihren Zinnen wehte. Von jener ist Alles verschwunden; von dieser besteht Alles — nur nicht

das Panier. — Die christlichen Völker des Mittel-
alters hatten längst ihre Sehnsucht nach dem Besitz
des heiligen Grabes nicht sowol aufgegeben, als
gänzlich vergessen; die christlichen Herrscher hatten
sich längst darauf beschränkt nicht das gelobte Land,
sondern nur ihr eigenes gegen die Türken zu verthei-
digen. Aber es existirte noch immer ein Völkchen,
das, wenn auch hundert Mal unterliegend, dennoch
unbesieglich in der Ausdauer blieb die Türken zu be-
kämpfen; ein Völkchen, das ohne Heimat, ohne
Heerd, ohne Weib, ohne Kind, ohne irgend etwas
das der materielle Mensch unsrer Tage für noth-
wendig zum leben hält, lebte — und glorreich lebte:
denn es lebte für eine unegoistische Idee. Ein gan-
zes Volk? fragst Du. Ja, ein ganzes Volk von
Männern, immer neu geboren aus dem besten Blut
des Occidents: die Johanniter. Zu den Gelübden
des Mönchthums fügten sie das des Ritterthums:
den Kampf ohne Ruh und Rast für das Recht. Sie
vertheidigten die Rechte Gottes auf Erden, seine
Altäre, seine Kirchen, seine Gemeinden, seine Schutz-
und Hülflosen, seine Armen und Kranken. Aus
einem reineren und edleren Sinn ist nie ein Orden
geboren. Dabei tritt mir der Unterschied recht grell
entgegen, der zwischen einem solchen Orden und un-
sern modernen Associationen, Vereinen, oder wie sie

sich nennen mögen! besteht. Bei jenem mußte der Mensch sich selbst hingeben, ganz und gar, ohne Rückhalt und Vorbehalt, nichts für sich, Alles für das Ganze thun; bei diesen giebt der Mensch sein Geld, oder seine Stimme, oder einen Tag in der Woche, oder sonst etwas, und behält alle seine persönlichen Verhältnisse, seine geistigen und sinnlichen Interessen bei. Es ist ganz natürlich, daß jener Außerordentliches leisten kann, sobald er sich tüchtige Zwecke setzt; für diese ist es unsäglich schwer. — Nun, es war gewiß etwas Außerordentliches, daß die Johanniter über dreihundert Jahr nach ihrem Ursprung noch für dieselbe Idee lebten aus der sie geboren waren. Die Tempelherrn waren schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an der Scilla und Charibdis alles Menschenwerkes, am eignen Uebermuthe und am fremden Neid, untergegangen. Die deutschen Herrn, welche ihre Kreuzzüge im Norden Europas gegen die preußischen Heiden gemacht, und mit der ohnehin bedenklichen Bekehrungssucht eine noch bedenklichere Eroberungslust verbanden, hatten einen eigenen Staat gegründet, der bald ein ganz weltlicher werden sollte. Nur die Johanniter kämpften noch immer jeden Fußbreit ihrer Existenz den Türken ab, und aus allen festen Punkten in der Nähe des gelobten Landes vertrieben, eroberten sie

sich im Jahr 1411 unter ihrem Großmeister Foulques de Villaret die Insel Rhodos, vertrieben die Türken daraus, und setzten sich fest. Im Jahr 1440 schlugen sie die Belagerung des Sultans von Egypten zurück; 1480 die gefahrvollere, der Flotte Sultan Muhameds II.; 1522 schlug ihre letzte Stunde. Am Christtage, nach einer sechsmonatlichen Belagerung, die Sultan Suleiman der Große selbst leitete, mußte der greise Großmeister Villiers de l'Isle Adams die Stadt übergeben. 600 Ritter und 5000 Reisige, und die Bewohner der Stadt, Weiber und Kinder inbegriffen, hatten wie Löwen vom Johannistag bis zum zwanzigsten Dezember gegen Suleimans 100,000 Mann starkes Heer gekämpft. Mangel an Allem, an Lebensmitteln wie an Vertheidigungsmitteln, erzwang die Uebergabe, und am Neujahrstag 1523 verließen die übriggebliebenen Johanniter die schöne Insel, und siedelten sich 1530 auf Malta an, das Carl V. ihnen gab. Der Türk zog hinein: der Schakal in die Wohnung des Löwen. Diesen Eindruck machte mir die Stadt im höchsten Grade! Wie die Johanniter sie verlassen haben, so haben sich die Türken hinein gesetzt, nichts hinweg noch hinzu gethan, sondern nach ihrer Art der Zeit den Ruin überlassen — und die vernichtet langsamer als die geschäftige Menschenhand. Thore, Thürme, Mauern, die St. Jo-

hanneskirche, die „Strada dei Cavalieri", sind ganz und gar abendländisch. Es macht recht traurig durch diese Straße zu gehen, die zierliche Steinmetzarbeit an den Thürpfosten und Fensterrahmen zu sehen, die Wappen über den Thüren zu betrachten, hier noch ein Stückchen schön gearbeiteten Gesimses unter einem zerfallenden Dach, dort eine Säule in eine Thürschwelle verwandelt zu entdecken. In manchen Fenstern sind noch die wolerhaltenen steinernen Fensterkreuze, wie man sie bei uns nur in den ältesten Häusern alter Städte findet. In andern Fenstern sind sie ausgebrochen oder diese selbst sind vermauert, so daß die niedlichen Steinguirlanden sich scharf von dem weißen Kalk abzeichnen. Schutt und Kehricht liegt hoch um die Häuser herum. Einige scheinen ganz wüst, und andere halb verfallen zu sein — wie Kleider welche dem Träger nicht passen. Der Schakal muß heraus — der Türk muß fort! so dachte ich immer und immer; und einen „König der Inseln" dachte ich mir aus, der all diese wundervollen Eilande frei und glücklich machen und zu der Blüte emporbringen mögte, die sie in alten Tagen gehabt, wie z. B. Samos unter Polykrates hundert Kriegsschiffe ausrüstete. Möge man so gering man wolle von diesen alten Kriegsschiffen denken, immer bleibt es gewiß daß Samos jezt nicht hundert Fischer=

kähne hat. Aber die europäischen Großmächte dürften nicht meinen „König der Inseln" in ihren Schutz nehmen; das bringt ihm Unglück. Ich denke hiebei an den König von Griechenland, den man nun auch zu einem constitutionellen gemacht hat. Auf wie lange? — — Wir streiften kreuz und quer durch die Stadt, kamen durch lange überwölbte Gänge, deren ehmalige Bestimmung man nicht mehr errathen kann; ließen uns die St. Johanneskirche aufschließen, die jezt eine Moschee wüsten Ansehens ist, auf deren Wänden man halb ausgekratztes christliches Bildwerk erkennt; besahen die Thore, über deren einem in einer kleinen Nische ein vergessenes Heiligenbild steht — ob die heilige Jungfrau, ob St. Johannes, konnte ich nicht erkennen; bestiegen den crenelirten Thurm am Hafen, von dem man die Insel und das Meer weit überschaut; — und geriethen zulezt auch noch auf den Bazar. Der ist nicht türkisch und daher sehr unlieblich; aber, Clärchen, ich entdeckte dort etwas, das mich entzückte, etwas wonach ich schon in Constantinopel umsonst geschmachtet hatte: Feigen! ganz winzig kleine grüne Feigen, nicht größer als unsre Pflaumen. Der Dragoman suchte ungefähr drei Dutzend der allerbesten aus, und bezahlte dafür zwanzig Para, einen Silbergroschen! und zulezt sagte der Verkäufer wir

dürften nehmen so viel wir mögten, immer noch auf Rechnung der zwanzig Para. Jede Feige war gleichsam ein kleiner Löffel voll Feigencompotte. Nun kenne ich ihre eigentliche Vollkommenheit, wie ich die der Orange in Cadiz kennen gelernt habe. Die Trauben schienen ebenfalls sehr gut zu sein, und die Obsthändler machten Glück, denn für Leute die von einem Schiff kommen, haben frische Früchte etwas ganz besonders Erquickendes. — Sehr befriedigt von meinem kurzen Besuch in Rhodos, kamen wir um zwei Uhr Mittags auf unsern Lodovico zurück, und gingen mit sehr starkem aber günstigem Winde fort, so daß während der vierzigstündigen Fahrt nach Cypern die Segel immer aufgezogen blieben. Meine Engländerin und ich wir rührten uns nicht in unsrer Cabine. Du kannst Dir vorstellen wie froh wir waren als wir am vierten mit Sonnenaufgang die Nachricht empfingen, man sähe Cypern. Um neun Uhr lagen wir auf der Rhede von Larnaka an der südöstlichen Küste vor Anker. Wie Rhodos dem Apollo geheiligt war, und Samos der Juno, die ihre Kindheit darauf verlebte, so ist Cypern die Insel der Venus. In den Tempeln von Paphos feierte man die Göttin und Amathus gab ihr einen ihrer Namen, denn an diese Ufer trugen sie die Wellen, als sie diese Perle der höchsten

Schönheit geboren hatten. Der Liebreiz, welchen man sich untrennbar von der Lieblingsstätte der Venus denkt, ist aber mit ihren Tempeln und Hainen verschwunden. Die Landschaft besteht aus weißem kalkigen Erdboden, auf dem der Cactus wuchert und die Palme gedeiht. Sie giebt durchaus den Eindruck des Südens: Himmel und Meer so unzerstörbar blau, der Boden so blendend weiß; das Auge birgt sich ganz scheu unter der Wimper, vor all dem schattenlosen Glanz. Bei la Scala landeten wir. La Scala heißt überall der Aus- und Einschiffungsort, möge er sich in der Stadt selbst befinden, wie in Constantinopel, oder ein Oertchen für sich bilden, wie auf Cypern. Von dort gingen wir vielleicht eine halbe Stunde bis Larnaka, hier an einer wunderschönen Palme vorbei, dort an einem Gemäuer, das zur Zeit der Venetianer ein Wartthurm gewesen sein mag, da an einer Lehmhütte, die wie ein viereckiger Kasten aussieht, und deren Hof mit einer Cactushecke umgeben ist. Langsam als ob Gebäude sich in Bewegung setzten, ziehen bepackte Kameele über eine Hügelreihe ins Innere der Insel, und ihre unschöne Form sieht wahrhaft mißgestaltet aus, wenn sie an einer herrlichen Palme vorüber schreiten. In Larnaka giebt es ein griechisches und ein *lateinisches* Kloster, unter dieser

alterthümlichen, byzantinischen Benennung begreift man hier zu Lande die katholischen Klöster. Wir gingen in Letzteres, weil dort eine neue Kirche gebaut wird, und fanden Franziskaner von der Terra santa darin, die grade das Fest ihres Schutzpatrones und Ordensstifters durch ein Mittagsmal feierten, zu dem sie die Consuln eingeladen hatten. Sie bewirtheten uns gastfrei im Vorhof mit Wein, Bisquits und frischem Wasser, und der alte ehrwürdige Pater Guardian machte Entschuldigungen daß er nicht die ganze Gesellschaft einlade; aber das Kloster hat strenge Clausur und somit heißt es: „Ma non le donne.“ Der vierte Oktober ist St. Franziskustag und Dein Geburtstag, mein Clärchen. Sieh, so bist Du zu der Libation von Cyperwein gekommen. Die alte Klosterkirche ist ein kleines, finstres, hölenartiges Kapellchen; die neue wird jezt freundlich und in helleren Verhältnissen aus dem schönen weißen Stein gebaut, den das Land giebt; der Baumeister ist ein Pater des Klosters. — In einem Kaffeehause von la Scala saßen wir hernach noch lange, tranken Limonade und Kaffee, und die Herrn spielten Billard. Viele Neugierige kamen um die Fremden zu sehen, und unter andern auch ein europäisch gekleideter Mann, der, als er deutsch reden hörte, sich als einen wenigstens Halbdeutschen

zu erkennen gab. Aus dem russischen Litthauen war er, hatte im Jahr 1831 revolutioniren helfen, und war endlich nach allerlei bunten Schicksalen, zu denen auch eine Gattin in Spanien gehörte, Militärarzt auf Cypern geworden. Ist es nicht höchst ergötzlich gegen das russische Regiment zu revolutioniren um sich unter das türkische zu begeben? Er lobte sehr das leichte und gute Leben mit den braven Türken. Wir fragten nach diesem und jenem, und am Ende kam es denn so heraus: man wird gut bezahlt, man hat Sclaven und Sclavinnen, Keiner kümmert sich um den Andern, man braucht wenig zu thun und noch weniger zu wissen, kommt man in Zwiespalt oder Meinungsverschiedenheit mit einem höheren Beamten oder überhaupt mit einem Türken, so muß man ihm in Worten immer Recht geben, immer Recht! dann darf man hinterdrein ruhig thun wozu man Lust hat: ist das nicht ein leichtes Leben? — Wir wünschten ihm es noch recht lange und fröhlich zu genießen, und kehrten um vier Uhr an Bord zurück — zum letzten Mal, denn gestern früh um halb sieben Uhr kamen wir hier an. Ich bedaure, daß wir grade bei diesem unintereſſantesten Punkt von Cypern landeten. Im Innern des Landes sollen sich schöne und fast ganz unbekannte Ruinen aus dem Alterthum befinden, und in Famagusta

würden sich vielleicht solche Spuren der venetianischen Herrschaft gefunden haben, wie in Rhodos aus der Johanniterzeit. Nach den Kreuzzügen blieb Cypern die letzte Fraction des Königreiches Jerusalem, das die Kreuzfahrer gründeten, und die Könige aus dem Hause Lusignan schlugen ihren Thron im Lande der Venus auf, nachdem sie ihn im gelobten Lande verloren hatten. Durch „die Tochter der Republik" — dazu erhoben war sie den Königen ebenbürtig — durch Catherine Cornaro, Wittwe und Mutter der letzten Lusignan, kam Cypern an Venedig, und blühte mit Millionen Menschen und Millionen Zechinen so gesegnet und reich, wie alle diese Länder waren, bevor sie unter die türkische Despotie geriethen, und der Kraftaussaugungs- und Lebenverzehrungsanstalt anheim fielen, die man Paschalik nennt. —

Du wunderst Dich wol, daß ich hier Zeit und Ruhe zu einem so immensen Brief habe. Liebes Clärchen, hier ist die Hitze so groß, wenigstens für uns Fremdlinge und in Herrn Batistas sehr uncomfortablem Gasthof, daß man erst gegen Sonnenuntergang das Zimmer verlassen mag, und den Tag so unbeweglich und so leicht gekleidet wie möglich hinzubringen sucht. Da habe ich also Zeit vollauf, und bin recht froh die Reise so ausführlich beschrie-

ben zu haben, denn sie verdient alles Interesse und eine lange Erinnerung umsomehr, da meines Bleibens nur ganz pilgerhaft flüchtig auf ihren Ruhepunkten war.

XIX

Beirut, Sonntag, Oktbr. 8, 1843.

Alles läßt sich beschreiben, meine liebe Mutter, Menschen, ihr Leben, ihre Kleider, ihre Häuser, ihre Leidenschaften, ihre Zustände: nur nicht die Natur, die Physiognomie eines Landes. Geographisch und ethnographisch muß man das unternehmen: hat man das Genie dieser Wissenschaften, so wird Leben in die gewaltige formlose Masse hineinkommen und ihr die Form geben, in der sich ihre Individualität am Klarsten ausprägt. Hat man es nicht, so wird die Beschreibung nur jenen öden Landkarteneindruck machen, bei dem man denkt: Also das Land mit den grünen Grenzen ist Syrien und das mit den rothen Kleinasien. Ich habe es nicht; darum behüte mich der Himmel vor Beschreibungen! Aber wenn ich einen Blick auf dies reiche, sonnendurchglühte Land werfe, wenn ich das Arom seiner Pflan-

zen und seiner Luft einathme, wenn ich in seine Nächte hineinwache, die weicher und wärmer als unsre Tage sind, so denke ich dennoch: ich werd' es aber doch beschreiben, und wenn auch weiter nichts daraus wird als — das Land mit den Blumenkranzgränzen. — Ich habe absichtlich in meinem vorgestrigen Brief nichts vom ersten Eindruck gesagt den Beirut macht; ich wollte mich noch ein wenig mehr in diese Natur hineinfinden. Indessen wie mir das geht: der erste Eindruck ist unverwischlich; und ich denke es war mehr als die Magie des Namens und der Stätte die mich entzückte, als ich in der Frühe des fünften aufs Verdeck kam. Die lichte Färbung des frühen Morgens, ein mit Silber durchwebtes Blau, hing von den mächtigen Wänden des Libanon herab, und lag weit und breit über dem Meer, und nur die höchsten Punkte des Gebirges trugen bereits die Goldkronen, die ihnen die Morgensonne darbrachte. Am Ufer lag die alte dunkle, aus lauter Thürmen und Hölen zusammengebaute Stadt schwarz als ob sie Trauer trüge, und saftgrüne Pflanzungen von Maulbeerbäumen lagerten sich um sie herum und stiegen die Vorberge des Libanon empor. Nach und nach, bis das Geschäft der Ausschiffung zu Stande kam, stieg die Sonne höher, kam über das Gebirg und beleuchtete nun

von oben die ganze großartige Landschaft. Da glänzte rothgolden der majestätische Libanon als lächle er dem Meer entgegen. Da hüpften Millionen von Goldflittern auf dem Meer, und die Wellen rieselten rasch und leise, als nickten sie ihm einen Morgengruß zu. Da war das Grün der Gärten wie in Smaragd verwandelt, und auch die Thürme und Terrassen der Stadt bekamen ihren Theil vom himmlischen Licht: eine goldige Zinne. Nun sah sie erst recht wie jener Schmetterling aus, den man Trauermantel nennt und der um seine schwarzen Flügel einen weißen Saum hat. So finster ist und bleibt die Stadt, und rund um sie herum prangt das Licht in allen Gestaltungen. Die liebenswürdige Frau des preußischen General-Konsuls begrüßte mich einige Stunden nach meiner Ankunft und lud uns ein bei ihr zu speisen. Da sah ich gleich am ersten Tage auf dem schönsten Aussichtspunkt von Beirut den Sonnenuntergang: nämlich in ihrem Liwán. Hier sah ich die Landschaft vom Morgen grade umgekehrt. Das Haus des General-Konsuls liegt ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt auf dem allmälig immer höher steigenden Terrain, wo sehr viel Campagnen zwischen Gärten und Maulbeerpflanzungen liegen. Da hat man die ganze grüne laubige Absenkung vor sich, hinab, hinab bis zum Meer.

Einzelne Häuser sind munter und freundlich in die Gärten hinein gestreut, und nur ganz unten zwischen diesen und dem Meer gewahrt man etwas von der Stadt. Aber der König von Syrien, der Libanon, herrscht auch hier, denn all dies Land ist sein, ruht zu seinen Füßen und in seinem Schooß; und wie der Morgen ihm eine Goldkrone aufs Haupt gesetzt, so hatte ihm der Abend einen Purpurmantel über die Schultern geworfen, und er glühte so flammend vor und nach Sonnenuntergang, wie ich nur die Schneekuppen der Schweiz habe glühen sehen. Dennoch hat der Libanon keine solche Schneekuppe, und folglich fehlt der Landschaft etwas zu ihrer höchsten Vollkommenheit: der ewige Schnee über den Pflanzen des tropischen Klimas. Im Frühling, wenn noch der Winterschnee sich auf den Höhen hält, während in der Ebene bereits die ganze heiße Vegetation prangt, muß es vollkommen schön sein. Jezt aber hat die brennende Sommersonne den Schnee aufgezehrt. — So war der erste Tag in Beirut. Nicht wahr, wunderhübsch. Aber so war auch der zweite, und der dritte, und der vierte, und so würden sie alle sein, wenn man alle seine Tage hier verlebte. Man sitzt im Liwán bei Tage, auf der Terrasse, d. h. auf dem flachen Dach, am Abend und betrachtet Meer und Gebirg im Sonnen- und

Mondenschein; und dazwischen macht man, wenn es nicht allzu heiß ist, einen Spazierritt nach dem Palmenwäldchen, und erfreut sich an den köstlichen Bäumen und an dem Duft den die Akazie, die ächte nämlich, fast betäubend ausströmt. Dies Wäldchen ist der Stolz von Beirut. Palmen bilden seine Krone; aber unter ihren hohen Stämmen gedeihen vortreflich große Maulbeerpflanzungen, die man mit der höchsten Sorgsamkeit pflegt, weil die Zucht der Seidenraupe eifrig betrieben wird. Daher ist jener Baum der herrschende des Landes, untermischt mit Johannisbrot- und Feigenbäumen, mit Palmen und Pinien. Diese letzteren heben ihre schönen, stillen, festen Kronen hoch in die Lüfte empor, und die ersteren bilden dazu das Unterholz, so daß die Bebaumung einen prächtigen, füllreichen Character hat. Das hindert aber nicht, daß man unmittelbar vor den Thoren in fußhohen Sand versinkt, der das Gehen höchst beschwerlich und unerfreulich macht, umsomehr da man, so wie man das Meer verläßt, augenblicklich zwischen haushohe Cactushecken geräth, welche die Gärten umhegen. Diese Pflanze braucht wenig Wasser, daher gedeiht sie hier in wahrhaft monströser Weise; jede andre Cultur wird durch aufmerksame Vertheilung der Bewässerung hervorgebracht. Dieser Rücksicht weicht jede andre, und so

werden Wege in Canäle verwandelt und durch aufgeworfene Wälle ganz unbrauchbar gemacht, sobald die Wasser mehr oder weniger, hier oder dort gebraucht werden. Wo man nicht bewässert gedeiht nichts, und wo keine Pflanzen wachsen, wächst der Sand. Von Jahr zu Jahr rückt er weiter, dringt er unmerklich aber sicher vor, so daß nach einer Reihe von Jahren große Versandungen des Bodens sich bemerkbar machen. Man könnte ihnen vorbeugen durch Anpflanzungen; doch es geschieht nicht. Fehlt die Aufmerksamkeit? der gute Wille? fehlen Hände? Der Türk läßt die seinen im Schooß liegen, raucht den Tschibuk und spricht: „Kismeth!“ das heißt so viel wie Schicksal, und das beruhigt ihn vollkommen über alle Versandungen der Welt. In meinen Augen ist der Boden, der gute bereitwillige Ernährer des Menschengeschlechts etwas, das ich, obgleich ich besitzlos wie der Vogel auf dem Dach bin, in Ehren halte und vor dem ich Respect habe. Mir thut es leid wenn er verkommt und seine Kräfte nicht zeigen, seine Schätze nicht geben kann, besonders hier, wo ein Paradies erblühen könnte. Welche Luft! jeder Athemzug ist ein Vergnügen, und dringt tiefer als in die Brust, dringt in die Seele hinein, und stimmt sie leicht. Es ist Alles leicht hier! wenn man ausgeht braucht man keinen Mantel für die

Heimkehr am Abend mitzuschleppen; wenn man nicht im Sande gehen mag, besteigt man ein friedliches und flinkes Eselein und reitet zum Diner. Ich habe eine wunderschöne Zeit getroffen: die des Vollmonds. Er ist so hell, daß er den Gegenständen ihre Farbe, und sie nicht schwarz erscheinen läßt; die weiche warme Luft dazu — und die Nacht ist wirklich wie ein Tag ohne Sonne. Als ich am ersten Abend vom General-Konsul zwischen zehn und eilf Uhr nach der Stadt zurückritt, hatte ich nach europäischer Weise eine Mantille umgenommen; allein ich nahm sie ab, und habe mich später nicht mehr mit ihr befrachtet. Einen Augenblick giebt es, und zwar den, wo die Sonne im Untergehen begriffen ist, da wird es, vergleichsweise, kühl und da soll die Luft schädlich sein, so daß man den Kopf bedecken muß. Am späteren Abend tritt jedoch wieder die warme Temperatur ein, und im Sommer soll der Unterschied zwischen der Wärme des Tages und der Nacht nicht mehr als einen, höchstens anderthalb Grad Réaumur betragen. Es scheint mir also unmöglich sich zu erkälten. Dennoch leiden fast alle Fremde, sobald sie längere Zeit verweilen, im Anfang; denn das Klima wühlt das Blut zu heftig auf und Diätfehler rächen sich gefährlicher als bei uns. Rindfleisch hat man gar nicht; es ist zu schwer und da-

durch schädlich. Hammelfleisch ist sehr gut, nur außerordentlich fett, und daher muß man auch damit sich in Acht nehmen. Hühner sind ganz ungefährlich und kleine wilde Vögel ungefähr halb so groß wie Lerchen, die man viel und gern ißt. Von unsern Gemüsen giebt es wenig oder gar keine; man hat hingegen keine Malzeit ohne Reis und ohne Tomaten. Diese sind wirklich die Kartoffeln des Morgenlandes, wenigstens so unentbehrlich wenn auch nicht so nahrhaft; sie gehören ebenfalls zum Geschlecht der Nachtschatten, heißen mit ihrem botanischen Namen Solanum lycopersicum und auf deutsch Liebesapfel, und haben eine ziegelrothe Farbe, die sie allen Speisen mittheilen zu denen man sie in Saucen oder sonst wie gebraucht. Die Früchte der Jahreszeit sind herrliche Trauben, und Bananen oder Pisang. Ich erinnre mich aus meiner Kindheit, daß einmal im Gewächshaus zu Remplin einige Bananen gereift waren, von denen mir auch ein Stück mitgetheilt wurde, und zwar mit einer gewissen Feierlichkeit, als etwas ganz Außerordentliches. Seitdem hatte ich keine weder gesehen noch gegessen; aber ich wußte noch immer, daß sie mir damals sehr mehlig und saftlos schmeckten. Als ich hier die längliche blaßgelbe Frucht erkannte, war ich sehr begierig auf ihren Geschmack; doch ich fand

sie in Beirut eben so saftlos und fade wie in Remplin, und man sagte mir, man müsse sich an ihn gewöhnen um ihn angenehm zu finden. Die besten Bananen sollen tiefer hinab an der syrischen Küste bei Saida, dem alten Sidon, gedeihen. Ich schreibe Dir dies nicht, liebe Mutter, um Dir meinen Küchenzettel mitzutheilen, sondern um Dir eine Vorstellung von dem Lande zu geben, wo statt Aepfel und Pflaumen — Bananen auf den Bäumen wachsen. So ist die Landschaft beschaffen. Die Stadt — ja, die ist nun freilich sehr wenig anmuthig und hat außer ihrem vortreflichen Pflaster, das aus breiten, flachen Steinen besteht, nichts Empfehlenswerthes. Der erste Einzug in dieselbe ist tumultuarisch genug. Das Boot kann des Sandes wegen nicht landen. So wie eines vom Dampfschiff kommt und dem Ufer sich nahet, stürzt sich eine Schaar halbnackter Araber ihm entgegen, ins Wasser hinein, ergreift die Koffer, schleppt sie ans Land, erfaßt die Reisenden, nimmt sie auf die Arme, und trägt sie nicht sehr bequem und sehr sanft, aber ganz sicher durch die Wellen. Dann giebt es den in allen Ländern der Welt gebräuchlichen großen Zank über den Transport der Sachen, und endlich geht es zu Batistas Locanda durch die wunderlichsten Straßen, die mir bisher vorgekommen sind, denn sie gleichen mehr

Kellergewölben und unterirdischen Gängen, als Straßen einer Stadt — so schmal und dunkel sind sie selbst da, wo sie nicht von einem Hause zum andern überwölbt sind. Zuerst glaubte ich alle diese Thore bereiteten den Weg in die eigentliche Stadt; aber nein! so ist ihre Anlage, zum Schutz gegen die Sonne gemacht. Die einzelnen Häuser sie eben so wunderlich, bestehen aus viereckigen, oben flachen Thürmen, von ungleicher Höhe und Dicke, die man durch Treppen, Brücken und Terrassen verbindet. Jedes Haus sieht wie eine kleine Festung aus, oder wie ein donjon, zu welchem finstern Eindruck der Mangel an Fenstern, die Gitter vor denselben, und die dunkle Farbe des Bausteins beiträgt. Meine Locanda ist auch im Innern nicht viel freundlicher als ein Gefängniß. In den stockfinstern Räumen des Erdgeschosses habe ich mich nicht viel umgesehen, denn da ist das Küchendepartement, von dem man wol thut den Blick abzuwenden. Eine schmale und steile Treppe steigt man hinan, und befindet sich plötzlich im Freien, gleichsam auf dem flachen Dach jenes hölenartigen Unterbaues, über dem sich nun die Thürme ganz unregelmäßig erheben. In jedem Thurm ist unten und oben ein Zimmer; eine Reihe von Zimmern oder auch nur zwei zusammenhängende existiren nicht — was nach unsern Begriffen höchst unbequem ist.

Zwischen zwei Thürmen ist der Liwán angebracht. Der freie Raum in der Mitte, über den ein zeltartiges Dach von Leinwand ausgespannt ist, dient als Speisesaal. Das Ganze erinnert doch etwas an die Einrichtung der alten Häuser zu Pompeji und an die gegenwärtige Bauart von Granada und Sevilla, wenn man jenen freien Raum mit dem Atrium der Alten und dem Patio der Andalusier nachsichtig vergleicht. Ich habe ein Gemach im obern Stockwerk eines Thurmes, das für sich allein die Fenster in Anspruch genommen hat, welche den übrigen fehlen: es hat deren sechs. Zwei sehen auf die Straße und sind dicht vergittert mit Stäben von altem Pinienholz, das einen prächtigen, stärkenden Geruch aushaucht; zwei andre sehen in den freien Hausraum und sind zur Hälfte vergittert; und die zwei letzten gehen auf eine Terrasse, wo Katzen sich amüsiren, und all Augenblick mit ihrem Kopf durch die zerbrochenen Scheiben hinein, und erschreckt durch meine Anwesenheit wieder zurück fahren. An der vierten Wand des Zimmers steht mein Bett und befindet sich die Thür, die weder Schloß noch Schlüssel, sondern nur einen einfachen, aber kolossalen Riegel hat, so daß man sie von Außen gar nicht schließen kann. Mitbewohner meines Gemachs sind formidable Spinnen, die seit Dezennien ihre

Netze aufgespannt zu haben scheinen. Du begreifst das Entsetzen dieser Genossenschaft, Herzensmama! Nun, ich habe mich schon dermaßen gewöhnt, daß ich mich mit dem Gedanken beschwichtige: In Europa will ich mich wieder vor Spinnen entsetzen; hier nicht! — Uebrigens muß man dem Himmel danken, wenn man nicht Scorpione und Vierzigfüßler in einem solchen Zimmer findet; das stimmt denn auch nachsichtiger gegen die Spinnen. — Oben auf den Thürmen ist es unstreitig am angenehmsten. Sie sind ganz flach, man erklimmt sie auf wackelnden leiterartigen Stiegen, man läßt Stühle hinauf bringen und setzt sich — denn das Gehen ist unbehaglich dort oben, weil die platte-forme keine Brustwehr hat — und man genießt die frische freie Abendluft. Ich muß immer an die Felsen von Adersbach denken, wenn ich da oben all die schwarzen, unförmlichen Gebäude um mich herum, und unten die schmalen, finstern, kreuz und quer laufenden Gassen sehe. Wie aus einem Felsen gehauen und mit Felsenwegen durchschnitten ist ganz Beirut. Am Abend geht es lustig darin her! Man befindet sich noch immer im Ramadan, da ist der Tag still und langweilig und man sucht ihn zu verschlafen um weniger durch die strengen Fasten zu leiden. Mit Sonnenuntergang, sobald der Muezin das

Abendgebet vom Minare ausruft, fällt der glückselige Kanonenschuß der die ermatteten Leiber und Seelen neu belebt: die Cafés öfnen sich, die Obst- und Brotverkäufer bringen ihre Waaren, auf den Straßen wie in den Häusern wird gegessen, geraucht, und zwar nicht ruhig wie zu andern Zeiten, sondern mit jener freudigen Wuth welche die Entbehrung giebt. Man hört jauchzende Kinderstimmen, Gesang, die eintönige Musik der Handtrommel. Am Freitag ist beim Pascha Militärmusik. Wir sahen von unserm Thurm in seinen mit Fackeln beleuchteten Hof, und hatten die Musik aus der ersten Hand. Sie war gräßlich, ein diskordantes Getöne, aus lauter Mißlauten zusammengesetzt, die jeder Musiker willkürlich ohne Takt, ohne Zusammenklang ausstieß. Auf den Dächern der Häuser erschienen Frauen wie Geister, nach hiesiger Landessitte mit einem weiten, dichten, weißen Schleier vermummt, um dem Conzert beizuwohnen. Es war etwas von der Unterwelt und zugleich etwas äußerst Liebliches in der ganzen Szenerie. Die schwärzlichen Gebäude, die entsetzliche Musik und die grelle Fackelbeleuchtung, erinnerten mich an den Höllenwalzer in „Robert le Diable," und gehörten der Unterwelt, während in einer höheren Region die stillen weißen Frauengestalten zu Hause waren, und die Lampenkränze,

welche die Gallerie der Minare's festlich erleuchten, von oben herab ihren Schein warfen, und endlich der Mond in diamantner Herrlichkeit das irdische Licht wie das irdische Dunkel mit seinen unirdischen Lichtfluten überströmte. — Das muntre Leben währt bis tief in die Nacht hinein, und meine sechs Fenster lassen mich bei Weitem mehr daran Theil nehmen, als ich es wünsche: durch diese dringt der Lärm der Straße, durch jene die Beleuchtung eines ganz nahen Minare's, und durch die letzten das Geplauder der Weiber oder das Miauen der Katzen, welche abwechselnd jene Terrasse zu besuchen scheinen. Mit Sonnenaufgang beginnt die Stille wieder. Die dreiundzwanzigste Nacht des Ramadan ist ein wichtiger Moment für jeden Muhamedaner. Es ist die Nacht al Kadr, die Nacht der Herrlichkeit, in welcher der Engel Gabriel den Koran aus dem siebenten Himmel herabbrachte. In ihr werden alle menschlichen Schicksale für das kommende Jahr entschieden und bestimmt — wie die Juden es vom Neujahrstag glauben sollen.

Abends zehn Uhr.

Da wir morgen früh nach Damaskus abreisen, so will ich Dir noch heute in aller Eile erzählen, daß ich so eben von einem arabischen Diner und

einer arabischen Hochzeit komme. Ersteres war europäisirt, wenigstens in der Form, denn es fand bei dem östreichischen General-Konsul statt, der einen ächtarabischen Koch aus Cairo hat, und mir diesen Spaß machte. Die Speisen sind mir auch alle genannt worden, aber mein Ohr hält nicht den ungewohnten Laut fest, und ich kann daher nur sagen, daß sehr starke Gewürze in allen vorherrschend waren. Hernach wurde in jener Kaufmannsfamilie wo die Hochzeit statt fand angefragt, ob wir kommen dürften, und als natürlich eine Bejahung erfolgte, gingen wir hin. Ein Hochzeitsfest hat immer etwas Gezwungenes, Unbehagliches; dem Brautpaar ist der Tumult lästig, und die Gäste wissen im Grunde nicht weshalb sie so erschrecklich lustig sein sollen. Aber an die Marter eines arabischen Hochzeitfestes streifen denn doch unsre europäischen nicht. Die Trauung war gegen Mittag geschehen nach dem Ritus der griechischen Kirche — denn die Araber, das eingeborne Volk, sind nicht lauter Muhamedaner, sondern bekennen sich zu den verschiedenen christlichen Confessionen, und letztere sollen hier in Beirut ziemlich zahlreich sein. Nach der Trauung wird die Braut in ein Zimmer geführt und der Bräutigam in das andre — sie umringt von allen Personen weiblichen Geschlechts ihrer Verwandtschaft

und Freundschaft, er desgleichen von allen Männern — und da werden sie von einander getrennt unterhalten mit Musik, Gesang, Tanz, Gespräch, Besuch, Speise und Trank — nicht länger als drei Tage und drei Nächte. Was sagst Du zu dieser kolossalen Vergnügungsfähigkeit? ich muß Dir bekennen, daß ich von dem halbstündigen Besuch ganz betäubt bin. Das Haus war ganz im Styl meiner Locanda, aber weit in die dunkle Straße schallte das Getöse hinein, als ob es ein Palast mit tausend Gästen sei. Durch den dunkeln Unterbau und über die dunkle Treppe ging es in den freien innern Raum. Da empfing mich der Hausherr, ein Vetter der vaterlosen Braut, ein schöner junger Mann, dem die orientalische Tracht, besonders der große Turban, sehr gut stand; und führte mich an der Hand in das Gemach der Frauen. Als ich eintrat erhoben sie sich vom Sofa, der breit und niedrig an den Wänden umherläuft, aber so, daß sie nicht auf der Erde, sondern auf den Polstern standen; und die Braut, die der Thür grade gegenüber saß, wurde bei dieser schwierigen Evolution von ihren beiden Nachbarinnen unterstützt, weil die Etikette es mit sich bringt, daß sie sich möglichst wenig bewege. Man führte mich zu ihr, ließ mich neben ihr sitzen, und ich betrachtete dies merkwürdige Bild. Wol ein

Bild! denn wie eine Puppe sah die arme Braut aus! Sie darf sich nicht bewegen, nicht sprechen, Niemand ansehen, keine Miene verziehen, kein Auge aufschlagen; und um des letzteren recht gewiß zu sein, bestreicht man ihr die Wimpern mit einer klebrigen Masse, so daß ihre Augen wirklich zugeklebt sind. Dann malt man ihr die Augenbrauen hoch geschwungen und schwarz, die Wangen roth. Die Hände haben nicht blos ockergelbe Nägel, sondern sind über und über mit Arabesken von dunkelblauer Farbe permanent tätowirt. Kurz, wenn einem Europäer nach drei Tagen diese Braut abgeliefert würde, so müßte sein erstes Wort zu ihr unfehlbar sein: „Wasche dich, mein Engel!“ — Ihr Haar hängt in Zöpfen und lockern Streifen — falsches mit dem eigenen vermischt — über die Schultern, und Blumen, Bänder, blanke Zierrathen winden sich um den Tarbusch (so heißt hier das rothe Mützchen mit blauem Quast). Dieser Kopfputz ist nicht ungraziös. Der übrige Anzug ist so, wie ich ihn in Constantinopel beschrieben habe, nur sind die Röcke ohne Schleppen, und schwere bunte Shawls, die man als Gürtel um die Hüften windet, machen die Gestalt unglaublich plump. Der Halsschmuck der Braut bestand aus Reihen von kleinen Goldmünzen an Schnüren befestigt, so daß sie einen

goldnen Brustharnisch zu tragen schien. In diesem schweren Anzug saß sie nun da, steif und starr, mit herabhangenden Armen, mehr einer Mumie als einem lebenden Wesen, — am wenigsten einer fröhlichen Braut ähnlich. Sollte die Ehe ihr ein hartes Joch werden, so hat sie schon dessen Zwang in diesem Anfang ahnen können. Ob übrigens die starre Bewegungslosigkeit zu der sie verdammt ist, Betrübniß über ihren verlorenen Mädchenstand, Gleichgültigkeit gegen ihren Frauenstand oder jungfräuliche Sprödigkeit bedeuten soll — denn irgend ein Symbol muß doch diese seltsame Form sein! — das wußte sie gewiß selbst nicht. Mehr oder weniger wie die Braut waren sämtliche Frauen geschmückt und bemalt; daher bin ich auch nicht im Stande zu sagen ob irgend Eine hübsch war. Die Uebrigen hatten nicht zugeklebte Augen, sondern weit geöfnete, aber all das schwarze Pinselwerk um sie herum, machte sie mir unheimlich. Ein Auge muß vor allen Dingen redlich, und nicht wie aus einer Maske heraus mich ansehen, wenn es mir gefallen soll. Bisjezt gefallen mir die spanischen Feueraugen unendlich viel besser als die hochberühmten orientalischen. — Die fremden Männer hatten auch Zutritt in diesem Zimmer, das durch eine große dreischnabelige Lampe erhellt war, die in der Mitte auf dem Fuß-

boden stand. Es gab leider weder Gesang noch Tanz, daher verkürzte ich meinen Besuch bei der Braut um ihn bei dem Bräutigam zu machen, der in einem andern Thurmgemach in der Haft der arabischen Hochzeitsetikette saß. Er durfte sich bewegen, sprechen, blicken, und sah recht munter und lebhaft aus. Auf dem Sofa zwischen all den Männern hätte sich der Platz nicht für mich geschickt, daher bekam ich einen Stuhl dem Bräutigam gegenüber, und nun begann von Neuem die Musik, die wir bereits auf der Straße gehört hatten. In einem Winkel des Zimmers saßen die Musiker auf dem Fußboden, der Eine trommelte auf zwei tellergroßen Pauken, der Andre schlug eine Art von Hackbrett, der Dritte bearbeitete ein kleines Saiteninstrument, und dazu sangen sie aus Leibeskräften die unharmonischsten Töne, die nur in der Menschenkehle aufzutreiben sind. Wildes Geschrei wechselte mit näselnden und gurgelnden Lauten — es war ein abscheuliches Conzert! — Wir blieben eine kleine Weile, und begaben uns dann in den eigentlichen Salon, nämlich in den freien Hausraum, wo wir mit sehr guter Limonade bewirthet wurden, und wo man den Herren Tschibuk oder Nargileh anbot. So endete das Fest für mich, und ich war seelenfroh, daß ich nicht wie die übrigen Gäste bis

übermorgen auszuhalten brauchte. Um Beschwerden zu ertragen — dazu sind meine Nerven stark genug; aber nicht für Vergnügungen. Ade und gute Nacht, herzliebe Mutter.

XX

Beirut, Montag, Oktbr. 9, 1843.

Liebes Clärchen, seit sechs Uhr bin ich reisefertig, en costume de gamin, die Reitpeitsche in der einen, den Hut in der andern Hand, von Viertelstunde zu Viertelstunde erwartend, daß der Aufbruch geschehen werde. Jezt ist es halb acht, und die vier Reitpferde sind allerdings gesattelt, aber von den drei Packpferden ist noch kein einziges da, und ich erfahre so eben, daß wir hier noch frühstücken werden, um dann in einem Zug bis zu unserm Nachtquartier zu reiten. Gefrühstückt wird um zehn Uhr; so habe ich Zeit vollauf um etwas zu schreiben, und ich will sie recht für Dich benutzen, mein liebes Clärchen, und Dir von der Chalifengeschichte erzählen zu deren einer Residenzstadt, dem alten weltberühmten Damaskus, dem „paradiesesduftenden

Scham," wie es bei den Arabern heißt — ich jezt pilgere. Denn Dich interessirt auch die Geschichte der Menschen und Völker — Gottlob! das ist ein gesunder und tüchtiger Geschmack, der einem den Kopf wieder zurechtsetzt, wenn er auf dem Punkt war sich rundum zu drehen schwindelnd von all dem hohlen Geschreibsel unsrer Tage. — Werde ich unterbrochen, so schadet es nichts! bei jedem andern Brief ist es störend, wenn man bei seinem Schluß nicht mehr die Stimmung des Anfangs finden kann; zu diesem ist keine besondre Stimmung nöthig, drum kann ich ihn heute anfangen und meinetwegen übers Jahr enden.

Von den berühmtesten Residenzen der arabischen Chalifen sind zwei im Orient, Damaskus und Bagdad, ist eine in Afrika, Cairo, und eine in Europa, Cordova. Mecca und Medina sind die heiligen Städte des Islams; Sitz der Chalifen waren sie nur in der allerersten Zeit. In Mecca ist Muhamed geboren, 569, aus dem Stamm der Koreischiten und aus der Familie Hashem, welche letztere die Hütung der Kaaba und den Vorsitz in der Republik Mecca inne hatte. Der schwarze Stein in der Kaaba war das größte Heiligthum der Araber; er fiel, nach der Sage, als Rubin vom Himmel und überstralte ganz Arabien mit dem Licht der

Morgenröthe; allein durch der Menschen Sünden erlosch das Licht, und die Rubinenglut ging unter in Kohlenschwarz. Ach Clärchen! ich glaube jedes Menschenherz ist eine kleine Kaaba in der ein Rubin in Kohle verwandelt liegen mag. Aber liegt nicht eine weltumfassende Wahrheit und eine weltdurchdringende Poesie in den wenigen Worten dieser Sage? Ismaïl, von dem die Araber abstammen wollen, erbaute die Kaaba, und Abraham und der Engel Gabriel leisteten ihm dabei Hülfe. Die Araber waren in Götzendienst versunken, und bis in sein vierzigstes Jahr ließ Muhamed den großen Gedanken eines einzigen geistigen und ewigen Gottes in sich reifen, bis er damit hervortrat und seinem Volk die bessere Erkenntniß zu geben versuchte. Ich habe ihn zuweilen einen falschen Propheten nennen hören; das ist Unrecht! kein Muhamedaner nennt Moses, David, geschweige Christus einen falschen Propheten. Und ebenso gut müßte man Zoroaster und Confucius so nennen, was man doch nicht thut. Sollte sich Neid in den Haß gegen den Islam mischen? Du findest im Koran: „Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß ihr das Gesicht nach Osten und Westen beim Gebet richtet, sondern der ist gerecht, der an Gott glaubt, und an den jüngsten Tag, und an die Engel und an die Schrift und an die Propheten,

und mit Liebe von seinem Vermögen giebt den Anverwandten, Waisen und Armen und Pilgern, überhaupt Jedem, der darum bittet; der Gefangene löset, das Gebet verrichtet, Almosen spendet; der da festhält an eingegangenen Verträgen; der geduldig Noth und Unglück und Kriegsgefahr erträgt; der ist gerecht, der ist wahrhaft gottesfürchtig." (Zweite Sure. Die Kuh. Uebersetzung von Ullmann.) Es ist weit von diesen Lehren bis zu den himmlischen der Bergpredigt; aber etwas Lügenhaftes ist in ihnen nicht. Erst im Jahr 609 trat er mit seinen Lehren auf, und fand glühende Anhänger und glühende Verfolger. Letzteren widerstand er bis 622; da erkannte er, daß ihn nur die Flucht retten könne. Er entwich nach Medina mit seinem Freund und Schwiegervater Abu-Bekr. Das ist die Hegira, nach welcher die Araber ihre Zeitrechnung bestimmen. Muhamed lebte noch zehn Jahr, als priesterlicher und kriegerischer Herrscher und unterwarf während derselben ganz Arabien seinem Gesetz. Er starb am siebenten Junius 632. Unter seinen Nachfolgern, deren erster Abubekr mit dem Titel Chalif war, begann die lange Reihe der stürmisch siegreichen Eroberungen der Araber, deren Religion da Wurzel faßte, wo ihr Schwert sich eingrub. Die persische Monarchie der Sassaniden stürzte zusammen mit König Jezde-

gerd vor dem Feldherrn Saïd, 651. Schon früher, 640, hatte Amru Aegypten erobert, das eine Provinz des byzantinischen Reichs und, wie jenes, christlich war, aber dermaßen von Sekten und Ketzereien, von Verfolgungen und Streitigkeiten zerrissen, daß der größte Theil der Bewohner, die Kophten, sich lieber mit ihrem heterodoxen Glauben dem Joch des Islams als dem der Orthodoxie unterwerfen wollten. Kaiser Heraclius wußte nicht das schöne reiche Land zu vertheidigen, und eben so leicht kam Syrien in den Besitz der Araber. Aber mit dem Siegesglück und den Triumphen geriethen sie dermaßen über alle Grenzen des Glücks hinaus, daß sie im Innern das Gleichgewicht verloren, und schon dreißig Jahre nach Muhameds Tod in Spaltung und blutigen Bürgerkrieg zerfielen. In früherer Zeit, bei einem Feldzug wider die Beni Mosstalak, verlor sich Aischa, Muhameds Frau und Abubekrs Tochter, mit dem Sohne Ssafwans in einer Nacht vom Zuge, was den bösen Zungen reichen Stoff zu Spott und Satyre gab. Als Muhamed seine vier Getreuen Abubekr, Omar, Osman und seinen Schwiegersohn Ali um ihre Meinung über dies Abentheuer befragte, sprachen sich die drei ersten unbedingt für Aischas Unschuld aus; Ali nicht. Es mußte die XXIV. Sura, die des

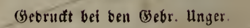
Lichtes, vom Himmel kommen, um für sie zu zeugen und gegen ihn und alle Spötter. Dennoch behielt er seine Anhänger, welche Schii, d. h. Ketzer, von denen die unbedingt glaubten, den Sunni, d. h. Rechtgläubigen, genannt wurden. Bei dem blutigen Zwist ums Chalifat, den Ali und Moawiah, aus dem Hause der Omajaden, mit dem Schwert ausfochten, versammelten sich die Schii um Alis grüne, die Sunni um die weiße Fahne der Omajaden. Religiöse Spaltung knüpfte sich an die politische, und sie besteht bis zum heutigen Tage, aber so, daß die Schii in Persien herrschen, wohin Schah Ismaïl mit seiner Familie, den Ssaffi, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sie brachten; und die Sunni im türkischen Reich. Damals siegten die Omajaden, und Moawiah verlegte den Sitz des Chalifats nach Damaskus. Seine Nachfolger gingen unter in den Schwelgereien und Herrlichkeiten ihrer Paläste, doch die Nation blieb gestählt durch die Mühsale und Beschwerden der Kriegeszüge und setzte ihre Eroberungen unter großen Feldherrn fort. Die ganze Nordküste Afrikas, darunter das uralte Carthago, wurde bis zum Ende des Jahrhunderts unterworfen, und im Anfang des nächsten begann Tarikh die Eroberung Spaniens. Musa vollendete sie, 713. Die Chalifen nahmen keinen Theil an

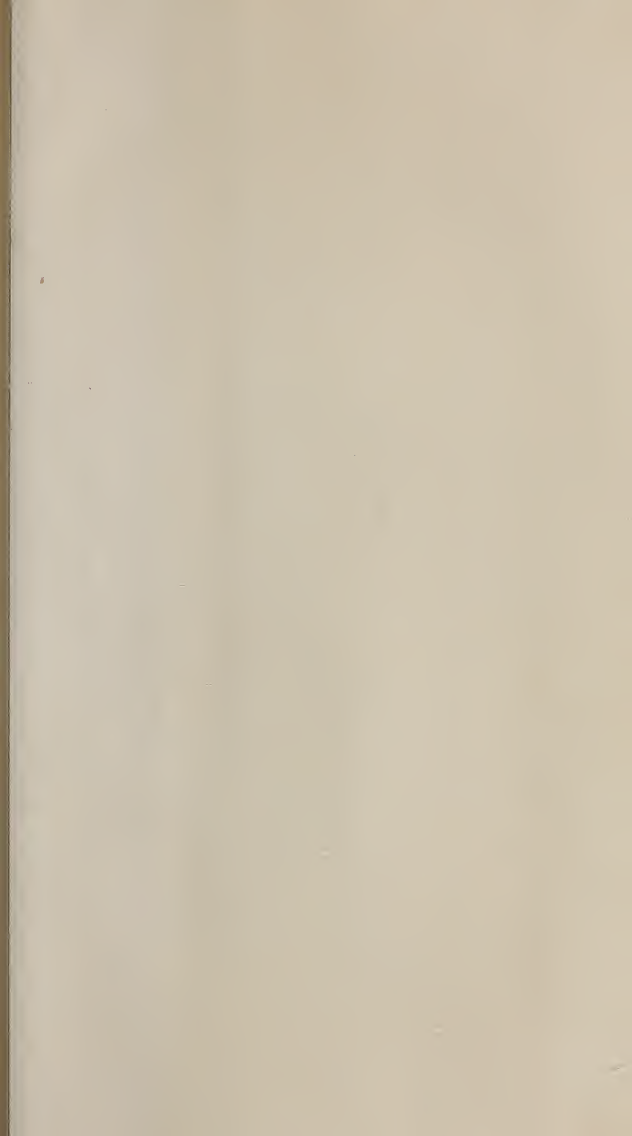
dem Aufschwung des Volkes, suchten nicht dem Gebrauch der strebenden Kräfte andre Wege als die wilden und blutigen des Krieges zu öfnen; daher war eine Revolution unvermeidlich. Abul-ben-Abbas lud den Chalifen Merwan II. mit seiner Familie zu einem großen Festbanquet in Damaskus ein, und ließ sie umbringen. Nur ein Mitglied derselben rettete sich nach Spanien, das den Omajaden treu blieb, und Abdurrahman als den wahren Chalifen anerkannte. Er machte Cordova zu seiner Residenz, 755. Die Abassiden mogten nicht an dem Ort bleiben, wo die vorige Dynastie so gräßlich ausgerottet worden war. Al-Mansur II. begann 750 Bagdad zu gründen, und bald wehte die schwarze Fahne der Abassiden über den Herrlichkeiten der neuen Residenz, die hauptsächlich unter Harun-al-Raschid, von 786 bis 809, nicht blos durch den höchsten Pomp von Reichthum und Macht, sondern auch durch den ewigen Ruhm der geistigen Bildung, eine Sonne des Orients wurde, welche bis in den Occident hineinstralte. Unter ihm machten die Araber ebenso große Fortschritte in den Wissenschaften und der Literatur, wie früher in ihrer kriegerischen Laufbahn; und von ihren Astronomen, Aerzten und Philosophen lernte allmählig das noch barbarische Europa. Die fremdländischen Eroberungen waren

aber zu hastig gemacht um befestigt werden zu können; überdas hatten die wenigsten Abassiden Harun-al-Raschids einsichtsvolle Weisheit: sie verweichlichten erst sich selbst, dann ihre Umgebungen, endlich das immer den Großen nachahmende Volk in Ueppigkeit, und konnten es nicht hindern, daß aus einzelnen Ländern ihres Reichs unabhängige Reiche erstanden, wie das der Edrissiten in Fez, der Soffariden in Persien, der Fatimiten in Aegypten, und noch andre in Afrika und in Chorazan. Allmälig herrschen sie nur noch dem Namen nach in Bagdad, und ihr Emir-al-Omara hat die eigentliche soldatische Gewalt in Händen — ungefähr wie der Major domus der fränkischen Merowinger — bis der turkmanische Führer Togrul-Beg, vom Stamm der Seldjuken erobernd kommt, und sich zum Sultan in den syrischen Ländern des Chalifats macht. Sein Verwandter Suleiman gründet 1073 Königreich und Dynastie der Seldjuken von Rum, und herrscht vom Euphrat bis zum Bosporus. Die Dynastie der Abassiden war nicht mehr, und die der Seldjuken stürzte mit ihrer ganzen Monarchie vor dem Mongolenfürsten Dschengischan zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Alle diese Völkerströme wälzten sich über Syrien; daher erwähne ich ihrer

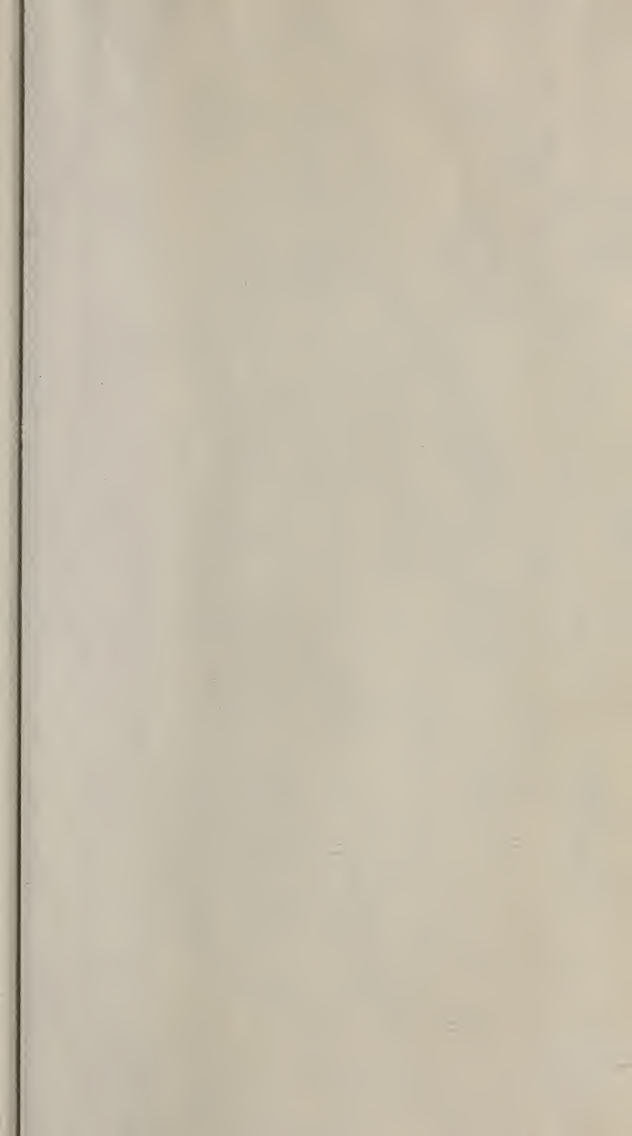
— denn das Chalifat ist bereits nach Egypten übergegangen, wo schon seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts die Fatimiten unabhängig herrschten, die von Ali und Muhameds ältester Tochter Fatime stammen, Syrien erobern, 969, aber Masr-el-Kahirah, das heutige Cairo, zu ihrer Residenz machen. Sie vertheidigen, verlieren und gewinnen wieder gegen die Kreuzfahrer Palästina und all die kleinen Reiche, welche diese im Orient stiften. Der große Saladin, aus dem Hause Ejub, der berühmte hochherzige Gegner der Kreuzfahrerkönige, war egyptischer Sultan — denn dieser Titel wurde jezt der herrschende, statt des alten Chalifen — und Syrien, seitdem immer mit Egypten verbunden, ward 1517 durch den türkischen Sultan Selim I. erobert, und zu einigen Paschaliks der hohen Pforte gemacht. In unsern Tagen hat Mehmed Ali wieder den Versuch gemacht es mit Egypten zu vereinigen; allein die europäischen Großmächte haben die alterschwache Dynastie des türkischen Reiches in Schutz genommen und ihr Syrien erhalten; vermuthlich ist sie weniger gefährlich als eine neue, die ihrer Natur nach immer jugendlich strebsam ist. Genug, seit drei Jahren hat Ibrahim Pascha wiederum Syrien räumen müssen, und der Türk vegetirt als Herr des Landes über

dem Tyrus und Sidon der Phönizier, über den Ruinen der römischen Sonnenstadt Balbek, über dem paradiesesduftenden Damaskus der Omajaden-Chalifen, und über dem Jerusalem der Christen! — Diese Orte werde ich jezt sehen, zuerst Balbek, wohin drittehalb Tagemärsche uns bringen sollen. — —


Gedruckt bei den Gebr. Unger.









41

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Hahn-Hahn, Ida G.
Orientalische Briefe

